3656

Palat XXXIV

Die

allgemeine Menschen-Geschichte

für die

studirende Jugend

von

Georg Friedrich Wiedemann.

Vierter Band.

Die mittlere Geschichte.

Zweiter Band.

Achte, vermehrte Auflage.

München, 1842.
Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung.
(W. Keck.)

584120

Die

allgemeine

Menschen-Geschichte

mittlerer Zeiten

für die

studirende Jugend

von

Georg Friedrich Wiedemann.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Achte Auflage.

München, 1842.
Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung.
(W. Keck.)

Inhalt
des zweyten Bandes der mittlern Geschichte.

Zweyte Abtheilung.

Vom Anfange der Kreuzzüge 1096 bis auf die Entdeckung von Amerika 1492.

I. Die Kreuzzüge. Seite

1. Ihre Veranlassung 1
2. Der erste Kreuzzug 15
3. Der zweyte Kreuzzug 45
4. Der dritte Kreuzzug 57
5. Der vierte Kreuzzug 75
6. Der fünfte Kreuzzug. 95
7. Der sechste Kreuzzug 122
8. Der siebente und letzte Kreuzzug 148
9. Folgen der Kreuzzüge 153

II. Das Ritterthum 155

III. Das deutsche Reich.

1. Kaiser Lothar der Sachse 172
2. Die schwäbischen oder hohenstaufenschen Könige und Kaiser 177
   - Conrad von Franken 177
   - Friedrich I. von Schwaben 179
   - Heinrich VI. 195
   - Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig 196
   - Friedrich II. 197
   - Conrad IV. 200
3. Das Interregnum 201
4. Könige und Kaiser aus verschiedenen Häusern . 205
   - Rudolph von Habsburg 207
   - Adolph von Nassau 212
   - Albrecht I. von Oesterreich 215
   - Heinrich VII. von Luxemburg 218
   - Ludwig IV. von Bayern und Friedrich von Oesterreich 218

Seite

Carl IV. von Böhmen. 225
Wenceslaus von Böhmen 230
Ruprecht von der Pfalz 235
Sigismund von Ungarn 234
5. Könige und Kaiser aus dem österreichischen Hause
Albrecht II. 252
Friedrich III. 253

IV. Italien.

1. Die Lombardey nebst einem Theile von Mittelitalien 260
2. Neapel und Sicilien 265
3. Venedig 275

V. Spanien und Portugal.

1. Arabisches Spanien 279
2. Christliches Spanien 280
3. Portugal 286

VI. Frankreich.

1. Fortsetzung der capetingischen Könige 288
2. Könige aus dem Hause Valois 292

VII. Brittannien und Irland.

1. England 307
2. Schottland 312
3. Irland 315

VIII. Scandinavien 315
IX. Rußland 321
X. Polen. 326
XI. Ungarn 330
XII. Das griechische Reich 334
XIII. Die europäische Türkey 342
XIV. Wiederaufleben der Wissenschaften . 343
Zeittafel der mittlern Geschichte 348
Regententafel der mittlern Geschichte. 354

Die allgemeine

Menschen-Geschichte

mittlerer Zeiten.

Zweyte Abtheilung.

Vom Anfange der Kreuzzüge 1096 bis auf die Entdeckung von Amerika 1492.

I.

Die Kreuzzüge.

1.

Ihre Veranlassung.

1. Das gelobte Land, wo der Sohn Gottes in Menschengestalt den Namen seines Vaters durch Lehre und Wunder verherrlichte, und insbesondere die Stadt Jerusalem, wo er das Werk der Erlösung vollbrachte, waren der Christenheit von jeher heilig. Daher wallfahrteten, sobald das Christenthum über die Grenzen Palästina's hinaus verbreitet war, die Christen aus den andern Provinzen des Reichs nach den heiligen Stätten des gelobten Landes.

Als Constantin der Große sich den Lehren des Evangeliums unterworfen hatte, war es, unter Beyhülfe seiner frommen Mutter Helena, eines der ersten seiner Andachtswerke, diese Gnadenorte zu reinigen und auszu-

schmücken. Er empfahl dem Bischofe von Jerusalem, Macarius, die Wiederherstellung des verschütteten Grabes unsers Heilandes als die heiligste Angelegenheit seines Herzens. Ueber dem Grabe wurde ein schönes Gewölbe erbaut, das von hohen Säulen getragen ward; zu ihm führte ein Vorhof, der mit glänzenden Steinen gepflastert, und an drey Seiten mit Säulenlauben umgeben wurde. In geringer Entfernung von der Grabeshöhle gegen Morgen ward ein Tempel, erstaunlich an Höhe, Länge und Breite, aufgeführt. Die äußere Mauer desselben zierten glänzende Steine, welche so zusammengefügt waren, daß sie dem schönsten Marmor glichen; das Dach war zum Schutz gegen die Witterung mit Bley gedeckt. Die innern Wände bekleidete Marmor von mancherley Farben, die Decke schmückte geschnitzte Arbeit, und der ganze Tempel strahlte in seinem Innern von Gold. Drey Thüren führten, auf der Morgenseite, in den Tempel, und vor ihnen bildeten zwölf Säulen, nach der Zahl der heiligen Apostel, einen Halbkreis, der mit seinen Enden die Ecken des Hauptgebäudes berührte. An der südlichen und nördlichen Seite des Tempels waren Hallen, deren Gewölbe mit Gold köstlich verziert waren. Die Gewölbe der vordern Hallen ruhten auf großen herrlichen Säulen, die der entferntern auf einfachern Stützen. Ehe der Pilgrim in diesen herrlichen Tempel kam, wandelte er durch prachtvolle Propyläen, und aus diesen kam er in den großen Vorhof, an dessen Seiten in schönen Säulenlauben ebenfalls eine große Anzahl von Hallen war. Constantin feyerte sein dreyßigstes Regierungsjahr durch die Einweihung dieses herrlichen Tempels, den er mit vielen Geschenken bereicherte. Aus allen Provinzen des Reiches kamen dieser Feyerlichkeit wegen Christen nach Jerusalem, und sahen an dem Orte, wo der Heiland war begraben worden, den Beherrscher der römischen Welt nach Christenweise bethen, und stehend mit frommer Demuth und Andacht eine Rede des heiligen Bischofs Eusebius zur Verherrlichung des heiligen Grabes anhören.

Von dieser Zeit an mehrten sich die Pilgerschaften nach dem heiligen Lande. Den christlichen Pilger aus dem römischen Reiche schreckten nicht mehr die Nachstellungen heidnischer Landpfleger; in einem würdigen Tempel überließ er sich jetzt öffentlich der Andacht, welche er vorher verbergen mußte. Aus Spanien und Britannien, so wie aus dem westlichen Afrika wallte der Pilger nach Jerusalem nur durch christliches Land, wo er überall gastfreundliche Aufnahme fand. In den beträchtlichern Städten des römischen Reichs war selbst schon durch öffentliche Gasthäuser für die Bequemlichkeit des Wanderers gesorgt, und fromme Personen widmeten sich ausschließlich dem Dienste und der Pflege der Pilger. Alles dieses erhielt sich auch nach der Zertrümmerung des abendländischen Reichs; ja das Interesse an solchen Pilgerreisen ward noch durch die Sehnsucht nach heiligen Reliquien, und insbesondere durch den Handel mit dem Oriente erhöht, welchen mehrere Städte um das Mittelmeer, und unter ihnen hauptsächlich Marseille, sich zu erhalten gewußt hatten.

II. Desto größer war der Schrecken in ganz Europa, als das heilige Land in die Gewalt derjenigen fiel, welche nicht an Jesum Christum den Sohn Gottes glaubten, und als das gut befestigte Jerusalem dem Feldherrn des Chalifen Omar, Abu Obeidah, übergeben werden mußte (637). Doch waren die von dem Patriarchen Sophronius mit dem Chalifen selbst abgeschlossenen Bedingungen der Uebergabe billig: „den Christen ward Freyheit des Gottesdienstes gestattet in allen bisherigen Kirchen, eine neue sollte aber nicht erbaut werden; sie sollten auf ihren Kirchen keine Kreuze aufrichten, auch keine öffentliche Processionen halten, ihre Glocken bloß anschlagen, nicht läuten, keinem Christen wehren, zum Islam sich zu wenden, den Muselmännern die größte Ehrfurcht beweisen, von ihnen durch Namen, Kleidung und Gebräuche sich gehörig unterscheiden, endlich den Chalifen als ihren Oberherrn erkennen, und ihm die Kopfsteuer bezahlen.“ Omar erfüllte redlich

sein Versprechen; er bethete nur auf den Stufen des Eingangs der christlichen Kirchen, damit nicht die mit ihm eindringenden Muselmänner den Gottesdienst der Christen störten, und baute, nach des Patriarchen Rath, auf dem Berge Moria eine Moschee für die Bekenner des Islam. Seit dieser Zeit nannten die Araber Jerusalem Beit el Mokadas, d. i., das Haus des Heiligthums.

Während in der Folge in Europa gegen die Muselmänner mit den Waffen gekämpft wurde, wanderten christliche und mohammedanische Pilger, sowohl der Andacht als des Handels wegen, ungestört nach Jerusalem. Und selbst als die Christen Syriens unter dem Chalifen Al Mansur hart bedrängt wurden, geschah doch den Pilgern aus dem Abendlande selten etwas zu Leid. Der heil. Bischof Wilibald von Eichstädt, welcher zu dieser Zeit (786) mit sieben Gefährten nach dem heiligen Lande wallfahrtete, durchreiste ganz Syrien, besuchte viermal Jerusalem, und ging selbst an den Hof des Chalifen. Da diese Pilger als verdächtig gefangen genommen, und vor den Emir zu Emesa geführt wurden, befahl dieser, sie frey zu lassen; „denn", sprach er, „Leute aus ihrem Lande habe ich oft hier gesehen; sie suchen nichts Böses, und wollen nur ihr Gesetz erfüllen." — Carl der Große unterstützte die Christen in Syrien und in andern saracenischen Ländern durch freygebige Almosen, und suchte die Freundschaft der muselmännischen Fürsten, um den Zustand ihrer christlichen Unterthanen zu verbessern. Der Chalife Harun al Raschid bewilligte alles, was die Gesandten Carls begehrt hatten, und sendete diesem nebst andern kostbaren Geschenken die Schlüssel des heiligen Grabes (807). Auch Ludwig der Fromme und Ludwig der Deutsche ließen zur Unterstützung der morgenländischen Christen von allen Inhabern königlicher Güter in Deutschland Steuern erheben.

Je tiefer aber unter Harun's Nachfolgern die Macht und das Ansehen des Chalifats zu Bagdad sank, und je kühner die Statthalter der Provinzen desselben nach Unab-

hängigkeit strebten, oder die Stifter mohammedanischer Secten, wie einst Mohammed selbst, ihre Lehren mit dem Schwerte verbreiteten: desto mehr verschlimmerte sich der Zustand der Christen im Orient, und desto gefährlicher wurden die Pilgerfahrten nach den heiligen Stätten Palästinas. Dieß war hauptsächlich der Fall, als der Alide oder Fatimide *) Moez von Kairwan aus Aegypten und Syrien eroberte, seinen Sitz zu Cairo nahm, und die Abbasiden zu Bagdad als unrechtmäßige Chalifen verfluchte (972). Die neuen Chalifen achteten die Verträge nicht, welche Omar mit den Christen zu Jerusalem aufgerichtet hatte. Besonders handelte der Chalife Hakim (seit 1021) gegen die Christen gewaltthätig; sie litten persönliche Kränkungen und Verfolgungen, und mehrere ihrer Kirchen wurden zerstört. Wohl gereute ihn gegen das Ende seines Lebens diese Verfolgung der Christen; er erlaubte denen, welche, um der Schmach zu entgehen, den Islam scheinbar angenommen hatten, sich wieder zu ihrem alten Glauben zu bekennen, und ertheilte allen die Freyheit, ihre zerstörten Kirchen wieder aufzubauen. Dagegen wurde von den christlichen Pilgern ein beträchtlicher Preis für den Eingang in Jerusalem verlangt. Deßungeachtet vermehrten sich die Wanderungen nach dem gelobten Lande, wozu wohl auch dieses beytrug, daß jetzt dem Pilger ein neuer Weg geöffnet wurde, der ihn der Gefahren und Kosten einer weiten Seereise überhob. Die Pilgerreisen geschahen nämlich bisher größtentheils über Rom, wo die Wandernden das Kreuz und den Segen vom Papste empfingen, nach einem italienischen Hafen, und von da entweder nach Griechenland und über Constantinopel durch Kleinasien nach Syrien, oder zu Meer nach einem Hafen der syrischen Küste. Als aber seit dem Ende des zehnten

*) Abkömmling des Ali und der Tochter Mohammed's Fatime. Der Urgroßvater des Moez, Abu Mohammed Obaidalla, hatte im Anfang des 10ten Jahrhunderts die Herrschaft der Aliden oder Fatimiden im nordwestlichen Afrika begründet.

Jahrhunderts das ungarische Volk nach und nach christlich geworden war, fingen in der Mitte des eilften Jahrhunderts viele Pilger an, ihren Weg durch die Ebene von Ungarn nach Constantinopel zu nehmen. Diese neuen Christen, besonders ihre heiligen Könige, nahmen die Pilger gastfreundlich auf, und bald ward auch an der österreichisch-ungarischen Grenze ein Gasthaus zu ihrer Aufnahme erbaut. Im Morgenland aber verschlimmerte sich der Zustand der Christen desto mehr, und die Pilgerfahrten dahin wurden desto gefährlicher, je mehr sich zu dieser Zeit die Macht der seldschukischen Türken vergrößerte.

III. Erst seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts kennt die Geschichte den Namen der Türken. Dieser scythisch-tatarische Volksstamm hatte sich damals an den Ufern des Irtisch, am Fuße des altaischen Gebirges, zwischen China und Persien gelagert. Er führte Krieg mit den Sassaniden und Byzantinern, bald mit diesen, bald mit jenen im Bunde. Endlich wurde um die Mitte des achten Jahrhunderts das östliche Gebiet der Türken von China abhängig, und ihr westliches von Persien, das die Araber unterjocht hatten. Sie nahmen jetzt den Islam an, und bald darauf errichtete aus ihnen der Chalife von Bagdad seine Leibwache. Nach und nach gab diese türkische Sclavenmiliz den Arabern die Heeresführer, und den Chalifen die Emir's al Omrah (erste Minister, wie die Majores Domus der Franken), endlich sogar mehrere Herrscherstämme. So regierten in Palästina, Syrien und Aegypten im neunten und zehnten Jahrhunderte die türkischen Geschlechter der Tuluniden und Ichschididen; so in Persien und Indien vom Ende des zehnten bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts das der Gasnaviden. Gleichzeitig machte ein türkischer Stamm in Turkestan, zwischen dem Aralsee und dem caspischen Meere, unter seinem Heerführer Seldschuk sich von China frey. Seldschuk's Söhne mußten noch vertheidigungsweise verfahren; aber sein En-

kel Togrulbek betrat die Laufbahn des Eroberers. Unaufhaltsam zog er nach Bagdad, übernahm hier die Würde des Emir al Omrah, ließ dem Chalifen von Bagdad nur das oberste Priesterthum, und herrschte als Sultan über alle Länder des Chalifats vom Oxus bis zum Euphrat. Sein Neffe und Nachfolger Alp Arslan drang sogar bis Iconium in Kleinasien vor, nahm den griechischen Kaiser Romanus Diogenes, der sich mit einem Heere ihm entgegengestellt hatte, gefangen und schreckte Constantinopel (1070). Unter seinem Sohne Malek Schah oder Dschelal Eddin, dem größten aller seldschukischen Herrscher (1072 — 1092), wurde Kleinasien bis zu den Meeresküsten und Damascus nebst einem großen Theile Syriens erobert; und vor seinem Tode huldigte man ihm von den Grenzen China's bis zum Mittelmeere, und von Samarkand bis zur südlichen Spitze Arabiens. Gleich nach seinem Tode aber brachen innere Kriege aus, in welchen sich Brüder und Verwandte nicht schonten, und Mohammedaner sich untereinander auf's äußerste verfolgten. Um wieviel weniger durften Christen und christliche Pilger auf eine gemäßigte Behandlung rechnen!

Schon im Jahre 1070 war Jerusalem den Fatimiden entrissen worden. Ortok, ein Führer türkischer Horden, beherrschte mit Bewilligung des Bruders Maleks die heilige Stadt. Unter seinen Söhnen und Nachfolgern Ilgazzi und Sokmann nahm Noth und Gewalt überhand. Der Zustand der Christen in Jerusalem und in andern Städten des gelobten Landes ward schrecklich; sie erfuhren von den Türken die entehrendsten Mißhandlungen. Ihre wilden Schaaren drangen in die Kirchen, setzten die Christen während des Gottesdienstes durch den wildesten Lärm in Schrecken, erstiegen die Altäre, stürzten die Kelche um, traten die geweihten Gefässe mit Füßen, zerschlugen die Bilder und die marmornen Säulen, mißhandelten die Priester, rissen zu Jerusalem selbst den Patriarchen bey Haar und Bart zur Erde, und warfen ihn in's Gefängniß, da-

mit die Christen ihn mit großen Summen wieder lösen sollten. Strenger als je forderte man von den Pilgern, deren Vermögen durch die Reise fast immer schon erschöpft worden, ein Goldstück für die Erlaubniß, Jerusalem zu besuchen; und da die Einwohner dieser Stadt nicht jeden unterstützen konnten, so kamen oft Tausende von armen Pilgern vor den Thoren durch Hunger und Blöße um. „Es war die höchste Zeit, daß die abendländischen Christen ihren Glaubensgenossen zu Hülfe eilten; es war zweifelsohne ihre Verpflichtung, wenn anders jeder Unrecht und Tyranney abwehren soll, dem dazu die Kraft und das Geschick gegeben ist.“ *)

IV. Im Jahre 1093 unternahm Peter, aus Amiens gebürtig, früher Einsiedler, jetzt Priester, die Wallfahrt nach Jerusalem. Er zahlte den Zins, und betrat die heilige Stadt, hörte, was die Christen litten, und sah selbst die tägliche Bedrückung. Von heiligem Eifer entbrannt, ging er zu dem Patriarchen Simeon, und warf ihm vor, daß er so ruhig es ansehe, wie die heiligsten Oerter von den Türken entweiht, die Gaben der frommen Christen geraubt, die Pilgrimme gemißhandelt werden. Der fromme Patriarch antwortete mit Klagen über die unglückliche Lage seiner Kirche; er erwies, daß die gelähmten Kräfte der morgenländischen Christen für die Befreyung nicht genügten, und die entnervten Griechen binnen wenig Jahren selbst das halbe Reich verloren hätten; ärmer und einfacher, aber kräftiger und gläubiger sey das Abendland, und nur von dorther die Erlösung möglich. »Darum«, sprach der Patriarch, »sende ich dich als Gesandten der Kirche zu Jerusalem an ihre Tochter im Abendlande, daß du von ihr Erbarmen und Hülfe für ihre unglückliche Mutter

*) S. Raumer „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.“ (Leipz. 1823) Th. I. S. 46. Wilken „Geschichte der Kreuzzüge.“ (Leipz. 1807) Th. I. S. 45. — Diese beyden Werke haben wir bey Erzählung der Geschichte der Kreuzzüge vorzüglich benützt.

erflehen mögest.« Bereitwillig übernahm Peter den Auftrag und Schreiben an den Papst und die Könige und Fürsten des Abendlandes: er werde das Geschriebene bestätigen, und die Gläubigen zu freudigen Zügen aufmuntern. Nochmal eilte er in die Auferstehungskirche, um Christus anzuflehen für das Unternehmen, welches seine ganze Seele füllte. Ermüdet von den Anstrengungen der Andacht fiel er in einen tiefen Schlaf. Da erschien ihm im Traume Christus und sprach: »Auf, Petrus! eile und vollbringe mit Muth, was du übernommen hast; ich werde mit dir seyn. Denn es ist Zeit, daß mein Heiligthum gereiniget, und meinen Dienern geholfen werde.« Petrus erwachte gestärkt und geweiht, eilte, nach wiederholtem Gebethe, mit der frohen Nachricht zum Patriarchen, und trat am andern Tage die Rückreise an. Nachdem ihn Kaufleute glücklich bis Bari geführt hatten, eilte er nach Rom zum Papst Urban; dann über die Alpen zu allen Fürsten, Prälaten und zu allem Volk. Seine Reden setzten die Gemüther Aller in Bewegung, und seine Hoffnungen wuchsen. Schon auf einer Versammlung von hohen Geistlichen in Piacenza (1094) wurde, neben andern wichtigen Dingen, auch des heiligen Landes gedacht, und Gesandte des griechischen Kaisers traten hülfeflehend auf, weil die Ungläubigen schon die ganze asiatische Seite des Bosporus beherrschten. Wichtiger aber war die große und glänzende Versammlung von mehr als 300 Bischöfen und Aebten, und einer unzählbaren Menge von Geistlichen und Laien, welche sich im November des Jahres 1095, nach Urbans dringender Ladung, zu Clermont in Auvergne einfanden. Es war Hauptzweck des Papstes, hier die Rettung des heiligen Landes zu bewirken. Auf einem freyen Platze — denn kein Saal konnte eine so zahlreiche Versammlung fassen — sprach Urban von erhöhter Stelle mit lauter, oft durch Seufzen und Thränen gehemmter Stimme:

»Die Lehre Jesu Christi, welche das Abendland in ur-

sprünglicher Reinheit bewahrt, ist auch Jahrhunderte lang in Asien frey verkündet und bekannt worden. Zwar hat das gerechte Bestreben, jede falsche Ansicht und Deutung zu vertilgen, uns bisweilen in Zwiespalt erscheinen lassen mit den Bewohnern jener Länder; allein wir haben sie stets geachtet als Christen, und nie vergessen, daß wir alle Brüder Eines Hauses, Kinder Eines Vaters sind. Soll ich wiederholen, was jeder weiß, wie jene über das Heidenthum gewonnenen Länder den Christen wieder entrissen, und eine Beute der Ungläubigen geworden sind? Wer kann es hören ohne Jammer? und doch giebt es einen Schmerz, der noch tiefer, ein Unglück, das noch grösser ist: denn auch Palästina und Jerusalem sind in den Händen der Feinde. — Der Erlöser unseres Geschlechtes, welcher zum Heile Aller menschlichen Leib und Gestalt annahm, wandelte in jenem auserwählten Lande. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, welche Er gesprochen, durch die Wunder, welche Er verrichtet hat. Jede Zeile des alten und neuen Testamentes beweiset, daß Palästina als das Erbtheil des Herrn und Jerusalem als der Sitz aller Heiligthümer und Geheimnisse rein bleiben soll von jeder Befleckung. Und diese Stadt, die Heimath Jesu Christi, die Wiege unseres Heils, ist nicht mehr theilhaft der Erlösung! In dem Tempel, aus welchem Christus die Kaufleute vertrieb, damit das Heiligthum nicht verunreiniget würde, wird jetzt des Teufels Lehre öffentlich verkündigt. Wer darf noch zu Maria der Jungfrau flehen? wer in der Kirche des heiligen Grabes andächtig Den anrufen, welcher dem Tode die Macht genommen hat? Lastthiere stehen in den heiligen Gebäuden, und für die Erlaubniß, solch Elend zu schauen, verlangen die Frevler sogar noch schweren Zins. Die Gläubigen werden verfolgt, Priester geschlagen und getödtet, Jungfrauen geschändet und gemartert. Wehe uns, wenn wir leben, und solchem Uebel nicht steuern! Besser ist sterben, als der Brüder Untergang länger dulden. — Jeder verläugne

sich selbst, und nehme Christi Kreuz auf sich, damit er Christum gewinne. — Kein Christ streite mehr wider den andern, damit das Christenthum selbst nicht untergehe, sondern verbreitet und gefördert werde. Es höre auf Mord und Feindschaft und Bedrückung; es beweise jeder Muth und Tapferkeit, nicht wo sie den Fluch, sondern wo sie Vergebung der Sünden und die Krone der Martyrer erwarten. Keiner fürchte Gefahr; denn wer für den Herrn streitet, dem sind die Kräfte der Feinde unterthan. Keiner fürchte Mangel und Noth; denn wer den Herrn gewinnt, ist überall reich. Keiner lasse sich durch Klagen der Zurückbleibenden vom Zuge abhalten; denn die Gnade des Herrn wird auch diese schützen!!«

Da unterbrach die ganze Versammlung die Rede des Papstes, und rief wie mit Einer Stimme: »Gott will es, Gott will es!» Endlich ward die Ruhe wieder hergestellt, und Urban fuhr fort:

»Es gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: Wo auch nur zwey oder drey versammelt sind in meinem Namen, werde ich mitten unter ihnen seyn. Denn nur des Herrn Einwirkung machte es möglich, daß der gleiche Eifer sich erzeugte in euch allen, und das gleiche Wort ausgesprochen wurde von jedem Einzelnen. So möge denn das Wort: Gott will es! euer Feldgeschrey seyn in jeder Gefahr, welche ihr übernehmt für die Lehre Christi; das Kreuz aber euer Zeichen zur Kraft und zur Demuth. Der Fluch des apostolischen Stuhls soll jeden treffen, der sich unterfängt, das heiligste Unternehmen zu hindern; sein Beystand dagegen im Namen des Herrn eure Bahn ebnen, und euch geleiten auf allen Wegen!«

Kaum hatte der Papst seine Rede geendet, so drängte sich Ademar von Monteil, Bischof von Puy, mit freudigem Antlitz zu ihm hin, warf sich vor ihm nieder, und bath um seine Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen, und um seinen Segen. Als er beydes erhalten, folgte seinem Beyspiele Bischof Wilhelm von Orange, und nach

diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Dann legte einer der Cardinäle im Namen aller Pilgrimme, welche zur Erde niederfielen, das Bekenntniß der Sünden ab, und Urban ertheilte über alle die Absolution. Hierauf hefteten sie sich ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter, als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der neuen christlichen Verbindung.

V. Nach der Rückkehr in ihre Heimath predigten die Bischöfe das Kreuz, und die Laien suchten Genossen und Begleiter, beyde mit der größten Begeisterung und fast unglaublichem Erfolge. Denn es entstand eine allgemeine Bewegung in allem Volke, wie noch niemals: es trennte sich der Mann von dem Weibe, die Aeltern von den Kindern; der Landmann gedachte nicht mehr des Ackerbaues, der Hirte nicht mehr seiner Heerde; Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen seyn von dem großen Unternehmen, von der neuen Völkerwanderung. Sehr viele, voll heiligen Glaubens an Den, der aller Welt Sünde trug, verließen gerne ihre irdischen Besitzthümer, um zu wandeln, wo jener gewandelt, und um in geistiger Freude sich zu erheben über alles Leid. Nicht wenigere wollten, zornig über den Andrang ungläubiger Feinde, ihrer Tapferkeit ein Feld eröffnen, das der von neuem bey schwerer geistlicher Strafe anbefohlene Gottesfriede in christlichen Ländern immer mehr beschränkte. Einige trieb die Begierde, fremde Länder und Sitten zu erkunden, Andere die Hoffnung der Beute oder des kaufmännischen Gewinns, wieder Andere der Leichtsinn oder die Lust an jeder Veränderung und der Wahn, die neuen Verhältnisse müßten angenehmer seyn, als die hergebrachten. Wem etwa jugendlich frische, damals die Masse noch belebende Begeisterung fehlte, den bestimmte oft der natürliche Trieb der Nachahmung, und die Besorgniß für feige gehalten zu werden. Ja es fanden sich auch Einzelne, die das Kreuz nahmen, um dem augenblicklichen Mangel an Lebensmitteln, dem

Drucke der Herren, den Banden eines Ordens, den Forderungen der Gläubiger, oder der Strafe ihrer Verbrechen zu entgehen. Selbst des Papstes Bestreben, nur die tauglichsten und waffenfähigsten unter den Weltlichen auszuwählen und keinem Geistlichen ohne höhere Genehmigung das Lösen der kirchlichen Bande zu gestatten, blieb ohne Erfolg; und er konnte, obgleich die erste Regung von ihm ausgegangen war, diesen Wanderungen nach dem Morgenlande kein Ziel setzen. Zwey Jahrhunderte dauerte die Bewegung, dann neigte sich wieder alles zum Gleichgewichte. Zwey Jahrhunderte hierauf bestand Europa ohne ähnliche Erscheinung, bis das neu entdeckte Amerika ein neuer Ableiter aller überschießenden Kräfte ward.

2.
Der erste Kreuzzug.
(1096—1099.)

I. Da Kaiser Heinrich IV. den Papst befehdete, König Philipp von Frankreich wegen unrechtmäßiger Trennung von seiner Gemahlinn und Vermählung mit einer andern im Kirchenbanne lag, und König Wilhelm II. von England überhaupt kein Freund weit aussehender Unternehmungen war: so konnte kein gekröntes Haupt an die Spitze des Kreuzzuges gestellt werden. Auch der Papst, obgleich feyerlich zur Führung eingeladen, lehnte den Antrag ab: »denn es drohe im Abendlande der römischen Kirche noch Gefahr; und ihm komme es zu für das Wohl der ganzen Christenheit zu wachen, nicht persönlich einzelne Unternehmungen zu vollbringen.« Er ernannte den Bischof Ademar von Puy zu seinem Stellvertreter bey dem heiligen Zuge.

Hingegen fand sich in vielen Fürsten das Geschick und die Neigung, ihre ansehnlichen, bisher durch Gesetz eingeschränkten Kräfte für das heilige Unternehmen mit freyer Thätigkeit zu verwenden. Vor allen verdient Erwähnung Gottfried, nach dem Stammschlosse seines Hauses, von

Bouillon genannt. Seine Aeltern waren Eustathius, Graf zu Boulogne, und die heil. Ida, die Schwester des Herzogs Gottfried von Lothringen. Dieser nahm seinen Neffen, der durch weibliche Verwandtschaft Carln den Großen unter seinen Ahnen zählte, an Kindes statt an, und hinterließ ihm, als er selber in Antwerpen ermordet wurde, alles eigene Gut. Sobald Gottfried herangewachsen war, hielt er sich zu Kaiser Heinrich IV., und gewann binnen kurzer Zeit so allgemeine Achtung, daß man ihm als dem Würdigsten in der entscheidenden Schlacht wider den Gegenkönig Rudolph die Reichsfahne anvertraute. Diesem Vertrauen entsprechend, drang er (15. Oct. 1080) kühn voraus in das feindliche Heer, und stieß Rudolphen den Schaft seines Banners so tief in die Brust, daß er wenige Tage nachher in Merseburg starb. Später begleitete Gottfried den Kaiser auf dem Zuge nach Italien, und erstieg zuerst die Mauern Roms. So treue Dienste belohnte Heinrich zunächst durch Ertheilung der Mark Antwerpen, dann im Jahre 1084 durch Ueberlassung des Herzogthums Lothringen. Bald darauf gerieth Gottfried wegen beträchtlicher Besitzungen in Streit mit einem vornehmen ihm verwandten Edeln. Die Richter erkannten auf den Zweykampf, welchen der Herzog, der Landessitte gemäß, auch annahm, obgleich ungern und, wie es scheint, nicht ohne Einsicht in die Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens. Bald nach dem Anfange des Kampfes zersprang Gottfrieds Schwert an dem Schilde seines Gegners, worauf sich der Kaiser nach dem Rathe einiger Fürsten zur Vermittlung erbot. Allein der Herzog wollte nicht mit zweydeutigem Rufe aus dem Streite scheiden, und traf bey Erneuerung des Gefechtes mit der verstümmelten Waffe den Gegner so an die Schläfe, daß er für todt aus den Schranken getragen wurde. Gottfried gewann hiedurch nicht nur die streitigen Besitzungen, sondern auch Ruhm und ritterliche Ehre. In seltenem Vereine mit solcher Tapferkeit zeigte er sich keusch, mäßig, milde, fromm, freund-

lich und freygebig gegen jedermann, unbeherrscht von der Liebe zu irdischem Besitze. Auch sein Aeußeres war einnehmend, das Gesicht schön, die Haare eher blond als braun, ein hoher Wuchs, stark und doch gewandt. Um den Zug nach dem heiligen Lande nicht unschicklich mit geringen Kräften anzutreten, veräußerte er, doch mit vorbehaltenem Rechte der Einlösung für seine nächsten drey Nachfolger, das Stammschloß Bouillon an den Bischof Albert von Lüttich um 1500 Mark Silbers. Zu ihm gesellten sich seine Brüder Balduin und Eustathius, und sein Neffe Balduin von Rames oder Burg. — Noch rüsteten sich zum Zuge nach Jerusalem: Graf Robert von der Normandie, der Sohn Wilhelms des Eroberers, Bruder Königs Wilhelm des Rothen von England, an Geschlecht und Reichthum größer als Gottfried, geringer aber an Herrschergeist und christlichen Tugenden (er überließ für 10,000 Mark seinem Bruder Wilhelm die Normandie auf 5 Jahre); Robert, Graf von Flandern, der schon vor zwölf Jahren das heilige Grab besucht, von den Bedrückungen der Christen erzählt und zur Annahme des Kreuzes ermuntert hatte; Hugo, Graf von Vermandois, der Bruder König Philipps von Frankreich, dem Geschlechte nach der erste unter den Pilgern, und auch an Rechtlichkeit und Sitte hinter keinem zurück; der Graf Stephan von Blois und Chartres, der so viele Burgen zählte, als Tage im Jahre sind; Graf Raimund von Toulouse, der mächtigste und reichste Fürst Frankreich's, der seine meisten Besitzungen veräußerte, um die große Unternehmung desto nachdrücklicher befördern zu können; der Normann Boemund, Fürst von Tarent, seinem Vater Robert Guiscard in Allem ähnlich, großen Muth und Kriegsgeschick mit noch größerer Gewandtheit und Verschlagenheit verbindend; und endlich sein Neffe Tancred, der die jüngern Genossen an Kühnheit der Waffenführung, die ältern Männer an besonnenem Ernste übertraf, ein fleißiger Hö-

rer des göttlichen Wortes, nicht Böses mit Bösem vergeltend, mehr bemüht, den Feind in offener Fehde, als durch listige Rathschläge zu besiegen, niemals seine eigenen Verdienste rühmend, aber, indem er Wachen dem Schlafe, Arbeit der Muße, Anstrengung der Erholung vorzog, auf dem Wege zum rechten Ruhme, den er bey der Mit- und Nachwelt zu erlangen wünschte. Er hatte gezweifelt, ob der geistliche oder der weltliche Stand sein eigenster Beruf sey, ob er in dem einen oder dem andern die höchste Entwicklung seiner Natur erwarten dürfe: da forderten die Kreuzzüge Rittertugenden zu geistlichen Zwecken, und vereint hatte er jetzt gefunden, was ihm früher auf immer getrennt zu seyn schien. — Dieß waren die Häupter der Kreuzfahrer; und an sie schlossen sich unzählige Ritter und Edle an, so wie das Vaterland und äußere Verbindung es mit sich brachte, oder wie innere Uebereinstimmung der Gemüther es verlangte.

II. Der Winter des Jahres 1095, und selbst der Frühling und Sommer des nächstfolgenden verflossen unter den Vorbereitungen zu dem großen Zuge. Dieses Verfahren der Fürsten erschien aber vielen Pilgern als tadelnswerthe Zögerung. Sie verbanden sich daher mit andern, die von jenen als untauglich zur Wallfahrt abgewiesen wurden, und unternahmen in großen Schaaren unter selbstgewählten Anführern den Zug. Schon am Rheine hatte Peter von Amiens durch rastloses Predigen gegen 15,000 Pilger um sich versammelt, die sich auf der Reise durch Franken, Bayern und Oesterreich bis auf 40,000 vermehrten. Ihm war bereits mit einer beynahe gleich großen, und gleich regellosen Masse Walther mit dem Beynamen Habenichts (senzaveir) vorangegangen. Ein deutscher Priester aus den Rheingegenden, Gottschalk, zog seinem Freunde Peter mit einer Horde von ohngefähr 12,000 Mann nach; und ein Laienbruder, Volkmar, stand an der Spitze eines gleichstarken Haufens, den er in Sachsen und Thüringen zusammengetrie-

den hatte. Viele von diesen nach Palästina bestimmten Cohorten, welche man zusammen auf 200,000 Menschen berechnete, kamen nur bis Ungarn und zu den Bulgaren, wo sie entweder Hunger und Elend, oder die Bewaffnung der Eingebornen aufrieb, welche keinen Grund einsahen, ein Räubergesindel zu unterstützen, dessen Gewaltthätigkeiten allen Rechten des Eigenthums trotzten. Nur Peter von Amiens und Walther von Habenichts erreichten mit ihren sehr geschwächten Schaaren Constantinopel. Der Kaiser Alexius beschenkte die Anführer, erquickte die Horden mit Lebensmitteln, und ließ sie, nach ihrem Willen, über den Bosporus nach Bithynien bringen. Hier vereinigten sich die Deutschen mit den Franzosen, und beyde mit den vor Constantinopel zu ihnen gestoßenen Italienern; und die Türken in Nicäa rieben die getrennten und des Krieges unkundigen Banden auf. Walther von Habenichts ward mit dem größten Theile seiner Leute vernichtet; der Rest gerieth in Gefangenschaft und Sclaverey. Nur Peter hatte sich diesem Schicksale durch seine Rückkehr nach Constantinopel entzogen, und höchstens 3000 Menschen wurden von der ganzen Expedition durch die Griechen gerettet.

III. Dagegen begannen Gottfried von Bouillon und die mit ihm verbundenen Fürsten am 15. August 1096 ihren Zug auf verschiedenen Straßen mit kriegerischer Disciplin und fürstlicher Pracht. Gottfrieds Heer bestand aus 80,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern, ohne das Gefolge von Weibern und Kindern. Auch er ging durch das südliche Deutschland und durch Ungarn; hingegen Robert von der Normandie und Hugo von Vermandois zogen durch Italien nach Griechenland. Der Papst Urban II. kündigte dem Kaiser Alexius die Annäherung der abendländischen Fürsten und Ritter an; dieser aber, schüchtern gemacht durch die Horden des Peter und Walther, war seit dieser Zeit gegen die Franken — dieß war die allgemeine Benennung der abendländischen Christen während der Kreuzzüge in Byzanz — mißtrauischer, als gegen die Türken in

Kleinasien. Er schien den, nach überstandenem Schiffbruche bey Durazzo gelandeten Hugo von Vermandois in Constantinopel als Geisel behalten zu wollen, als Gottfried, der dessen Befreyung verlangte, vor Constantinopel rückte. Hugo erhielt erst seine Freyheit, nachdem er dem Kaiser den Lehenseid geleistet hatte. Alexius verlangte von den übrigen Kreuzfahrern, durch Hugo's Vermittlung, denselben Eid; Gottfried aber verweigerte ihn, worauf der Kaiser die Zufuhr sperrte. Nach mehreren Feindseligkeiten kam es im Jänner 1097 zwischen beyden zu einem Vergleiche, in welchem die Kreuzfahrer dem Kaiser eidlich Lehenstreue und die Zurückgabe der wieder eroberten Städte, so wie von denen, die sie behalten würden, die Huldigung versprachen, der Kaiser hingegen ihnen Zufuhr der Lebensmittel zu Wasser und zu Lande, und Vereinigung seiner Macht mit der ihrigen zusicherte. Gottfried wurde, damit das gegenseitige Band unauflöslicher würde, vom Kaiser feyerlich zum Sohn oder Cäsar angenommen, auf jede nur denkbare Weise geehrt, und im Frühlinge des Jahres 1097 sammt seinem Heere über den Bosporus gebracht. Eben so mußten Robert von Flandern, dessen Flotte von der griechischen angegriffen, und der nebst den Seinigen nach der Hauptstadt gebracht wurde, und der mächtige Boemund, der vorher als Feind die Griechen bekämpft hatte, jetzt aber in Constantinopel die zuvorkommendste Aufnahme genoß, dem Kaiser denselben Lehenseid, wie die andern Anführer der Kreuzheere, schwören, worauf Boemund zum Oberbefehlshaber der Völker des Orients ernannt wurde. Diesem folgte Raimund von Toulouse und Robert von der Normandie, welche gleichfalls den Eid leisteten, und dann nach Asien übergingen, wo sich am Ende April 1097 das ganze Kreuzheer der abendländischen Christenheit an den Grenzen des türkischen Gebietes zusammenfand. Bey der Musterung desselben enthielt es allein mehr als 10,000 Reiter, welche größtentheils von Adel und ritterlichen Standes waren,

und den Kern des Heeres bildeten; dreymal so stark war die Masse der Fußgänger, so daß mit Inbegriff der Weiber, der Kinder und der Geistlichen, an 600,000 Menschen an den Küsten des Bosporus versammelt waren. Alexius ließ zu diesem aus so vielen Völkern zusammengebrachten Heere nur 2000 Griechen stoßen. Er selbst trug Bedenken, den Oberbefehl zu übernehmen; doch sorgte er für reichliche Zufuhr. — Die Einheit der Maßregeln mußte bey den Kreuzfahrern schon deßhalb fehlen, weil keiner das Obercommando führte, sondern jeder Fürst das Heer befehligte, das er nach Asien gebracht hatte. Der päpstliche Legat ward nur in Kirchensachen und in Angelegenheiten der Sittenpolizey gehört, ein allgemeiner Kriegsrath bloß bey wichtigen Ereignissen gehalten. Dem Ideal eines Kreuzritters kamen aber Gottfried und Tancred am nächsten, indem in ihnen der Geist des Ritterthums mit religiösem Sinne und früheren Kriegserfahrungen zu Einem Ganzen zusammenschmolz.

IV. Der eigentliche Feldzug gegen die Türken begann im May 1097 mit der Belagerung von Nicäa, der Hauptstadt des seldschukischen Sultans von Rum (Romanien), wohin das Heer der Kreuzfahrer aus der Gegend von Nicomedien vorrückte. Nicäa ergab sich am 20. Juny an die Griechen, nicht an die Kreuzfahrer, denen dadurch eine reiche Beute entging, obgleich Alexius die Heerführer und Gemeinen ansehnlich beschenken ließ. Von hier zog das Heer nach Phrygien, besiegte bey Doryläum am 4. July den Sultan Kilidsch Arslan, und ging über Antiochia, Iconium, durch die Engpässe des Taurus, nach Tarsus in Cicilien. — Jetzt trennte sich Gottfrieds Bruder Balduin mit einem kleinen Haufen von dem Kreuzheere, und eroberte Edessa, wo noch viele Christen unter dem Joche der Seldschukiden schmachteten. Er gründete hier ein eigenes fränkisches Fürstenthum, das er bald durch die Eroberung von

Samosata und andern Oertern vergrößerte, und dessen Besitz er sich durch Heirath mit einer armenischen Christinn zu sichern suchte. Das Fürstenthum Edessa bestand bis 1142, und war die Vormauer gegen die nordöstlichen Völker.

V. Auf Gottfried's Rath drang das Kreuzheer im Spätherbste noch nach Syrien vor, und belagerte die große und feste Hauptstadt Antiochien. Während der neunmonatlichen Belagerung ward das Heer durch Hunger und Elend, durch die Kämpfe gegen die zum Entsatze anrückenden Seldschukiden, und durch die innern Streitigkeiten der Befehlshaber sehr geschwächt und vermindert. Doch fiel die Stadt dadurch, daß ein zu Mohammeds Lehre übergetretener Armenier, Pyrrhus, den ihm zur Bewachung anvertrauten Thurm an Boemund verrätherisch übergab, am 3. July 1098 in die Hände der Christen. Aber schnell wurden die Belagerer zu Belagerten. Denn schon am dritten Tage darnach nahten die Fürsten Korboga von Mosul und Nisibis, Dekak von Damaskus, Dschanahebdaula von Emesa und viele andere Emire und Große mit einem furchtbaren Heere, und schloßen die Stadt ein. Von allen Seiten mit Gefahren umringt und durch Hunger und Noth ermattet, verloren jetzt nicht bloß die geringern Pilger, sondern auch viele Edle den Muth. Sie ließen sich an Stricken von der Mauer hinab (deßhalb zur Schande Strickläufer genannt) und gelangten, theils auf ungebahnten Pfaden und unter großen Beschwerden, theils mit der zur Flucht verführten Flotte nach Alexandrette, wo sich Graf Stephan von Blois schon seit geraumer Zeit aufhielt und das weitere Geschick der Wallbrüder unthätig erwartete. Andere Pilger, welchen die Flucht bis in die christlichen Länder zu gefährlich schien, gingen zu den Türken über, Christi Lehre abschwörend, und zu eigener Entschuldigung die Noth der Pilger in ihren Erzählungen noch vergrößernd. Um solchen Uebeln zu steuern, übertrugen jetzt die Fürsten, nach dem Antrage des Bischofs von Puy, den Oberbefehl an Boe-

mund, versprachen ihm auf die Dauer der Belagerung Gehorsam, und schwuren, auszuharren trotz aller Gefahren. Mit rastloser Thätigkeit sorgte nunmehr Boemund nebst seinen Freunden Tag und Nacht für Sicherung und Widerstand; Thürme, Mauern und Thore wurden mit den sichersten Pilgern besetzt und die Flucht der Furchtsamen unmöglich gemacht. Da kam eines Tages ein Geistlicher, Namens Petrus Bartholomäus, zum Bischofe von Puy und zum Grafen von Toulouse, und erzählte mit großer Umständlichkeit: daß ihm der heilige Apostel Andreas mehrere Male im Traume erschienen sey, und ihm aufgetragen habe, den Fürsten zu verkünden, wo in der Kirche des Apostels Petrus die Lanze verborgen wäre, mit welcher man die Seite Jesu Christi durchstochen hätte. Der Bischof von Puy nahm auf das Vorgeben des Geistlichen keine Rücksicht; Graf Raimund hingegen ließ ihn von seinem Kapellane genau bewachen, und ordnete an, daß nach Entfernung alles Volkes aus jener Kirche zwölf Männer an der bezeichneten Stelle nachgraben mußten. Sie mühten sich vergebens vom Morgen bis zum Abend; Graf Raimund hatte sich bereits wieder auf seinen Posten begeben, auch mehrere Edle waren schon hinweggegangen, und die Arbeiter erschöpft; da sprang Petrus ohne Schuhe und im bloßen Hemde in die Grube, flehte um höheren Beystand, und zog bald nachher die Lanze aus der Erde hervor. Sie wurde feyerlichst den versammelten Pilgern gezeigt, und Graf Raimund seiner Frömmigkeit halber zum Träger derselben ernannt. Dem Volke entstand durch dieses Wunder neuer Muth und neues Vertrauen, und die Fürsten beschlossen, diese feurige Stimmung der Menge schnell zu benützen. Sie sandten Abgeordnete an Korboga, um ihn durch Unterhandlungen zu billigen Bedingungen zu bewegen, und als er nun unter der Bedingung, wenn sie Mohammeds Lehre annähmen, ihnen nicht bloß Schonung, sondern Land und Gut in Fülle verhieß: so bereitete sich alles aufs eifrigste zur

Schlacht. Am 28. Juny aber, nachdem Alle ihre Sünden gebeichtet, und das heil. Sacrament empfangen hatten, zogen die Fürsten mit halb nackten und vor Hunger ermatteten Fußgängern und nur 300 tauglich gerüsteten Reitern aus der Stadt, um das zahlreiche, im Ueberflusse genährte türkische Heer zu besiegen. Und es ward besiegt. Das ganze türkische Lager, mit Pferden, Heerden, Lebensmitteln und Kostbarkeiten aller Art, fiel in die Hände der Christen, so daß sich die frühere Armuth in Reichthum verwandelte. In Antiochien feyerte man große Dankfeste, und der päpstliche Legat warnte vor Frevel und Uebermuth: denn nicht durch eigene Kraft, sondern nur durch den himmlischen Beystand sey der Sieg über die ungleich größere Macht der Feinde errungen worden. Die Stadt selbst erhielt Boemund; er bildete daraus ein selbstständiges Fürstenthum, und blieb in demselben, während sein Neffe Tancred sich Gottfrieds Dienste ausschließlich widmete.

Mit der Besitznahme von Edessa und Antiochien entwickelten sich unter den Führern ganz natürlich neue, jedem eigenthümliche Zwecke. Jerusalems Befreyung blieb nicht mehr die einzige Hoffnung und das letzte Ziel, sondern der Wunsch, eine eigene Herrschaft zu besitzen, reitzte mehrere Fürsten, selbst bis zum Aufgeben der ursprünglichen Plane. Hugo von Vermandois und viele Ritter kehrten sogar in ihre Heimath zurück. Die geringern Pilger sahen dagegen in jeder Zögerung nur eine Folge der Eifersucht und der eigennützigen Absichten ihrer Anführer, und verlangten doppelt heftig den Aufbruch nach Jerusalem. Ein neues Uebel hemmte indessen alle Thätigkeit. Aus verderblichen Dünsten der Luft oder aus Unmäßigkeit, welche nach kargem Mangel bey dem jetzigen Ueberflusse der Lebensmittel desto gefährlicher wirkte, erzeugte sich eine schreckliche Seuche. Vornehme und Niedere erkrankten und und starben dahin, nicht in geringer Zahl, sondern zu Tausenden; unter ihnen auch, von allen tief betrauert,

der Bischof Ademar von Puy. In seltenem Vereine besaß er die Tapferkeit eines Ritters und die Milde eines Geistlichen; seine Beredtsamkeit führte das Volk bald zum Gehorsam, bald befeuerte sie dasselbe zu kriegerischen Unternehmungen; seine geistige Uebermacht lenkte und einigte die Fürsten unter sich, und regelte ihr Betragen gegen die Menge. Mit großer Feyerlichkeit ward sein Leichnam in der Kirche des heiligen Petrus begraben, an dem Orte, wo man die heilige Lanze gefunden hatte; alle Christen folgten wehklagend seinem Leichenzuge.

VI. Erst am 24. November brachen Raimund von Toulouse, Herzog Robert von der Normandie, Boemund und Tancred aus Antiochien auf; noch später aber, nämlich im März 1099 Herzog Gottfried von Lothringen, Graf Robert von Flandern und die übrigen Herren. Die letztern zogen über Laodicäa, Gibellum, Maraclea und Tortosa nach Arca, wo sie sich mit den erstern vereinigten, und dann nach Tripolis. Für 15,000 Goldstücke, 15 Pferde, die Freylassung von 300 christlichen Gefangenen und für einige andere Geschenke, erhielt der Emir dieser Stadt das Versprechen, daß man weder Tripolis, noch Arca und Byblus feindlich behandeln werde; und so groß war das Zutrauen nach diesem Friedensschlusse, daß die fränkischen Fürsten den Emir in seinem Palaste besuchten.

Nunmehr ward berathen, welcher Weg nach Jerusalem einzuschlagen sey. Morgenwärts von Tripolis lag der hohe Bergrücken des Libanon; zwischen diesem und einer zweyten Bergkette, dem Antilibanon, liegt das fruchtbare Thal, welches die Alten Cölesyrien oder das hohle Syrien nannten. In diesem Thale würde man leicht alle Bedürfnisse für das Heer gefunden haben; allein die große Schwierigkeit, mit Lastthieren über den Libanon zu ziehen, und der Wunsch, sich nicht von der christlichen Flotte zu entfernen, entschieden für den Weg längs dem Meere. Das Heer brach also am 4. May 1099 von Tripolis auf, und zog, geleitet von einem Saracenen, den der Emir

gestellt hatte, über Byblus und Maus nach Berytus, und empfing auch hier Geschenke zur Abwendung aller Feindseligkeiten. Nur die Befehlshaber von Sidon wollten dem Durchzuge des Pilgerheeres sich widersetzen; aber ihre Schaaren wurden von diesem in die Stadt zurückgetrieben. Nun überstiegen die Kreuzfahrer beschwerliche Bergrücken, ließen Sarepta rechts liegen, gingen über den Leontes, und erreichten Tyrus. Eine Nacht lagerten sie in den schönen Gärten, welche diese Stadt umgaben, zogen dann bis in die Ebenen von Accon oder Ptolomais, und schlossen hier mit dem Befehlshaber den Vertrag, daß diese Stadt den Christen übergeben würde, wenn sie Jerusalem einnähmen, und sich daselbst zwanzig Tage im Besitze hielten. Am 29. May feyerte das Heer bey Cäsarea das Pfingstfest, ließ dann Antipatrida und Joppe zur Rechten liegen, und erreichte über Eleutheria und Lidda oder Diospolis die von ihren Bewohnern verlassene Stadt Ramla. Drey Tage stärkten sich hier die Pilger, und zogen dann bis Nicopolis, welches vor der römischen Beherrschung Emaus genannt wurde.

Zu dieser Zeit trafen Boten von den Christen in Bethlehem ein, und bathen, ihnen schleunige Hülfe zu senden, damit nach Jerusalem ziehende Türken nicht ihre neu erbaute, sehr schöne Kirche zerstören möchten. Von hundert auserwählten Rittern begleitet, erreichte Tancred mit der Morgenröthe den Geburtsort des Heilandes; und freudig kamen ihnen die Bewohner entgegen, sangen Hymnen und Psalmen, führten alle zu Maria's Wohnung und zeigten die Krippe, in welcher das Kind lag, das die Welt erlöset hat. Andächtig knieten die Ritter und betheten; dann eilten sie nach Jerusalem. Weit allen übrigen voraus aber war Tancred, und wagte sich bis zu den Mauern, ja bis jenseits des Thales Josaphat zum Oelberge. Erst als mehrere Saracenen den Ritter erblickt hatten, und ihm nachsetzten, begab er sich zu seinen Begleitern zurück.

Auch in dem großen Heere war man ungeduldig über

jeden Augenblick längerer Zögerung, und schon in der Nacht vom fünften auf den sechsten Junius brach ein Ritter mit dreyßig Begleitern gegen die Stadt auf; er erbeutete eine Heerde, war aber bereits von Saracenen, welche aus Jerusalem herzueilten, auf einem Hügel eingeschlossen, als unerwartet Tancred mit den Seinen erschien, und die Feinde verjagte. Sobald die Ritter zum großen Heere zurückkamen und verkündeten, daß sie Bethlehem gesehen und Jerusalem, ergriff alle Pilger ein unbeschreiblicher Eifer. Rastlos eilten sie vorwärts, jeder wollte die vorliegende Höhe zuerst ersteigen, jeder zuerst die heiligen Orte erblicken. Endlich erreichte man den Gipfel des Berges und erkannte in der Ferne Jerusalem. Da fielen alle auf die Kniee, küßten den Boden, erhuben Lobgesänge, und weinten Thränen der Freude und Wehmuth. Sie vergaßen aller Leiden um solches Lohnes willen; sie vergaßen, daß unzählige Feinde den Einzug in die heilige Stadt verhinderten!

VII. Seit der Niederlage Korboga's vor Antiochien war bereits ein volles Jahr verflossen, ohne daß die seldschukischen Türken irgend etwas Erhebliches gegen die Christen unternommen hätten. Irrig wähnten sie, der Angriff sey nur gegen die ägyptischen Fatimiden gerichtet, und wünschten den Pilgern Glück gegen diese. Dagegen hatte der Sultan Mosta Abul Kasem von Aegypten zur Zeit der Belagerung Antiochiens die Freundschaft der Kreuzfahrer gesucht, und ihnen ein Bündniß gegen die seldschukischen Herrscher angeboten. Zugleich hatte er die Schwächung dieser benutzt, um durch seinen Vezier Afdal Tyrus und einen Theil der früher verlornen Seeküste wieder zu gewinnen; ja er hatte sogar Jerusalem erobert, und die von den Seldschuken eingesetzten Orthokiden daraus vertrieben. Hierdurch änderte sich aber auch sein Verhältniß gegen die Christen so, daß er nicht mehr, wie vorher, Hülfe und Beystand gegen die seldschukischen Herrscher versprach, sondern vielmehr über die feindliche Behandlung seiner Besitzungen

in Syrien klagte, und verlangte: die Kreuzfahrer sollten nicht mehr mit Heeresmacht gen Jerusalem ziehen, sondern nur in unbewaffneten Abtheilungen von zwey bis dreyhundert Pilgern zur Stadt kommen, und nach verrichteter Andacht sogleich wieder zurückkehren. Die Fürsten erwiederten, ohne Rücksicht auf die reichen Geschenke Mosta's: sie wären nicht nach Syrien gekommen, um den Befehlen eines Sultans von Aegypten zu gehorsamen, sondern würden, mit Gottes Hülfe und unbekümmert um seine Einwendung, das Ziel ihrer Wallfahrt erreichen. Hierdurch war also der Krieg erklärt, und die gewaltsame Eroberung Jerusalems nöthig geworden.

Jerusalem liegt auf vier Bergen: zwey größern, Zion und Acra, und zwey kleinern, Moria und Bezetha. Zion bildet den höchsten südwestlichen Theil der Stadt, und aus dem engen Thale Ben Hinnon erheben sich gegen Mittag und Abend schroffe, unzugängliche Felsen; wogegen die Senkung des Berges gegen Nordosten so gering ist, daß sich hier Moria nur als ein niederer Theil unmittelbar an Zion anschließt. Tiefer und breiter erscheint das Thal zwischen Zion und dem nordwärts gelegenen Berge Acra. Bezetha, der kleinste und niedrigste unter den Bergen, liegt östlich von Acra und nördlich von Moria. Aber von hier aus senkt sich nun das Land immer mehr und mehr, und geht auf der Seite gegen Mitternacht fast in eine Ebene über. — Morgenwärts von Jerusalem und längs dem Fuße der Berge Bezetha und Moria fließt der Bach Cedron von Mitternacht gegen Mittag durch das Thal Josaphat. Dieses Thal ist etwa 2000 Schritte lang und in der Mitte 400 breit. Jenseits desselben liegt das Dorf Gethsemane, und der leicht ersteigliche, aber eine sehr weite Aussicht darbietende Oelberg. Während des Sommers und Herbstes trocknet der unbedeutende Bach Cedron aus, und die am Fuße des Berges Moria entspringende Quelle Siloe giebt nur sehr wenig, und überdieß salziges, unangenehm schmeckendes Wasser. — Thore hatte Jerusalem nicht zu allen

Zeiten gleich viele; um die Zeit der Kreuzzüge werden nur drey erwähnt: das Stephansthor gegen Mitternacht, das Davidsthor gegen Abend, und das Oelbergsthor gegen Morgen. Nach der mittägigen Seite, wo die steilen Felsen des Berges Zion die Stadt begrenzten, fand kein Ausgang statt. — Doppelte Mauern umgaben alle diejenigen Theile Jerusalems, welche nicht von Natur hinlänglich geschützt waren; und auf der westlichen Spitze des Berges Zion lag der sogenannte Thurm Davids, eine Burg, zu deren Bau man die größten Werkstücke verwandt und mit festem Kitt und gegossenem Bley unauflöslich verbunden hatte. — Der von dem Chalifen Omar aufgeführte Tempel stand an der mittäglichen Seite des Berges Moria auf einem ebenen, 500 Schritte langen und 400 breiten, rechtwinkligen Platze, welcher rings mit Mauern und bedeckten Gängen umgeben war. Vier gewölbte, etwa 16 Fuß hohe und 7 Fuß breite Thore führten, von den vier Weltgegenden zu diesem Vorhofe, und über den Thoren und in den Mauern standen Thürme, von welchen die Imams das Volk zum Gebethe beriefen. Innerhalb jenes Vorhofes erhob sich ein um 6 Fuß erhöhter zweyter Platz, 200 Schritte lang und 150 breit. Seine Seiten liefen mit den äußern Umfassungsmauern des größern Hofes gleich, und vier kleine Treppen, den vier äußern Thoren gegenüber, führten auf die erhöhte, mit weißem Marmor belegte Fläche, welche nur mit entblößten reinlichen Füßen durfte betreten werden. In Mitte dieser Erhöhung stand endlich der achteckige Tempel, welcher 256 Schritte im Umfange hielt, und dessen Höhe bis zum Anfange des fast platten, mit Bley gedeckten, Daches etwa 16 Klaftern betrug. Wie die Umfassungsmauern, so hatte auch der Tempel vier, nach den vier Weltgegenden gerichtete Thore; jedes derselben ruhte auf sechs verzierten Pfeilern von Marmor oder Porphyr. Die äußern und innern Wände des Tempels waren mit weißem, der Boden mit buntem Marmor belegt. Vier und zwanzig Säulen aus

grauem Marmor, welche in einem großen Kreise standen, trugen das platte Dach; sechszehn im engern um drey Fuß erhöhten Kreise die Kuppel, welche sich in kleinerem Maaßstabe achtseitig und dem Tempel ähnlich bis zu einer gewissen Höhe erhob. Dann erst deckte ein rundes gewölbtes Dach ihre Mitte. Die acht Seiten der Kuppel waren mit Fenstern und Thüren durchbrochen, aus welchen man leicht auf das Dach des Tempels hinaustreten konnte.

Sobald Iftikhar Eddaulah, Befehlshaber des ägyptischen Chalifen, von der Annäherung der Franken Nachricht erhielt, ließ er die Thürme und Mauern der Stadt ausbessern und verstärken, Lebensmittel, Waffen und Kriegsbedürfnisse aller Art aufhäufen, und die ohnedieß unfruchtbare Gegend auf mehrere Meilen in die Runde verwüsten, daß nur einzelne Oelbäume und stachlichte Gesträuche, nirgends aber Lebensmittel für Menschen oder Thiere übrig blieben. Alle Christen, deren Treue irgend zweifelhaft erschien, wurden aus Jerusalem vertrieben, und nur wenigen gegen Zahlung großer Summen der längere Aufenthalt gestattet. Einzelne endlich, welche früher den Islam angenommen hatten, traten, im Vertrauen auf die nahe Hülfe, zum Christenthume zurück, und eilten in das Lager der Pilger. So Hugo Buduellus, ein normännischer Ritter, der eines Mordes wegen aus seinem Vaterlande vertrieben, und nach vielem Herumirren zu den Türken übergegangen war; er bereute jetzt seine doppelte Schuld, und wurde den Pilgern bey seiner Kenntniß von der Sprache und den Sitten der Türken und Araber sehr nützlich.

Durch die Gefahren bedrängt und durch Belohnungen aufgemuntert, hatten sich die Bewohner der benachbarten Städte nach Jerusalem begeben. Man zählte an 40,000 bewaffnete Vertheidiger in demselben, wogegen sich im Heere der Kreuzfahrer nur etwa 20,000 rüstige Fußgänger und 1500 Reiter befanden. Am Tage nach der Ankunft,

am 7. Juny des Jahres 1099 umlagerten die Fürsten Jerusalem auf der Seite gegen Mitternacht und gegen Abend. Der Herzog von Lothringen stand mit den Seinen vor der Burg Davids, wo die heftigsten Angriffe zu besorgen waren; neben ihm zur linken Tancred und der Graf von Toulouse; dann der Graf von Flandern; nordwärts endlich, vor dem Stephansthore, Graf Robert von der Normandie. Uneingeschlossen blieb dagegen die Stadt von der Ost- und Südseite, da die höheren Berge und das Thal Josaphat hier jeden Angriff erschwerten; und erst später wurden Abtheilungen zur Bewachung des Oelberges ausgesandt. Um die Kirche der Mutter Gottes im Süden der Stadt besser schützen zu können, schlug Graf von Toulouse bald nachher eigenmächtig sein Lager näher am Berge Zion auf, und wurde deßhalb von allen seinen Rittern verlassen; da sie aber seine Reichthümer nicht entbehren konnten, söhnten sie sich wieder mit ihm aus.

VIII. Am fünften Tage der Umlagerung Jerusalems wagten die Pilger einen allgemeinen Sturm, und eroberten nach langem und hartnäckigem Kampfe die äußere Mauer. Als sich aber die Belagerten nunmehr hinter die höhere innere Mauer zurückzogen, blieben alle Angriffe vergeblich, und die, welche zu kühn auf Leitern hinanstiegen, wurden in die Tiefe hinabgestürzt. Man sah ein, daß die Stadt ohne Belagerungswerkzeuge nicht zu erobern sey; aber große Sorge entstand, woher man das Holz zu diesen Werkzeugen nehmen sollte, denn weit und breit um Jerusalem zeigten sich durchaus keine tauglichen Bäume. Da führte endlich ein syrischer, der Gegend kundiger Christ die Franken gen Neapolis, wo sie in einem Thale, mehrere Meilen von Jerusalem, Stämme fanden, zwar nicht so stark und hoch als sie gewünscht, aber doch besser als sie erwartet hatten. Auch Tancred entdeckte bey einem Streifzuge in einer weiten Höhle mehrere große Balken, die noch seit der Zeit der ägyptischen Belagerung Jerusalems daselbst aufbewahrt wurden. Mit großem Fleiße be-

gannen nunmehr die Sachkundigen den Bau des Kriegszeuges; allein so groß war die Armuth der Fürsten, daß die Kosten dieser Arbeiten lediglich aus den vom Volke dargebrachten milden Beyträgen bestritten werden mußten, und nur der Graf von Toulouse blieb im Stande, nicht allein seine Arbeiter selbst zu bezahlen, sondern auch vielen Rittern eine baare Unterstützung darzureichen. Alle aber, die Vornehmsten wie die Geringsten, zeigten gleichmäßig die äußerste Thätigkeit, und wer nicht an dem Bau jener Belagerungswerkzeuge unmittelbar theilnehmen konnte, half wenigstens den Boden ebnen, schaffte Gesträuche zu Schanzkörben herbey, oder suchte auf irgend eine andere Weise das große Unternehmen zu fördern. Dennoch hielten die Belagerten sich ruhig, und hofften den Untergang der Pilger von einem neuen Uebel, das furchtbar über diese hereinbrach.

Die wasserarme Gegend war durch die höchste Hitze des Sommers noch mehr ausgedörrt, der Bach Cedron versiegt, Siloe unschmackhaft, und alle andere benachbarte Quellen von den Saracenen verschüttet oder zerstört. In Schläuchen und auf Lastthieren mußten die Wallfahrer das Trinkwasser an sechs Meilen weit herbeyholen, und wurden dabey oft und gefährlich von den auflauernden Arabern beunruhigt. Niemals aber reichte das so weit herbeygeschaffte Wasser für den Bedarf des Heeres; man verkaufte es zu hohen Preisen, man stritt und schlug sich über den Besitz und die Reihe des Schöpfens. Zuerst stürzten deßhalb die Pferde und andere Lastthiere in grosser Zahl verschmachtet zu Boden, und ein ansteckender Gestank erfüllte die ganze Gegend; später erlagen auch die Menschen, weil sie nirgend Schatten gegen die stechende Sonne fanden, nirgends Schutz wider die glühenden Ostwinde. Immer erzeugten leichte Wölkchen die Hoffnung des Regens, und immer wurde man getäuscht. Da suchten die Pilger sich in die kühle Erde einzugraben, und legten frische Erdschollen auf ihre Brust; aber bald hatte

die Hitze auch jene durchdrungen. Sie tranken hierauf Blut und leckten den feuchten Niederschlag von den Steinen; allein diese widerliche Hülfe reitzte und erhöhte fast noch das Bedürfniß. Schrecklicher erschien der Durst vor Jerusalem, als der Hunger vor Antiochien. Deßhalb eilten viele zum Jordan oder flohen gen Joppe, gewöhnlich aber erlagen sie den Nachstellungen der Türken. Andere, wehmüthig klagend, daß sie weder ihre Heimath wiedersehen, noch, so nahe dem Ziele, Jerusalem betreten sollten, näherten sich den Mauern der heiligen Stadt, um diese wenigstens zu küssen; allein nicht selten wurden sie von den Steinen zerschmettert, welche die Saracenen auf sie herabwarfen. In dieser Zeit der äußersten Bedrängniß traf die erfreuliche Nachricht ein, daß in dem Hafen von Joppe eine genuesische, mit Lebensmitteln, Wein und andern Gütern beladene Flotte gelandet sey, und die Mannschaft sich mit den Franken vereinigen wolle. Sogleich befahl man, daß Raimund Piletus, aus dem Heere des Grafen Toulouse, mit etwa 80 Reitern und einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußgänger die Neuangekommenen von Joppe abhole, Waldemar Karpinell aber mit dreyßig Mann vorauseile, um die Richtung und die Sicherheit der Wege zu erforschen. Diese letzten wurden aber zwischen Lidda und Ramla von einer weit größern Anzahl Saracenen angegriffen, und allen stand der Untergang unausbleiblich bevor, wenn nicht Raimund Piletus in diesem Augenblicke angelangt wäre, und die Feinde besiegt und zum Theile gefangen genommen hätte. Ohne weitere Gefahr erreichte man nun Joppe, das die Einwohner aus Furcht vor den Kreuzfahrern verlassen und zerstört hatten. Man besetzte deßhalb nur die Burg, um den wichtigen Landungsplatz zu sichern. Während die Genueser hier mit Ausschiffung der Pilger beschäftigt waren, segelte die stärkere ägyptische Flotte von Ascalon herbey, mit welcher eine Seeschlacht zu wagen den schwächern Christen so unräthlich erschien, daß sie, nachdem alle Güter in Sicherheit gebracht waren, lieber die leeren

Schiffe den Feinden überließen; nur ein einziges entkam nach Laodicea. Ungehindert zogen die Pilger hinauf nach Jerusalem, und gesellten sich zu dem Heerhaufen des Grafen von Toulouse. Nicht bloß um der Lebensmittel willen, welche sie herbeyführten, war ihre Ankunft erwünscht, sondern auch, weil sie bessere Werkzeuge zum Baue des Geschützes mitbrachten, und bey größerer Kenntniß und Geschicklichkeit die vorher so langsam fortrückende Arbeit schnell beendigten.

Bey der jetzt wachsenden Gefahr wurden aber die Belagerten ebenfalls thätiger. Sie übersahen aus der höher liegenden Stadt das christliche Lager, und ahmten das Verfahren der Pilger beym Bau der Kriegswerkzeuge nach; und so hatten die ihrigen zuletzt immer den Vorzug, aus stärkeren und besseren Vorräthen errichtet zu seyn. An Arbeitern litten beyde Theile keinen Mangel; denn so wie die in der Stadt gebliebenen Christen selbst Hand anlegen oder andere Arbeiter bezahlen mußten: so wurden auch die sarazenischen Gefangenen im christlichen Lager gezwungen, die schwersten Geschäfte zu übernehmen.

Erst um diese Zeit besetzte man den Oelberg, weil die Feinde oft aus dem östlichen Thore durch das Thal Josaphat vordrangen, und vereinzelte Pilger gefangen nahmen oder erschlugen. Zwey ägyptische Boten, welche von dieser neuen Stellung der Christen keine Nachricht empfangen hatten, und sorglos nahten, wurden ergriffen, der eine in heftiger Eil getödtet, der zweyte aber durch Drohungen zu dem Bekenntnisse gezwungen: daß nach vierzehn Tagen ein grosses Heer zum Entsatze von Jerusalem erscheinen werde. Diese Aussage befreyte jedoch den Armen keineswegs von einer harten Behandlung, sondern an Händen und Füßen gebunden wollte man ihn in die Stadt schleudern; weil aber die Kraft des Wurfzeuges nicht hinreichte, fiel er nahe bey der Mauer auf spitzige Felsstücke nieder, und starb eines kläglichen Todes.

IX. Die Furcht vor der baldigen Ankunft der Aegypter

erzwang jetzt den Beschluß, Jerusalem sogleich entscheidend zu bestürmen; und zu diesem wichtigen Unternehmen wollte man den Beystand des Himmels erflehen. Deßhalb versammelten und ordneten sich die Fürsten und die Pilger in ihrer besten Waffenrüstung, und die Bischöfe nebst andern Geistlichen führten den Zug unter feyerlichem Gesange zuerst in die Kirche der Mutter Gottes im Süden der Stadt, dann zum Oelberge. Die Saracenen, welche anfangs kaum wußten, was diese geordneten Bewegungen, dieses Singen und Lobpreisen bedeuten sollte, verhöhnten die Christen, und trieben mit dem Zeichen des Kreuzes beleidigenden Spott; ja sie verwundeten selbst einige Pilger, die sich den Mauern zu sehr genähert hatten, mit Pfeilen. Aber durch dieß alles ließen sich die Wallfahrer nicht irre machen in ihrem Beginnen, und Peter der Einsiedler und Arnulph der Kaplan des Grafen von der Normandie sprachen auf dem Oelberge zu den Versammelten: »Der Beystand Gottes unsers Herrn und seines Sohnes Jesu Christi hat uns bisher errettet aus unzähligen Gefahren. Wir nahen der letzten Anstrengung, dem Ziele unserer Wallfahrt, der Eroberung der heiligen Stadt. Auch hierzu wird uns jene höhere Hülfe nicht fehlen, wenn wir Liebe zu einander tragen, und uns nicht gegenseitig verfolgen, wenn wir das Himmlische vor Augen behalten, und nicht um Irdisches rechten, wenn wir nicht den höchsten Zweck aufgeben um kleiner Gründe willen. Abgeschnitten von der Christenheit, rings umgeben von grausamen Feinden, müssen wir siegen oder untergehen. Alles, was wir bisher erkämpften, geht verloren, aller Ruhm, den wir erwarben, verkehrt sich in Hohn und Tadel, wenn nicht ein glücklicher Erfolg diese letzte Unternehmung krönt, wenn wir nicht Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen erlösen. Seht hinab in die Stadt, seht wie die Ungläubigen alle heiligen Orte besudeln, und Christum zum zweyten Mal geißeln und kreuzigen! Aber nach wenigen Stunden wird der König der Ehren seinen demüthig Glaubenden den Sieg verleihen,

und den Stolz der Ungläubigen zu Schanden machen. Die vom Abend kommen, fürchten den Herrn, und die aus dem Morgenlande werden seinen Ruhm erfahren. Ihr aber, seyd einig! Denn ein jegliches Reich, spricht unser Herr, so es mit sich selbst uneins ist, das wird verwüstet; und wir, die wir noch kein Reich gestiftet haben, sollten wir nicht verderben, wenn wir unter einander hadern? Söhnet euch aus mit euren Feinden, bereuet eure Sünden, seyd rastlos thätig an der Stelle, die euch angewiesen wird zum Kampfe: nur dann möget ihr mit Recht dem Himmel vertrauen.« — So sprachen Arnulph und Peter, worauf Tancred und der Graf von Toulouse, deren Zwist zeither den größten Anstoß gegeben hatte, sogleich hervortraten und sich die Hände reichten. Diesem Beyspiele folgten die geringeren, und unter Freudenthränen und Umarmungen verbreitete sich im ganzen Heere ein hoher Wille, entweder zu siegen, oder zu sterben.

Sogleich nach der Rückkunft von der heiligen Wanderung begannen die Christen nähere Vorbereitungen zum Angriffe. Der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern, und Robert von der Normandie bemerkten hierbey, daß die Stadt ihrem Lager gegenüber nicht allein durch die Mauern, sondern auch durch die stärkste Besatzung und das tüchtigste Kriegszeug besser als an allen andern Seiten gedeckt sey; deßhalb veränderten sie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem beschlossenen Sturme, legten mit großer Mühe die Belagerungswerkzeuge auseinander, trugen sie morgenwärts, wo die Mauer niedriger und der Boden ebener war, und setzten dann alles mit großer Anstrengung wiederum zusammen. Ein viereckiger, ans Thal Josaphat stoßender Stadtthurm befand sich jetzt zu ihrer linken, das Stephansthor zu ihrer rechten Hand. Erstaunt sahen die Mohammedaner beym Anbruche des Tages, daß des Herzogs Lager verschwunden war, und wähnten, er sey davongezogen; bald nachher entdeckten sie ihn aber mit dem Belagerungswerkzeuge an der gefähr-

licheren Stelle. Gleichzeitig hatte der Graf von Toulouse mit großem Kostenaufwande eine Vertiefung ausfüllen lassen, welche sich zwischen den Mauern und den von ihm errichteten Thurme hinzog, so daß dieser nunmehr ohne Mühe der Stadt genähert werden konnte. Es waren aber die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Raimund von gleicher Bauart, hoch, vierseitig, und vorn mit einer doppelten Bedeckung von starken Brettern versehen: die äußern konnte man obenwärts ablösen, und einer Fallbrücke gleich auf die Mauern niederlassen; die innern mit Häuten überzogenen schützten dann noch hinlänglich gegen Wurfgeschosse und Feuer.

X. Jetzo begann der Sturm. Zuerst schleuderten die Christen aus all ihrem Geschütz Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und andern weichen Gegenständen verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufgehängt hatten. Kühner, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahten hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden, brennende Pfeile setzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele angefüllt, vermehrten die Glut, und durch unaufhörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht besiegen, kaum hemmen. So verging der erste Tag, ohne Entscheidung, und nur Ein Umstand erhöhte den Muth der Christen, daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenseitiger Furcht eines Ueberfalles, und die Wachen wurden verdoppelt; wenigen aber war es gegeben, sich nach solcher Anstrengung und in der nahen Aussicht auf größere Thaten durch ruhigen Schlaf zu stärken.

Auch erneute sich mit der Morgenröthe der Kampf,

heftiger noch als am vergangenen Tage; denn die Chriſten waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuſcht wurden, und die Saracenen ahneten ihr Schickſal im Falle der Eroberung Jeruſalems. Deßhalb beſchlugen die letzten einen ungeheuern Balken ringsum mit Nägeln und eiſernen Haken, befeſtigten zwiſchen dieſen Werg, Stroh und andere brennbare Dinge, goßen Pech, Oel und Wachs darüber hin, ſteckten alles an mehreren Stellen zugleich in Brand, und warfen dann den Balken mit ungeheurer Anſtrengung zum Thurme des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Chriſten hinwegziehen; allein es mißlang, weil die Belagerten eine ſtarke Kette um deſſen Mitte geſchlungen hatten, und ihn feſthielten. Da hoffte man wenigſtens die Flammen zu löſchen, welche gewaltig um ſich griffen, und alle Werkzeuge der Pilger zu zerſtören drohten; aber kein Waſſer minderte die Glut, und erſt durch den glücklicherweiſe für ſolche Fälle herbeygeſchaften Eſſig wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht ſchon ſieben Stunden ohne Erfolg, und viele Chriſten wichen ermüdet zurück. Der Graf von der Normandie und der Graf von Flandern verzweifelten an einem glücklichen Ausgange, und riethen zur Rüſtung auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe ſeine Mannſchaft beyſammen, und die Belagerten freuten ſich ſchon der Errettung. Da winkte ein Ritter vom Oelberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. »Seht ihr,« rief Gottfried, »ſeht ihr das himmliſche Zeichen? gewahrt ihr den höheren Beyſtand?« Und alle drangen ernſtlich wieder vorwärts; ſelbſt Kranke, ſelbſt Weiber ergriffen die Waffen, um die unheilbringenden Gefahren zu theilen. In demſelben Augenblicke warf das Geſchütz der Franken mit furchtbarer Gewalt die größten Steine über die Mauern, und weil alle andern Mittel fruchtlos blieben, ſo wollten die Belagerten durch Zauberey dagegen wirken; aber Ein Stein tödtete die beyden herzugerufenen Beſchwörerinnen

nebſt dreyen Mädchen, welche ſie begleitet hatten. Binnen einer Stunde waren die äußern Mauern durchbrochen, der Boden geebnet, und des Herzogs Thurm der innern Mauer genähert. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten ſonſt zum Schutze der Mauer aufgehängt hatten, ward in Brand geſteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und faſt erſtickt wichen die Vertheidiger. In höchſter Eile ließen die Pilger jetzt die Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die Mauer nieder, und ſtützten ſie mit Balken. Zwey Brüder aus Flandern, Ludolph und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurms zuerſt die Mauern; ihnen folgten, aus dem obern Stockwerke herbeyeilend, Herzog Gottfried und Euſtathius ſein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man ſprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: »Gott hilft! Gott will es!« ſtürzten die Chriſten unaufhaltſam in die Straßen.

Unterdeſſen war der Graf von Toulouſe, an der andern Seite der Stadt, auf das äußerſte bedrängt, und ſein Thurm ſo beſchädigt worden, daß ihn keiner mehr zu beſteigen wagte. In dieſem Augenblicke der höchſten Gefahr erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und ſchnell verſprachen ſie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes David gegen künftige Löſung und ſicheres Geleit bis Ascalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen; und die Provenzalen drangen nunmehr mit ſolcher Eile in die Stadt, daß ſechzehn von ihnen im Thore erdrückt wurden.

Unkundig der Straßen gelangte Tancred fechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erſtaunt das »Herr, erbarme dich unſer!« ſingen, fand hier die Jeruſalemiſchen Chriſten verſammelt, und gab ihnen eine Wache zum Schutz gegen etwaige Anfälle der Saracenen. Aber ſchon retteten ſich dieſe fliehend von den Straßen in die Häuſer, vor allem an zehntauſend in den Tempel und deſſen

von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen, und das Metzeln dauerte fort, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin sich die Juden gerettet hatten; sie wurden verbrannt. Aufgehäuft lagen jetzt die Leichen, selbst in den abgelegensten Straßen, schrecklich war das Geschrey der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzeln zerstreut umhergeworfenen menschlichen Glieder; dennoch kehrte die Besinnung noch immer nicht zurück. Es war schon früher der Grundsatz angenommen, und vor der Eroberung Jerusalems nochmals ausdrücklich bestätiget worden, daß jeder eigenthümlich behalten sollte, was er in Besitz nähme. Deßhalb theilten sich die Kreuzfahrer, nach Auseinandersprengung der grössern Massen ihrer Feinde, in einzelne kleine Horden, deren Raub- und Rachsucht kein Alter und kein Geschlecht verschonte, und die ungeheuersten Grausamkeiten verübte. Von 70,000 Saracenen blieben nicht so viele am Leben als erforderlich waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Arme Christen mußten nachher bey diesem Geschäfte Hülfe leisten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit sich nicht bey längerer Zögerung ansteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte, selbst in der Asche noch Kostbarkeiten zu finden.

Weder an den Gräueln, noch an dem Jagen nach Beute nahm Herzog Gottfried Antheil. Er rächte zwar tapfer mit dem Schwerte das Blut der Seinigen, welche während der Belagerung gefallen waren, und die Beschimpfung, die die Pilgrimme so oft von den ungläubigen Beherrschern der heiligen Stadt erfahren hatten. Dann aber begab er sich, noch während des Mordgetümmels, von drey Rittern begleitet, in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen aus der Stadt, wallte um ihre Mauern, ging durch das Thor, welches gegen den Oelberg liegt, nach der Kirche des heiligen Grabes, und

überließ sich hier der Andacht. — Auch in der Stadt änderte sich plötzlich die Scene. Die Wallbrüder, des Mordens und Plünderns müde, legten die Waffen ab, reinigten sich vom Blute der Erschlagenen, entblößten Haupt und Füße, und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungs-Kirche. Feyerlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, keinen aber mehr erhuben, als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor fünf Jahren Hülfe zugesichert, und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freuden, konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten, bekannten ihre Sünden und gelobten Besserung mit lauter Stimme. So ward Jerusalem erobert am neun und dreyßigsten Tage seiner Umlagerung, am fünfzehnten Julius des Jahres 1099.

XI. Wenn aber diese Eroberung nicht völlig fruchtlos seyn, und die christliche Herrschaft im Morgenlande nicht eine bloß vorübergehende Erscheinung werden sollte, so mußte nunmehr eine feste Verwaltung und bestimmte Leitung der sich zersplitternden Kräfte eintreten. Daher erschien den Fürsten nunmehr die Wahl eines Oberhauptes durchaus nöthig; es sollten aber bey derselben nicht bloß diejenigen Eigenschaften den Ausschlag geben, welche als die glänzenderen auf dem langen gemeinsamen Zuge jedem bekannt geworden, sondern auch solche, welche zwar für die Wohlfahrt der Völker höchst wichtig sind, allein selten im öffentlichen Leben unmittelbar kund werden. Deßhalb vernahm man eidlich die Diener und Hausgenossen aller Fürsten über deren Sitten und häuslichen Wandel. Da wußten die Diener des Herzogs Gottfried von Lothringen dieß allein an ihrem Herrn zu tadeln, daß er selbst nach Beendigung des Gottesdienstes noch in der Kirche verweile, und die Kundigen über jedes Gemälde und jede heilige Geschichte so lange befrage, bis diese nicht minder als die Diener selbst Ueberdruß und Ungeduld

ergreife. Zu diesem Tadel, der den Wählern als großes Lob erschien, gesellte sich die Erinnerung, daß Gottfried allein bey der Einnahme von Jerusalem nicht Theil genommen hatte an der wilden Grausamkeit. Auch besaß keiner, wie er, das Geschick, Franzosen und Deutsche, die sich bald im Scherze, bald im Ernste als Widersacher zeigten, zu gewinnen, auszusöhnen und zu lenken; denn an den Grenzen beyder Reiche geboren und erzogen, gehörte er gewissermaßen beyden Völkern an, und kannte die Sprache beyder. Aus solchen Gründen, um öffentlicher und häuslicher Tugenden willen, wählte man — nach einigen am 18ten, nach andern am 22sten Julius 1099 — einstimmig den Herzog Gottfried von Lothringen zum Könige von Jerusalem. Lobgesänge wurden hierauf in der Kirche des heiligen Grabes angestimmt, aber eine feyerliche Salbung und Krönung fand nicht statt; denn der Herzog weigerte sich, »an dem Orte, wo man dem Könige der Ehren, dem Herrn des Himmels und der Erde, nur Dornen um die Schläfe gewunden habe, anmaßlich Zeichen und Titel irdischer Größe anzunehmen.« Er nannte sich daher auch nie anders, als den Herzog Gottfried.

XII. Die Eroberung der auch den Mohammedanern heiligen Stadt hatte unter diesen so allgemeinen Schrecken und so große Theilnahme veranlaßt, daß viele sunnitische Türken zu dem Heere eilten, welches der ägyptische Chalife Mostaa zur Wiedereroberung Palästina's sammelte. Erst als dieses bis Ascalon vorgedrungen war, erhielt man hierüber bestimmte Nachricht in Jerusalem. Da wendeten sich die Fürsten und das Volk vor allem zum Gebeth: der Herr möge sie nicht überantworten in die Hände ungläubiger Feinde, und das Heiligthum nicht Spöttern und Verächtern übergeben. Hierauf eilten Gottfried und der Graf von Flandern gen Ramla, um nähere Kunde einzuziehen. Als aber jene Nachrichten nicht allein von den Kundschaftern bestätigt, sondern noch dahin vermehrt

wurden, daß auch eine mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versehene ägyptische Flotte herbeysegelte und Afdal, der Vezier, geschworen habe, er wolle die fränkische Macht vernichten, oder sterben: so brachen alle Christen, welche Waffen tragen konnten, auf, und zwar zogen die Grafen von der Normandie und Toulouse von Jerusalem, Tancred und Eustathius dagegen von Neapolis her gen Ibelim. Am ersten Tage ordneten die Christen ihr Lager zwischen Joppe und Ascalon, und versprachen feyerlich, vor dem vollständigen Siege schlechterdings nicht zu plündern. Am andern Morgen sahen sie in der Ferne einen gewaltigen Staub aufsteigen, vermutheten die Ankunft der Feinde, und stellten sich in Schlachtordnung. Bald aber zeigte sich, daß unzählige Pferde, Ochsen und Kameele, welche von einigen Hirten geführt, und durch wenige Reiter beschützt wurden, den Staub erregten. Sie fielen den Kreuzfahrern in die Hände, und nicht minder willkommen, als diese Beute, waren die Aussagen der gefangenen Hirten und Reiter über die Stellung, die Absichten und die Anzahl der Feinde. Diese betrug 100,000 Reiter, und 40,000 Fußgänger, wogegen sich nur 5000 Reiter und 15,000 Fußgänger im christlichen Heere befanden. Aber ungeachtet dieses abschreckenden Mißverhältnisses der Zahl zogen die Pilger am folgenden Tage in Schlachtordnung muthig vorwärts. Gottfried führte den linken, der Graf von Toulouse den rechten an's Meer gelehnten Flügel; in der Mitte standen die Grafen von der Normandie und Flandern, Eustathius und Tancred. Der ägyptische Feldherr hatte auf keine Weise glauben wollen, daß die Christen gegen seine Uebermacht ein offenes Treffen wagen würden; daher überraschte ihn ihr heftiger Angriff, er überraschte alle Befehlshaber, und alle seine ohnedieß nicht sehr muthigen Untergebenen. Mit unwiderstehlicher Gewalt drangen die Kreuzfahrer bis zum feindlichen Lager, überließen sich aber hier, des Verbotes uneingedenk, voreilig der Plünderung, und wurden deßhalb von den um-

kehrenden, die Verwirrung benützenden Saracenen zurückgeworfen, und in die höchste Gefahr gebracht. Da half des Königs persönliche Tapferkeit, denn er focht herzueilend an der Spitze der muthigsten; es half seine Klugheit, denn man trieb auf seinen Befehl die erbeuteten Heerden aus der Ferne herbey, und so wie der aufsteigende Staub am vorigen Tage die Christen getäuscht hatte, so täuschte er jetzt die Saracenen. Den Angriff eines zweyten zahlreichen Pilgerheeres fürchtend, ergriffen alle die Flucht, und viele wurden in's Meer gesprengt, viele im Gedränge vor dem Thore Ascalons erschlagen; andere endlich, welche sich auf Bäumen zu verbergen suchten, wurden mit Pfeilen herabgeschossen. Der Graf von der Normandie erbeutete die Hauptfahne der Aegyptier, und jeder von den übrigen Fürsten hatte bedeutenden Antheil an dem Siege; doch gestanden alle dem Könige den ersten Preis zu. Durch diese Schlacht bei Ascalon, gewonnen am 12. August 1099, retteten die Christen ihr jugendliches Reich von der größten Gefahr; denn in dem Falle einer Niederlage wären unfehlbar von allen Seiten Feinde auf sie hereingebrochen; zu Lande blieb ihnen kein Ausweg, und die ägyptische Flotte beherrschte das Meer. Erst nach jener Schlacht kehrte diese ohne weitere Unternehmung in ihre Heimath zurück.

XIII. Von dem an verbreitete sich der Ruhm des Königs und der Pilger immer mehr, so daß mit den Befehlshabern von Ptolomais, Ascalon, Cäsarea, ja sogar mit dem Fürsten von Damascus Verträge zu Stande kamen, wonach einige Zins versprachen, und alle einen freyen ungestörten Handel bewilligten. Ohne diese Handelsfreyheit würden die rings von Feinden umgebenen Christen nothwendig dem Mangel erlegen seyn. Auch arabische Fürsten überbrachten ehrfurchtsvoll dem Könige Geschenke, bezeigten aber zugleich ihre Verwunderung, den Bezwinger so vieler Völker auf einem Strohsacke an der Erde sitzen zu sehen. Er antwortete ihnen: »Warum soll die

Erde, welche nach dem Tode die Ruheſtätte Aller iſt, nicht auch den Lebendigen dazu dienen?« Da ſprachen jene erſtaunt: »Wahrlich, der Mann iſt geboren, auf daß er die Welt überwinde, und alle Völker beherrſche!« Sie erkannten, wie die Kraft zu großen Thaten in dem Maaße wächſt, als man den Sinn vom Geringen wegwendet und dem Unbedeutenden keinen Werth beylegt. — Um einem andern arabiſchen Fürſten ſeine Kräfte zu zeigen, durchhieb Gottfried den Hals eines Kameels mit dem Schwerte. Als aber jener den Erfolg bloß aus der Schärfe des Stahles herzuleiten ſchien, erbath er ſich deſſen Schwert, und gleich glücklich war die Wiederholung des Streiches.

Von einem ſo kräftigen Manne verſprach man ſich eine lange und glückliche Regierung. Allein der ungewohnte Himmelsſtrich und die großen Anſtrengungen untergruben ſeine Geſundheit, und als er nach Joppe eilte, um den mit einer Flotte angelangten Sohn des Doge Micheli von Venedig zu bewillkommen, ergriff ihn ein viertägiges Fieber. Zum letzten Mal erfreute er ſich ſeines Lebens, empfing große Geſchenke, und hörte, wie das ganze Abendland ſeines Ruhmes voll ſey. Dann wurde er, weil das Geräuſch von der Flotte her und das Toben der Soldaten ihn zu ſehr beunruhigte, nach Jeruſalem zurückgebracht. Alles Flehen der Chriſten, aller Rath der Aerzte blieb aber auch hier ohne Frucht, und Gottfried ſtarb am achtzehnten Julius des Jahres 1100. Er ward beerdigt in der Kirche des heiligen Grabes, und gleichmäßig beweint von Franken, Syrern und Griechen. Seine einfache Grabſchrift lautet: »Hier liegt Gottfried von Bouillon, welcher dieß ganze Land dem Chriſtenthume gewann: ſeine Seele ruhe in Chriſto!«

XIV. Als Gottfried ſtarb, beſtand der neue Staat von Jeruſalem außer der Hauptſtadt und Joppe nur noch etwa aus zwanzig kleinen Flecken und Schlöſſern. Kurz darauf bildeten Tancred zu Tiberias oder Galiläa, und Raimund zu Laodicäa (Grafſchaft Tripolis) kleine

christliche Staaten nach der Form des europäischen normännischen Lehensystems, so daß die, welche innerhalb dieser Staaten Lehengüter erhielten, dem Regenten zu Lehendiensten verpflichtet waren.

XV. Die Nachricht von der Eroberung Jerusalems belebte im Abendlande den Muth zu neuen Zügen nach Palästina; und allerdings hatte man daselbst Verstärkung nöthig, wenn die von dem Kreuzheere gemachten Eroberungen nicht abgeschnittenen Besetzungen gleichen, sondern wirkliche Staaten bilden sollten. Unterstützt von einer genuesischen Flotte, vergrößerte der Bruder und Nachfolger Gottfrieds zu Jerusalem, Balduin I. (1100 — 1118), bisheriger Beherrscher von Edessa, sein Gebiet an der ehemaligen phönicischen Küste durch Cäsarea, Sidon, Berytus und durch das Land jenseits des Jordans. Ihm folgte ein Verwandter aus Brügge durch die Wahl der Stände, Balduin II. (1118 — 1131). Zwar gerieth derselbe in die Gefangenschaft der Feinde; er wurde aber durch einen arabischen Emir, dessen Gemahlinn der König vom Tode gerettet hatte, aus derselben befreyt. Auch hatten während seiner Regierung die Venetianer Tyrus erobert. Sein Nachfolger war der Graf Fulco von Anjou (1131—1142), unter dessen Sohne, dem minderjährigen Balduin III. (1142 — 1163), Edessa verloren ging, und überhaupt das Reich der Franken sehr in Verfall gerieth. Balduin III. starb am Gifte. Sein Bruder Amalrich (1163 — 1173) versetzte nach einer richtigen Politik den Krieg nach Aegypten; nur ward dieser Krieg selbst unglücklich geführt. Sein minderjähriger Sohn Balduin IV. (1173 — 1185) ward durch den Aussatz zur Regierung unfähig; er nahm daher seinen Bruder Balduin V. (1182) zum Mitregenten an. Beyde Balduine starben im J. 1185, und Balduins IV. Schwager, der unbrauchbare Guido oder Veit von Lusignan, machte Anspruch auf den erledigten Thron, der aber schon nach zwey Jahren durch den Verlust von Jerusalem einstürzte.

3.
Der zweyte Kreuzzug.
(1147 — 1149.)

I. Schon im Jahre 1144 hatte der Paſcha von Aleppo, Syrien, Meſopotamien und allen abendlichen Ländern, Emadeddin Zenki, die Stadt Edeſſa ganz unerwartet mit einem großen Heere umlagert, und die Kräfte der belagerten Chriſten waren ſo ungenügend als ihr Muth. Doch hätte man die Gefahr noch überwinden können, obgleich die Mauer an einer Stelle bereits untergraben und niedergeſtürzt war, da ließ ein Armenier die Türken durch ſein an die Stadtmauer ſtoßendes Haus heimlich in der Nacht ein, und während die Belagerten, jeder nöthigen Sorgfalt vergeſſend, noch das Weihnachtsfeſt feyerten, war die Stadt ſchon erobert. Doch als Zenki zwey Jahre nachher von einem Sclaven, den er hart bedrohet hatte, meuchlings im Bette ermordet ward, hielten die Franken in größter Freude jede Gefahr für verſchwunden, und zogen ſogleich nach Edeſſa. Einige erſtiegen in der Nacht mit Leitern die Mauern, andere öffneten ein Thor; und ſo war die Stadt gewonnen, und man hoffte, daß auch die Burgen nächſtens fallen würden. Allein ſchon am ſechsten Tage nach dieſem glücklichen Ereigniß erſchien Zenki's Sohn, Nureddin, mit einem Heere, und ſchloß die Stadt ein; worauf die Chriſten, beym Mangel aller Ausſicht auf einen Entſatz, ſich durch die Feinde hindurchzuſchlagen beſchloßen. Mit Recht fürchteten die abtrünnig gewordenen Bewohner das ſchrecklichſte Schickſal, wenn ſie verlaſſen zurückblieben; deßhalb geſellten ſich Unbewaffnete, Greiſe, Weiber und Kinder zu der ausziehenden Mannſchaft. Ein Theil derſelben war ſchon glücklich durch das Thor gedrungen, als die aus den Burgen hervorbrechenden Türken die Hinterſten heftig angriffen, als Nureddins hinzueilenden Söldner die Vorausgezogenen von jenen Nachfolgenden abſchnitten, und nun unter dieſen von allen Seiten Umringten ein entſetzliches

Gemetzel anrichteten. Nicht beſſer erging es den Vorauseilenden; denn ſtete Angriffe löſten alle Ordnung unter ihnen auf, und indem jeder durch eilige Flucht das Leben zu retten hoffte, fand er den Tod oder harte Gefangenſchaft. Nachdem an 46,000 Einwohner ſo umgekommen, gefangen oder zerſtreut, und alle Beſitzthümer rein ausgeplündert waren, ward die Hauptſtadt des erſten chriſtlichen Fürſtenthums im Oriente, die Vormauer des Königreichs Jeruſalem, von Grund aus zerſtört.

II. Als die Nachricht von der Eroberung und Zerſtörung Edeſſa's nach dem Abendlande kam, zeigte ſich die allgemeinſte Theilnahme. Aber ohne die Wirkſamkeit Eines Mannes, würde kein neuer Kreuzzug zu Stande gekommen ſeyn. Dieſer Mann war der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, geboren zu Fontaines in Burgund vier Jahre vor dem erſten Kreuzzuge. Sein Vater Tecelin hatte den Ruhm eines wackern und gottesfürchtigen Kriegers; ſeine Mutter Aloyſia von Montbarry neigte ſich ganz von weltlichen Dingen zu frommen Uebungen, und vereinigte in den letzten Jahren ihres Lebens die Thätigkeit einer Hausfrau mit den Pflichten einer Nonne. Schon in der Jugend zeichnete ſich Bernhard aus durch Fleiß, Einfachheit, Stille, Nachdenken und Gehorſam, und beherrſchte ſeinen Leib ſo ſtreng, daß die innern Kräfte in irgend einer Richtung Großes hervorbringen mußten. Zunächſt wirkten ſeine Geſinnungen und ſein Wort ſo mächtig, daß dreyßig Genoſſen und Verwandte dem 22jährigen Jünglinge in das Kloſter nach Citeaux oder Ciſterz*)

*) Von dieſem Kloſter hatte der daſelbſt ſchon 1098 durch den Benedictiner-Abt Robert gegründete und durch den heil. Bernhard ſehr verbreitete Orden den Namen des Ciſterzienſer-Ordens erhalten. Unmittelbar vor und nach ihm entſtanden mehrere ſolcher Mönchsorden, z. B. 1084 die Carthäuſer durch den heil. Bruno, 1120 die Prämonſtratenſer durch den heil. Norbert, 1156 die Carmeliten durch den Kreuzfahrer Berthold aus Calabrien, 1210 die Franziscaner durch den hl. Franz von Aſſiſi, 1215 die Dominicaner durch den hl. Dominicus ꝛc.

unweit Dijon folgten, und schon zwey Jahre nachher ward er Abt in dem von ihm gegründeten Clairvaux. Essen, Trinken, Kleidung und andere irdische Genüsse waren ihm gleichgültig, jeder Augenblick des Schlafes schien ihm ein Verlust am Leben; und wenn er auch mit Heiterkeit und Demuth an niedrigen Handarbeiten Theil nahm, so war doch das Lesen und Forschen in der heiligen Schrift seine Hauptbeschäftigung, und die Wälder und Fluren besuchte er nur, weil ihn der Geist Gottes da am lebendigsten und eindringendsten ansprach. Dieß beschauliche Leben schien ihm sein ursprünglich schwacher und durch die strengste Lebensweise noch mehr erschöpfter Körper allein zu gestatten; aber zum Predigen war seine Stimme doch stark genug, und er sprach und schrieb jedem Stande und jedem Verhältnisse so angemessen, daß er, nach allmähliger Ausbreitung seines Rufes, fast mit allen Ländern der Christenheit in Verbindung trat und daselbst wirksam ward. Nicht bloß äußere Hoheit, nicht bloß die Kraft des Schwertes entschied; sondern die Kraft des innern Menschen, der göttlichen Gesinnung, des heiligen Wortes trat den Großen, wie den Geringen allmächtig entgegen, und bewegte oder beruhigte die ganze Welt.

Ungeachtet die damalige Zeit der Unternehmung eines neuen Kreuzzuges durchaus ungünstig erschien, brachte Bernhard, von Papst Eugen III. hierzu aufgefordert, durch seine Beredsamkeit und seine feste Versicherung eines guten Erfolgs dennoch einen solchen zu Stande, der an Glanz und Hoheit der Anführer den ersten weit übertraf. Ein deutscher Kaiser und ein König von Frankreich standen jetzt an der Spitze; jeder führte ein erlesenes Heer von 70,000 Mann.

Bey Ludwig VII. von Frankreich hatte dieser Entschluß einen Gewissensgrund. Er hatte vor einiger Zeit gegen zwey rebellische Vasallen die Waffen ergriffen, deren Land, die Grafschaft Champagne, verheert, Vitri mit Sturm erobert, und in der ersten Hitze Befehl gegeben,

die Stadt in Brand zu ſtecken, wobey wider ſeinen Willen auch die Hauptkirche mit 1300 Menſchen von den Flammen verzehrt worden war. Dieſe grauſame That gereute ihn bey kälterem Blute herzlich, und nach der Denkart jener Zeit gelobte er Gott zur Büßung dieſer Sünde einen Kreuzzug. Daher als Bernhard auf einer ungemein zahlreichen Verſammlung zu Vezelay in Burgund (Oſtern 1146) alle Gegenwärtige ſo begeiſterte und fortriß, daß die von ihm ſchon mitgebrachten und in Maſſe ausgeſtreuten Kreuze nicht hinreichten, und er ſelbſt ſein Kleid zerſchneiden mußte, um den Andrang zu befriedigen, nahm auch der König, und mit ihm ſeine Gemahlinn, ſein Bruder, viele Grafen, Biſchöfe und Edle das Kreuz.

Langſamer ging es bey Kaiſer Conrad III. Eingedenk der Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens und der in Deutſchland ihm obliegenden Pflichten und Laſten, hatte er keine Neigung, einen Kreuzzug anzutreten, und erwiederte in Frankfurt auf die erſten Anträge Bernhards: er wolle ſich vorher mit den Fürſten darüber berathen. Hierdurch keineswegs abgeſchreckt, ſprach Bernhard auf dem Reichstage in Speyer nur deſto eifriger zu den in der Kirche verſammelten Fürſten und Prälaten, und ſtellte insbeſondere dem Könige mit höchſtem Nachdrucke vor: »er werde nicht im Stande ſeyn, am jüngſten Tage nachzuweiſen, daß er ſeine Pflicht gethan habe;« worauf Conrad, tief erſchüttert, die begeiſterte Rede des heiligen Mannes unterbrach und laut ausrief: »Ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes, er ſoll mich nicht undankbar finden.« Mit ihm nahmen das Kreuz Friedrich ſein Neffe, der nachmalige Kaiſer, die Herzoge von Bayern, Lothringen, Oeſterreich und Böhmen, die Markgrafen von Steyermark und Kärnthen, die Biſchöfe von Bremen, Regensburg, Freyſingen, Paſſau, Zeiz, ſo wie unzählige andere Geiſtliche und Edle.

III. Nachdem Conrad noch die Haltung des Land-

friedens vorgeschrieben und die Wahl seines Sohnes Heinrich zum Könige durchgesetzt hatte, sammelte sich das Heer mit dem Frühlinge des Jahres 1147 im südlichen Deutschlande, und eilte die Donau abwärts nach Ungarn. Denn ungeachtet König Roger von Sicilien vorschlug, man möchte übers Meer nach Palästina segeln, zog man doch wegen der großen Menschenmenge den Landweg der ersten Wallbrüder vor. König Geisa von Ungarn bewilligte freyen Durchzug, und zahlte sogar Geld, damit der lästige Aufenthalt der Pilger nicht verlängert werde. Noch größere Besorgnisse hegte der griechische Kaiser Manuel Comnenus. Auch machte ein gleichzeitiger Angriff Rogers von Sicilien die Griechen gegen alle abendländische Fürsten doppelt argwöhnisch, so daß sie die Befreyung Palästina's für einen bloßen Vorwand, die Unterjochung ihres Reiches aber für den eigentlichen geheimen Zweck der Pilger hielten. Als daher die Deutschen um freyen Durchzug und Ankauf von Lebensmitteln nachsuchten, gingen ihnen griechische Gesandte bis an die Grenzen Ungarns entgegen, und forderten Beschwörung des Friedens. Conrad setzte den Gesandten die Gründe seines Kreuzzuges auseinander, und schwur mit den Herzogen und Grafen ohne Widerrede; Manuel dagegen ließ Schiffe zum Uebersetzen über die Donau herbeyschaffen. Der mühsame Weg von der Donau über die Berge bis Sardika ward ohne Gewalt und friedlich zurückgelegt. Allein kaum war das Heer in die fruchtbaren Ebenen um Dadika gelangt, so erhob sich hinsichtlich der Herbeyschaffung der Lebensmittel vielfacher Streit, und bey Philippopolis kam es sogar zu einem offenen Gefechte. Mit Hülfe des Bischofs dieser Stadt wurde jedoch der Friede wieder hergestellt, und die Deutschen zogen ruhig bis nach Constantinopel. Hier verlangte Conrad Schiffe zum Uebersetzen nach Asien, welche ihm auch nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten bewilligt wurden.

IV. Unterdessen war Bernhard von Clairvaux nach

Frankreich zurückgekehrt, und hatte auf einer Versammlung in Estampes von dem großen Erfolge seiner Bemühungen unter den Deutschen Bericht erstattet; er hatte vor aller Vereinzelung gewarnt, welche einst Petern von Amiens ins Verderben stürzte, und auf die Wahl tüchtiger Anführer gedrungen. Sogleich bot man ihm selbst diese Würde an; er lehnte sie aber ab, weil seine Gesundheit zu schwach sey, und ihm alle Kenntniß vom Kriegswesen mangle. Ja ungeachtet des Eifers für den Kreuzzug rieth er den Geistlichen und Aebten, streng zu prüfen, was ihr wahrer Beruf sey, und nicht übereilt ihre Gemeinden und ihre Klöster zu verlassen. Im Frühjahre 1147 kam Papst Eugen III. selbst nach Paris, überreichte segnend dem Könige Kreuz und Pilgertasche, und tröstete seine zurückbleibenden Verwandten. Ludwig aber, nachdem er, alter Sitte gemäß, die Oriflamme vom Altare des heiligen Dionysius genommen, sammelte sein Heer um Pfingsten bey Metz, und zog über Worms, Würzburg, Regensburg, Passau und Belgrad nach der griechischen Grenze, und von da nach Constantinopel, wo er von dem Kaiser ehrenvoll aufgenommen wurde. Nach mannigfaltigen Verhandlungen leisteten die Fürsten den Lehenseid, und Ludwig versprach dem Kaiser, ihm kein Besitzthum zu nehmen oder feindlich gegen ihn zu verfahren; nur wo es ganz an Lebensmitteln fehlen würde, dürfe man sich nicht beschweren, wenn Gewalt eintrete. Aber aller dieser Versprechungen ungeachtet zürnte Manuel, daß die Franzosen ihn nicht gegen Roger von Sicilien unterstützen wollten; und diese zürnten, daß man sie nur unter gewissen Beschränkungen in die Hauptstadt aufnahm. Auch konnte alle Strenge Ludwigs die Zucht in seinem Heere nicht erhalten; sondern Diebstahl, Raub, Niederbrennen und Zerstören der Häuser und Gärten um Constantinopel nahmen furchtbar überhand, und würden der Stadt selbst gefährlich geworden seyn, wenn nicht Gerüchte von großen Siegen der Deutschen die Hoffnung

auf Glück und reiche Beute erhöht und zum Uebersetzen nach Asien gereizt hätten. Aber diese Gerüchte mochten von den Griechen wohl vorsetzlich erfunden worden seyn, um die Franzosen auf eine gute Weise von Constantinopel zu entfernen; in Wahrheit lagen die Dinge ganz anders.

V. Es war nämlich unter den Deutschen Streit entstanden, ob man den längern Weg längs der Seeküste, oder den kürzern gerade auf Iconium einschlagen sollte; und Conrads Kühnheit, die frohe Zuversicht der Pilger, vielleicht auch Manuels Rath, entschieden für diesen: worauf die griechischen Führer einen starken Vorrath von Lebensmitteln mitzunehmen riethen, weil der Weg mehrere Tage lang durch unfruchtbare Gegenden führe. Ihre Weisung ward befolgt, aber ungenügend; denn es fehlte den Kreuzfahrern in der Regel an Geld zum Ankaufe, und wenn sie selbst etwas verkaufen wollten, bezahlte man es ihnen mit falscher Münze, die Bewohner der Städte schlossen ihre Thore, und lieferten keine Lebensmittel, oder zogen auch wohl das Gold und Silber der Pilger die Mauern hinauf, ohne ihnen das Behandelte herabzulassen. Wären aber auch diese Uebelstände nicht eingetreten, so lagen doch schon in den auf keine Weise abzuändernden Verhältnissen fast unüberwindliche Schwierigkeiten, für ein so großes Heer in diesen Gegenden so schnell Lebensmittel herbeyzuschaffen. Deßhalb vergingen unter wachsenden Mühseligkeiten die Tage, binnen welchen das Heer Iconium erreichen sollte; aber die Stadt zeigte sich nicht, und als der König nun zornig nach den Gründen dieses Verspätens fragte, erhielt er zur Antwort: man habe irrig gehofft, daß täglich ein größerer Weg zurückgelegt werden könne, er möge sich daher nur noch drey Tage lang gedulden. Aber am andern Morgen waren die Führer entflohen, entweder aus Furcht, oder weil sie von den Türken gewonnen waren, oder weil Kaiser Manuel diesen Verrath befohlen hatte. Die Deutschen befanden sich nun-

mehr in einer wüsten wasserlosen Einöde, ohne Nahrung für Menschen und Thiere, unkundig der Wege, ermattet von Anstrengungen. Je größer die Rathlosigkeit war, desto heftiger und widersprechender waren die Vorschläge zur Rettung. Einige wollten rasch vorrücken, um bessere Gegenden zu erreichen; andere schnell zurückkehren, ohne noch mehr zu wagen. Allein ehe hierüber ein wohl begründeter Entschluß gefaßt werden konnte, zeigten sich neue Gefahren. Bisher hatten nämlich die Türken nur ihre vorsichtig befestigten Städte mit Sorgfalt verwahrt, und sonst die Kreuzfahrer in leichten Gefechten mehr gelockt, als ihnen widerstanden; jetzt aber (in den letzten Tagen des Octobers 1147) erschien Paramus, der Feldherr des Sultans Masud von Iconium, an der Spitze eines auf jede Weise verstärkten Heeres. Von allen Seiten umschwärmten leicht gerüstete Bogenschützen auf schnellen Pferden die Deutschen. Drangen diese nun schwer gerüstet auf ermüdeten Streitrossen und ohne fernhin treffende Waffen vor, so half alle Tapferkeit nichts, weil jene leicht entwichen, rasch an anderer Stelle doppelt gefährlich einbrachen, und Tod und Verderben unter den unbewaffneten und nur mit Stab und Pilgertasche versehenen Kreuzfahrern verbreiteten. Das Vorrücken gewährte keine Sicherheit, der Rückzug keinen Vortheil, und die ungeheure Ebene nützte nur den Feinden. Weder Wald, noch Berg, noch Fluß deckte oder sonderte die Pilger von den Türken, und nach mehreren gleich schrecklichen Tagen entgingen von 70,000 wehrhaften Kriegern nur 7000 dem Tode, der Unbewaffneten, der Weiber und Kinder nicht einmal zu gedenken.

VI. In der Gegend von Nicäa erhielt König Ludwig die erste Nachricht von den Unfällen der Deutschen durch Herzog Friedrich von Schwaben, und bald nachher erschien Conrad selbst zu dem verabredeten Gespräche. Die größte Theilnahme von Seiten der Franzosen konnte das Unglück nicht ungeschehen machen; wohl aber glaubte

Conrad ihnen nützlich zu werden, indem er offenherzig die Wahrheit und alle Versehen erzählte, welche man sich hatte zu Schulden kommen lassen. Um diese Versehen und die Wiederkehr ähnlicher Gefahren zu vermeiden, beschloß man, daß der Ueberrest des deutschen Heeres vereint mit dem französischen vorrücken, und statt des geraden Weges auf Iconium den an Lebensmitteln hoffentlich reicheren über Smyrna nach Ephesus einschlagen soll. Conrad aber verließ bald das Lager, und begab sich nach Constantinopel. Auch viele geringere deutsche Pilger eilten, des Gelübdes uneingedenk, in ihre Heimath zurück; denn nach ihren Erfahrungen verzweifelten sie an einem glücklichen Ausgange. Das große französische Heer zog unterdeß, jedoch nicht ohne Schwierigkeiten, über Ephesus zu den fruchtbaren Ufern des mit Schwänen bedeckten Mäander. Hier stellten sich die Türken zuerst den Pilgern entgegen, um den Uebergang über den Strom zu hindern; aber diese fanden eine Fuhrt, und zogen fröhlich durch Laodicäa. Gewöhnlich eilte ein Theil des christlichen Heeres voraus, erkundete die Wege, wählte die Lagerstellen, und drängte Angriffe zurück; der zweyte Theil folgte dagegen zur Bedeckung der Unbewaffneten und des Gepäckes. Nun sollte eines Tages, der getroffenen Abrede gemäß, das Lager auf dem Gipfel eines hohen Bergrückens genommen werden, der Phrygien von Pamphylien trennt. Allein die Tagreise schien der ersten Abtheilung zu kurz, der Platz zu unbequem, und sie ließ sich deßhalb verleiten, von der Höhe in das anlockende fruchtbare Thal hinabzuziehen. Die zweyte Abtheilung des Heeres, welche hievon nicht benachrichtigt war, folgte nur langsam, weil es schien, man könne die Anhöhe vor dem Einbruche der Nacht leicht erreichen. Kaum aber bemerkten die Feinde, welche stets zur Seite zogen, diese Trennung des Heeres, als sie schnell den Berggipfel besetzten, und nicht bloß mit Pfeilen und aus der Ferne die Nachfolgenden angriffen, sondern jetzt auch in der Nähe und

mit dem Schwerte. Lange war der Ausgang des heftigen Kampfes zweifelhaft; zuletzt erlagen die Christen, geschwächt der Zahl nach und gehindert durch den Boden und das Gepäck. Unterdeß harrten die Vorangeeilten mit ängstlicher Sehnsucht ihrer rückbleibenden Genossen bis zum Abend; denn der schroffe Bergrücken verdeckte jede Aussicht, und hatte den Ruf um Rettung nicht bis zu ihnen dringen lassen. Als endlich der König, welcher nach hartem persönlichen Kampfe den Feinden fast nur durch ein Wunder entkommen war, in tiefer Nacht mit geringer Begleitung erschien, da erhub sich unendlicher Jammer; der Vater vermißte den Sohn, der Bruder den Bruder, der Mann sein Weib, und nur wenige fanden sich wieder, die in Höhlen oder Gebüsch versteckt gewesen; alle übrige waren getödtet oder gefangen. Seit diesem Unfall hielt man strenger auf Ordnung und Vorsicht; dennoch ward dem Ueberreste des Heeres kein milderes Schicksal zu Theil. Ohne sichere Kunde irrte es in den verwüsteten Gegenden umher, und die Hungersnoth, welche so stieg, daß Pferde- und Eselfleisch für Leckerbissen galten, wurde nun so verderblich, als früher der Kampf. Endlich erreichte das Heer Attalea, eine Seestadt in Pamphylien. Allein wie weithin dehnte sich noch der ungebahnte, von Feinden umlagerte Landweg bis Antiochien, und wie konnte man hoffen, ihn auf ermatteten Pferden und bey fortdauerndem Manget an Lebensmitteln zurückzulegen? Aus diesen Gründen geschah der Vorschlag: der König und die Edeln möchten nach Antiochien segeln. Jener fühlte aber sehr wohl, daß hiedurch, sofern man keine sichernden Vorkehrungen ergreife, die Hülflosigkeit der Zurückbleibenden sehr vergrößert werde. Deßhalb vertheilte er das nur irgend entbehrliche Geld und Gut, und schloß mit den Griechen in Attalea einen Vertrag, daß sie alle Pilger ungefährdet zu Lande nach Antiochien geleiten sollten. Dieß habe keine Schwierigkeit, sagten die Griechen, weil die Beystimmung der in dieser Gegend herr-

schenden Türken zu dem Vertrage eingegangen sey. Kaum aber war Ludwig abgesegelt, als jene behaupteten, sie könnten die Türken nicht zu einer freundschaftlichen Behandlung der Pilger zwingen; und nunmehr sahen sich diese der Willkühr von beyden preisgegeben. Man ließ sie nicht in die Stadt ein, sondern brachte Gesunde und Kranke an schlechten, unreinen Orten eng zusammen, wodurch sich die Uebel furchtbar ausbreiteten; auch waren die Preise der Lebensmittel so unerschwinglich hoch, daß der Hunger manchen dahinraffte. Um diesen äußersten Bedrängnissen zu entgehen, einigten sich viele zur Fortsetzung der Wallfahrt; aber sie konnten nicht über die Berge und Ströme kommen, und wurden mit großem Verluste von den Türken zurückgeschlagen. Diese neuen Unfälle und die wiederholten Bitten der hülfsbedürftigen Pilger machten so wenig Eindruck auf die Griechen, daß sie vielmehr alles raubten, was jene noch irgend besaßen, und sie mit Schlägen zu niedern Dienstleistungen zwangen; während selbst die Türken vom Mitleide ergriffen wurden, fränkische Münzen einwechselten und reichlich unter die Nothleidenden vertheilten. Da verloren die Wallbrüder den Glauben an ihre Glaubensgenossen und suchten in großer Zahl Rettung bey den Ungläubigen. Wenige nur sollen von Seleucia aus zu Schiffe nach Antiochien entkommen seyn.

VII. Alle Häupter christlicher Staaten in Syrien, welche die größte Hoffnung gehegt hatten, ihre Grenzen mit Hülfe der Kreuzfahrer zu erweitern, sahen sich jetzt in ihren Erwartungen über deren Zahl und Macht getäuscht. Doch empfing Raimund von Antiochien (25ten März 1148) den König von Frankreich mit großen Ehren, indem er glaubte, daß er ihn mit Hülfe seiner Nichte, der Königinn, leicht nach seinen Zwecken würde lenken können. Allein weder Worte noch Geschenke konnten Ludwig und die Edeln zu einem Angriffe Cäsarea's oder Aleppo's bewegen, weil das Gelübde von ihnen zunächst

die Pilgerung nach Jerusalem verlange. Hierüber erzürnte der ohnedieß höchst leidenschaftliche Fürst; und Ludwig verließ, um allen Zwistigkeiten zu entgehen, mehr vorsichtig als königlich, Antiochien in der Nacht, und fand in Tripolis den Patriarchen von Jerusalem, der ihn ermahnte, nicht länger in diesen Gegenden zu verweilen, sondern sobald als möglich die heilige Stadt zu besuchen. Mittlerweile war auch Conrad auf griechischen Schiffen in Accon gelandet, und beyde Fürsten erreichten fast zu gleicher Zeit Jerusalem, wo Vornehme und Geringe, Weltliche und Geistliche sie mit der größten Feyerlichkeit und Auszeichnung empfingen.

Nachdem sie die heiligen Orte mit Andacht und Gebeth besucht hatten, und da um diese Zeit auch der Graf Alphons von Toulouse und der Venetianer Johannes Polano nebst vielen Begleitern zu Accon gelandet waren, wurde auf einer Versammlung aller Fürsten und Edlen beschlossen, Damascus anzugreifen. Bey Tiberias sammelte sich alle Mannschaft im Junius des Jahres 1148, zog dann nach Paneas, über den Libanon, und lagerte endlich bey Doria, einem Dorfe, von wo sich die ganze Gegend von Damascus übersehen ließ. Der Angriff auf die Umgebungen der Stadt geschah mit der größten Tapferkeit. Allein die ringsum vorsetzlich verwüstete Gegend und die Nachricht, daß von allen Seiten türkische Hülfsvölker im Anzuge seyen, während die christlich-morgenländischen Fürsten, ihres Versprechens ungeachtet, immer nicht eintrafen, nöthigte die Christen, die Belagerung aufzuheben. Da dachten Conrad und Ludwig, die sich zum zweyten Male verlassen sahen, in natürlicher Ungeduld nur an die Heimkehr. Der erstere segelte auch wirklich am 8. September 1148 von Accon nach Griechenland, wo er einige Zeit an den Grenzen Achaias bey dem Kaiser Manuel verweilte, ging dann über Aquileja nach Salzburg, und hielt um Pfingsten 1149 einen Reichstag zu Regensburg. Später als Conrad verließ Ludwig Palä-

stina, und ward unterwegs, weil er sich auf ein normänisches Schiff begeben hatte, von den Griechen gefangen, jedoch ohne Weigern befreyt, sobald er sich zu erkennen gab. Er sprach den König Roger in Apulien, den Papst bey Tusculum, und erreichte endlich zur allgemeinen Freude sein Reich.

VIII. So hatte denn dieser zweyte Kreuzzug, begonnen von zwey Königen, unzähligen Rittern, und wenigstens 180,000 Menschen, auch nicht den geringsten äußern Erfolg. Aus der Erzählung schon gehen die Gründe des Mißlingens hervor: zweydeutiges, ja verrätherisches Benehmen der Griechen und der morgenländischen Christen, Mangel an Vorsicht, wie an Kenntniß der Gegenden und der türkischen Kriegsweise, endlich Uebermuth und Zuchtlosigkeit. Bernhard, den man jetzt laut und allgemein einen falschen Propheten nannte, von dem die Christenheit ins Verderben gelockt worden, entgegnete den Tadlern mit Muth und Demuth: »Die Uebereilungen der Fürsten und die schlechten Sitten der Kreuzfahrer haben das Unglück herbeygeführt. Ich selbst maßte mir, bloß den Weisungen des apostolischen Stuhls gehorsamend, nie an, Gottes Rathschlüsse zu bestimmen, oder die Veränderlichkeit des Glückes zu läugnen. Aber auch die Widerwärtigkeiten kommen von oben herab, und lieber will ich die Vorwürfe tragen, als daß Tadel und Hohn gegen Gott ausgesprochen werde.« Eben so tröstete sich Otto, der gelehrte Bischof von Freysingen, welcher an dem Zuge theilnahm und ihn beschrieb: »Der Kreuzzug diente weder zur Erweiterung der Grenzen, noch zur Ergötzung für den Leib, aber doch vielleicht zum Heile vieler Seelen.«

4.

Der dritte Kreuzzug.

(1189 — 1192.)

I. Nicht ganz zweyhundert Jahre hatte Aegypten unter der Herrschaft der Fatimiden gestanden, als es

im Jahre 1169 durch Saladin unter die Gewalt der Kurden fiel.

Die Kurden, von persischer Abkunft, zogen bis gegen das zwölfte Jahrhundert, der Geschichte wenig bekannt, auf den an Armenien und Medien stoßenden Gebirgen (im heutigen Kurdistan) in Horden umher, und lebten als Nomaden von Viehzucht und Plünderungen. Als einen kriegerisch gestimmten tapfern Schlag von Menschen nahm man sie gern in Kriegsdienste; und in jener Zeit der Fehden unter den kleinen Dynastien des Orients, welche noch die Einfälle der Kreuzfahrer vermehrten, konnte es keinem kühnen Krieger an Gelegenheit fehlen, sich auf einen ansehnlichen Posten zu erschwingen. Dasselbe war auch Saladin's nächsten Vorfahren gelungen: sein Vater, Nadschm Eddin Ayub — von dem der ganze Stamm den Namen Ayubiden erhielt — stand als Statthalter von Baalbek in Diensten Nureddin's, des mächtigsten und tüchtigsten unter den damaligen mohammedanischen Fürsten; sein Oheim, Asadeddin Schirkuh, diente demselben als Obergeneral. Mit dem letzteren trat Saladin (eigentlich Selaheddin — geboren im J. 1137 zu Takrit, einer mesopotamischen Stadt) in Aegypten auf den Schauplatz. Während des ersten ägyptischen Feldzugs ward ihm von seinem Oheim das Commando zu Alexandrien anvertraut; während des zweyten bahnte er, nachdem der fatimidische Großvezier Schaver ermordet worden, seinem Oheim den Weg zu dieser Würde; und als dieser nach zwey Monaten starb, trat er selbst unter dem Namen Malek al Nasser (der siegreiche Fürst) als fatimidischer Vezier und General an dessen Stelle, bis er endlich im J. 1171 nach dem Tode des Chalifen auch den ägyptischen Thron ohne große Schwierigkeiten in Besitz nahm *). So lange der Sultan

*) „Von dem Augenblicke, wo Saladin seine Herrscherlaufbahn betrat, zeigte er männlichen Ernst und große Thätigkeit, ohne daß diese in Kleinigkeitssucht, oder jener in finstere Strenge ausgeartet wäre. Alle Gebote des Islam befolgte

Nureddin lebte, erkannte Saladin noch einige Abhängigkeit von ihm als seinem Wohlthäter und dem Urheber seines Glücks. Auch den Namen seines Sohnes, eines Kindes von 11 Jahren, ließ er anfangs noch in den Moscheen ausrufen; da diesen aber seine Jugend der Verachtung seiner Nachbarn preis stellte, so entschloß er sich, auch Syrien

---

er genau, und kannte selbst die wissenschaftlichen Ansichten und Streitigkeiten über diese Lehre; so wenig er sich aber, Gott und seiner eigenen Kraft vertrauend, von Spitzfindigkeiten, Sterndeuterey und Aberglauben übermannen ließ, so wenig mochte er Freydenker oder Neuerer leiden. Zweymal in der Woche wohnte er in der Regel den Gerichten bey, wo man selbst wider des Sultans nächste Verwandte mit Erfolg klagen konnte; ja er stellte sich persönlich, wenn gegen ihn Streit erhoben ward, und unterwarf sich dem Spruche. Einst saß er vor seinem Zelte, und sagte, als ihm jemand eine Bittschrift überreichte: „das Schreibzeug fehlt, ich kann nicht sogleich Bescheid ertheilen;" jener aber erwiederte: „es steht im Zelte;" und Saladin holte es und schrieb. Das Maulthier Bohaddin's, seines Geschichtschreibers, der neben ihm ritt, bespritzte ihn sehr mit Koth; er scherzte darüber, und erlaubte jenem nicht, sich zu entfernen. Einem Christenweibe war die Tochter geraubt worden; dem Rufe vertrauend suchte sie Hülfe bey Saladin; dieser erforschte, wer das Mädchen gekauft hatte, und gab es der Mutter zurück. Züge solcher Art zeigen freylich in gewissem Sinne nur das Natürliche und Gewöhnliche; allein bey Sultanen ist leider zu oft die gräulichste Unnatur das Gewöhnlichste, und selbst die Franken erhoben sich damals nicht zu der Redlichkeit, Gerechtigkeit, Großmuth und Milde Saladins. Ungeachtet dieses herablassenden Charakters des Sultans und der Gewandtheit, für jeden sogleich einen angenehmen Gegenstand des Gesprächs aufzufinden, fehlte doch nie der gebührende Anstand in seiner Gesellschaft, nie wurden zweydeutige Reden gehört. Wissenschaftliche Beschäftigungen galten ihm für Erholung, kein Gelehrter ward von ihm abgewiesen, keiner entlassen, ohne ein Geschenk empfangen zu haben. Oft ließ er sich geistliche oder weltliche Geschichten vorlesen, und die Darstellung großer gewaltiger Thaten bewegte ihn nicht minder zu Thränen, als Erzählungen von einfachen, die Theilnahme ansprechenden Begebenheiten. Ohne Ziererey verstattete er seinen Gefühlen freyen Lauf; selten aber übermannte ihn der Zorn, nie verließ ihn in ungünstigen Lagen die Heiterkeit und Fassung, nie in Krankheiten die Geduld. Nur Verläumder konnten ihn heftiger aufreitzen. Sein Geist zeigte sich weit erhaben über die bloße Leidenschaft des Besitzes, und größer als die Unbe-

zu seinem Reiche zu schlagen. Im Jahre 1174 nahm er ihm Damascus und Emesa; 1175 griff er Aleppo an, das ihm zwar jetzt noch durch die Tapferkeit seiner Einwohner glücklich widerstand, aber bey dem zweyten Angriff 1183 in die Hände fiel. Aegypten und Syrien waren nun sein Reich; während diese Länder ihn beschäftigten, drangen seine Heere in das glückliche und steinigte Arabien, nach Barca, Tunis und Tripolis, und machten für ihn Eroberungen. Am berühmtesten aber ward sein Name durch seine langen Kämpfe mit den Franken. Im J. 1177 wurden zwar seine Truppen von diesen zu Ramla geschlagen; aber desto kraftvoller trat er 1187 gegen sie in einem Angriffe von Tiberias auf. Umsonst eilte der König Guido von Jerusalem mit den edelsten Rittern herbey; sie wurden von ihm in einer blutigen Schlacht (4. July) besiegt, der König nebst vielen der angesehensten Ritter zu Gefangenen gemacht, und darauf in einem Zug die meisten festen Plätze auf der Küste und den Gebirgen weggenommen. Tiberias, Sidon, Byblus, Nazareth, Rama, Hebron, Bethlehem, Lydda, Joppe, Neapolis, Berytus, Accon und andere Städte kamen nach und nach in die Hände des Sultans; bis Gaza wurde das Land von den Türken überschwemmt. Hatten sich die Bewohner durch Vertrag übergeben, so geschah ihnen keine Gewalt, ihr Vermögen wurde gesichert, und jedem erlaubt, hinwegzuziehen oder zu bleiben; denn die Bekenner jedes Glaubens lebten ruhig unter Saladins Scepter. Geschah aber die Einnahme mit Gewalt, so erfolgte nicht selten Plünderung, ja Zerstörung

---

scheidenheit der Fordernden war seine Neigung zum Bewilligen. Er wußte, daß die Quellen reichlich flossen, und gab nicht minder bey geleerter, als bey gefüllter Schatzkammer; weßhalb die Schatzmeister oft heimlich Summen zu außerordentlichen Ausgaben zurücklegten. Betrogen ihn jene, so verloren sie zwar ihre Stellen, erhielten aber keine weitere Strafe; denn Geldgier erschien dem Sultan so allgemein, als gemein." Raumer „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit." Bd. II. S. 363 u. 364.

der Stadt und Wegführung der Einwohner in die Gefangenschaft.

Malek al Adel, Saladins Bruder, führte inzwischen neue Hülfsvölker aus Aegypten in die südlichen Gegenden des christlichen Reichs, und umlagerte Ascalon. Hieher hatte sich die Königinn mit ihren Töchtern geflüchtet. Sie lehnte Adels Aufforderung, die Stadt zu übergeben, ab, indem sie äußerte, das Schicksal Jerusalems werde auch das Schicksal Ascalons entscheiden. Bald aber machten die Belagerer so rasche Fortschritte, daß man einen Vertrag abschloß, laut dessen Saladin für die Uebergabe der Stadt den König (diesen jedoch erst im May des nächstfolgenden Jahres), dessen Bruder, und sechzehn andere vornehme Ritter aus der Gefangenschaft entlassen sollte. Ferner durfte jeder binnen 40 Tagen seine Güter verkaufen oder hinwegschaffen, nach eigenem Beschlusse in der Stadt bleiben, oder unter sicherem Geleite nach Tripolis ziehen. König Guido bestätigte diesen Vertrag, aber erst, nachdem er sich überzeugt hatte, die Stadt könne nicht länger mit Erfolg vertheidigt werden.

II. In Jerusalem befehligte um diese Zeit Balian von Ibelim. Dieser war in Berytus von den Türken gefangen worden, und hatte nach eidlichem Versprechen, daß er zurückkehren und nicht gegen den Sultan fechten werde, von diesem auf wenige Tage Urlaub erhalten. Statt dessen ließ er sich durch den Patriarchen von seinem Eide entbinden, und übernahm die Verwaltung des Reichs zu einer Zeit, wo die öffentlichen Cassen ganz erschöpft, und nur zwey Gewappnete in Jerusalem waren. Daher versuchte Balian aus den Bewohnern von Jerusalem und den dahin Geflüchteten Krieger zu bilden, und ließ das Silber von der Decke des heiligen Grabes vermünzen, um hievon die nöthigsten Ausgaben zu bestreiten. Aber alle diese Mittel reichten nirgends hin, und an dem Tage der Eroberung Ascalons (5. Sept. 1187) traten Balians Gesandte vor den Sultan, entschuldigten jene Wortbrüchigkeit

mit angethaner Gewalt, und bathen um freyen Durchzug nach Tripolis für sein Weib und seine Kinder. Saladin, nichts hinsichtlich jener Entschuldigung erinnernd, bewilligte dieses Gesuch, und fügte in Beziehung auf die Behandlung Jerusalems hinzu: „Da Jerusalem mir eine heilige Stadt ist, und euch noch heiliger, so habe ich beschlossen, sie nicht durch Gewalt, sondern wo möglich durch Vertrag einzunehmen. Deßhalb bewillige ich euch 30,000 Byzantiner zur Befestigung derselben, fünf Meilen Land im Umkreise zur Bebauung, und freyen Handel und Waffenstillstand bis zum nächsten Pfingstfeste. Kommt aber bis um diese Zeit kein Entsatz, so übergebt ihr mir die Stadt gegen Sicherung der Personen und der Güter.“ Die Gesandten erwiederten: „Unsere Pflicht ist, Jerusalem zu vertheidigen bis in den Tod.“ „So schwöre ich denn,“ entgegnete Saladin, „die Stadt mit dem Schwerte zu erobern, und es wird euch gereuen, daß ihr meine Milde verschmäht habt.“

Am 20. September 1187 erreichte sein Heer Jerusalem, und lagerte vom Thurme Davids bis zum Stephansthore. Weil man aber gegen diese befestigtere Seite der Stadt, trotz aller Anstrengung, keine erheblichen Vortheile gewinnen konnte, so wurde nach acht Tagen eine zweyte Stellung, vom Stephansthore bis zum Thale Josaphat, eingenommen. Während die Franken unterließen, tüchtige Gegenanstalten zu treffen, griffen die Türken von hier aus nur an, wenn ihnen die Sonne im Rücken stand, warfen ihren Gegnern aus künstlichen Schaufeln Sand in die Augen, und gebrauchten ihr Geschütz mit solcher Umsicht und Gewandtheit, daß ein Theil der Mauern niederstürzte. In dieser dringenden Gefahr traten mehrere auf, und riethen, nicht länger mehr den weiten Umkreis der Mauern vergeblich schützen zu wollen, sondern mit gesammter Macht an einer Stelle einzubrechen, und Ruhm und Leben zu gewinnen, hier oder in jener Welt. Ihnen entgegen stimmte der Patriarch dafür,

mit dem Sieger zu verhandeln, und alle gewaltsame Maaßregeln bey Seite zu setzen; deßwegen sollte Balian zu Saladin eilen, und ohne Zögerung den Vertrag abschließen. Des Patriarchen Meinung behielt die Oberhand; denn wie wenige zuletzt des äußersten Widerstandes gedachten, ging daraus hervor, daß man selbst für große Summen keine hinlängliche Wachen an den gefährlichen Stellen der Mauer, nicht einmal auf eine Nacht bekommen konnte.

Als Balian bey Saladin anlangte, sprach dieser: „Ihr habt meine frühern Anträge verworfen; jetzt bindet mich der Schwur, das Blut der Gläubigen zu rächen, welches eure Vorfahren einst in Jerusalem vergossen. Auch ist nicht mehr Zeit zum Verhandeln; denn siehe, unsere Fahnen sind schon auf den Mauern errichtet, die Stadt ist in unserer Gewalt.“ Balian wandte sich um, und sah erschreckt, daß Saladin wahr redete; stürmend waren nämlich die Saracenen an der Stelle eingedrungen, wo sie die Mauern niedergestürzt hatten. Doch noch einmal warfen die Christen ihre Feinde zurück, und Balian erwiederte dem Sultan: „Du willst uns nicht retten, wir können uns nicht retten; zerstören aber werden wir die Stadt und alle Güter, morden alle Gefangene, und tödten alle Wehrlose, damit dir die Lösung deiner Glaubensgenossen unmöglich sey, und dir nichts bleibe, als der entsetzliche Kampf mit Verzweifelnden.“ Saladin verwies die weitern Verhandlungen auf den nächsten Morgen, und befragte unterdeß Imams und Rechtsgelehrte, ob er sein Gelübde brechen dürfe. Sie bejahten die Frage, weil dadurch die heilige Stadt und viele Gläubige erhalten würden; und nun einigte sich Saladin mit Balian über folgende Bedingungen: „Jerusalem wird unbeschädigt übergeben. Für den freyen Abzug mit Hab und Gut zahlt der Mann zehn Goldstücke, das Weib fünf, das Kind eins; 7000 Arme werden mit der runden Summe von 30,000 Byzantinern gelöset. Das heilige Grab bleibt

verschont, und gegen Erlegung eines Byzantiners kann es jeder Christ ungehindert besuchen. Binnen vierzig Tagen muß die Lösungssumme zum Thurme Davids abgeliefert seyn, wenn nicht für die Einwohner, statt des freyen Geleites zu christlichen Besitzungen, Gefangenschaft eintreten soll."

III. Am dritten October des Jahres 1187, acht und achtzig Jahre nach der Eroberung Jerusalems durch die Franken, zog Saladin unter Trompeten- und Paukenschall in die Stadt, dann in den Tempel. Als das vergoldete Kreuz, das bisher dessen Spitze zierte, von den Türken herabgestürzt ward und zerbrach, erhoben — nach den Worten eines morgenländischen Geschichtschreibers — die Christen in und vor der Stadt ein solches Klagegeschrey, daß der Boden erzitterte. Aus dem Tempel selbst wurde alles entfernt, was nur den Christen heilig war; dann wusch man die Wände mit Rosenwasser, räucherte mit Ambra, und wo bisher christliche Lobgesänge waren gesungen worden, erscholl jetzt das lärmende Geschrey der muselmännischen Priester und ihr jubelnder Ruf: Allah Akbar!

Da die katholischen Christen diesen Greuel an heiliger Stelle nicht länger ansehen wollten, so mußten sie vor allem an das Aufbringen der Lösungssummen denken. Was, nach dem Abzuge der eigenen Lösung und der Reisekosten bis zur nächsten christlichen Stadt, übrig blieb, sollte zur Befreyung der Armen verwendet werden; allein die Summe reichte keineswegs hin. Da erbath sich Malek al Adel vom Sultan, seinem Bruder, 1000 Gefangene, und schenkte ihnen die Freyheit ohne Lösung. Auf gleiche Bitte erhielten auch der Patriarch und Balian 1000 Gefangene, und beyde folgten Adels Beyspiele. Saladin, hiervon benachrichtiget, sorgte nunmehr für die Verpflegung der Kranken, und ließ alle diejenigen, welche ihr Unvermögen nachwiesen, unentgeldlich frey. Bis zum Ablaufe der gesetzten Frist und bis zur Bezahlung der Lösungssummen

blieb das türkische Hauptlager außerhalb dem Thore; zwölf Saracenen wachten jedoch zur Verhütung von Unbilden in jeder Straße Jerusalems, und während dieser ganzen Zeit fiel auch nicht die geringste Gewaltthätigkeit vor. Endlich zogen die auswandernden Christen durch das Thor Davids vor Saladin vorüber: zuerst die Königinn, der Patriarch und Balian, dann die Ritter, und zuletzt das Volk. Da flehten die Weiber und Kinder der vom Sultan in den Schlachten Gefangenen um seine Gnade; und über dem Jammer bis zu Thränen gerührt, schenkte er allen Gefangenen die Freyheit, Geld aber zum Troste an diejenigen, deren Männer und Väter bereits gestorben waren. Von 220,000 Goldstücken hatte Saladin beym Abzuge von Jerusalem nichts übrig, sie waren sämmtlich vertheilt. — Die Saracenen, welche als eine sichernde Bedeckung den Christen zugeordnet waren, setzten die Ermüdeten und Kranken auf ihre Pferde, und gingen, diese sorgsam führend, zu Fuße nebenher. So gelangte der Zug aus den Ländern der Mohammedaner in die christlichen Besatzungen. Aber in Tripolis wurde den Unglücklichen nicht allein die Aufnahme verweigert, sondern es brachen sogar viele ihrer Glaubensbrüder tückisch hervor, raubten die Güter und mißhandelten die Personen. Ein anderer Theil der Ausgewanderten erreichte Alexandrien, und wurde von dem türkischen Befehlshaber der Stadt freundlich behandelt und verpflegt. Die Pisaner, Venetianer und Genueser weigerten sich aber, irgend Jemand unentgeltlich in ihre Schiffe aufzunehmen. Da sprach jener Muselmann: »Es sey ferne, daß durch die Härte ihrer Glaubensgenossen diejenigen umkommen, welche mein großer Fürst erretten wollte!« Er zahlte das verlangte Geld, und besorgte die Einschiffung.

IV. Die Nachricht von der Eroberung der heiligen Stadt weckte das gleichgültig gewordene Abendland wie ein furchtbarer Donnerschlag. Reue und Gewissensangst, Zorn und Verzweiflung, Furcht und Hoffnung und Kriegs-

muth, kurz, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften aller Art durchkreuzten sich, und erzeugten Erscheinungen, wie man sie nur neunzig Jahre vorher beym Antritte des ersten Kreuzzuges gesehen hatte. Papst Urban III. erlag dem Schmerze, daß solches Unglück in seinen Tagen eingetreten, während die Regierung Urbans II. durch die Gründung des Jerusalemischen Staates sey verherrlichet worden. Gregor VIII., sein Nachfolger, bezeigte den größten Eifer für die Befreyung des Morgenlandes, und erließ Schreiben an alle Christen, erlebte aber auch den Erfolg dieser Bemühungen nicht. Indessen beharrte Clemens III. auf demselben Wege, und die Wirkung der Kreuzpredigten wurde noch dadurch erhöht, daß der Erzbischof von Tyrus und andere Gesandte und Flüchtlinge überall umherzogen, und die Unfälle der morgenländischen Christen aufs lebhafteste schilderten. Da entschlossen sich die Beherrscher der drey europäischen Hauptreiche, Deutschlands, Frankreichs und Englands, denselben mit ihren Heeren zu Hülfe zu eilen.

V. In der Fastenzeit des Jahres 1188 nahm Friedrich I., Kaiser der Deutschen, auf einem großen Reichstage in Mainz das Kreuz aus den Händen des Cardinalbischofs von Würzburg. Den Vorschlag, bloß seine Söhne nach dem Morgenlande abzusenden, wies der Kaiser als unpassend zurück: denn »er habe, obgleich im sieben und sechzigsten Jahre seines Alters, noch Kraft genug, sich, wie es sein Beruf erheische, an die Spitze der Christenheit zu stellen.« Seinem Beyspiele folgend empfingen das Kreuz: Herzog Friedrich von Schwaben, sein Sohn, die Herzoge Bertold von Meran und Ottokar von Steyermark, Pfalzgraf Ludwig V. von Thüringen, der Markgraf Hermann von Baden, der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Münster, Meißen, Lüttich, Würzburg, Passau, Osnabrück, Verden, Basel, Straßburg, viele Grafen und Edle, endlich in allen Theilen Deutschlands unzähliges Volk. Nun wurden Gesandte mit angemessenen Aufträgen abge-

schickt an den König von Ungarn, den griechischen Kaiser, und den Sultan von Iconium. Alle drey versprachen Unterstützung. Sodann mußten die rheinischen Fürsten und die italienischen Städte Proviantschiffe ausrüsten, und das Heer auf drey Jahre mit Lebensmitteln versorgen; und endlich ging ein Gebot aus, daß alles liederliche Gesindel ausgeschlossen, und niemand zu dem Zuge angenommen werden solle, der nicht wenigstens drey Mark Silber mit sich nehmen könne. Mit Rücksicht auf die gleichzeitig anzutretenden Pilgerfahrten der Könige von Frankreich und England hatte Kaiser Friedrich beschlossen, den Kreuzzug zu Lande anzutreten. Am Tage des heil. Papstes Gregorius des Großen 1189 brach das Heer in bester Ordnung von Regensburg, dem festgesetzten Sammelplatze, auf. Am Pfingstfeste war man in Preßburg, wo ein Fürstentag gehalten wurde. Vor Gran kam der ungarische König Bela dem Kaiser mit glänzendem Gefolge entgegen, und daselbst ward auch der Herzog Friedrich von Schwaben mit einer ungarischen Prinzessinn verlobt. Bey Belgrad hielt der Kaiser eine Musterung, und fand außer den 50,000 Mann, die in seinem Sold und Dienste standen, noch 100,000 wohlgewaffneter freywilliger Mannschaft. Bey Nyssa kam ihm der Fürst von Servien entgegen, legte den Huldigungseid ab, und nahm sein Land vom Kaiser zu Lehen. An den griechischen Kaiser Isaac Angelus wurden neue Gesandte vorausgeschickt. Allein dieser Monarch hatte, seiner frühern Zusage untreu, dem Sultan Saladin dafür, daß den Griechen die christlichen Kirchen in Palästina eingeräumt werden sollten, die Errichtung einer Moschee in Constantinopel erlaubt, und versprochen, die Kreuzfahrer wo möglich zurückzutreiben. Er ließ daher die deutschen Gesandten nach einem kurzen höflichen Empfange gegen alle Sitte ins Gefängniß werfen, unter dem Vorwande: Friedrich wolle das griechische Reich zerstören, und seinem Sohne die griechische Krone aufsetzen. Auch hatte man mit Vorsatz nicht hinreichend

für Lebensmittel gesorgt, die Wege verderbt, die engen Päſſe beſetzt und vermauert, und diejenigen Pilger feindlich behandelt, welche ſich, Nahrung ſuchend, vom großen Heere entfernten. Der Patriarch von Conſtantinopel predigte ſogar in Gegenwart vieler Lateiner: daß ein Grieche, der zehn ſeiner Landesleute umgebracht habe, bey Gott Vergebung erlange, wenn er dafür hundert Kreuzfahrer erſchlage. Doch Friedrich erſtürmte die von den Griechen beſetzten Päſſe mit Gewalt, nöthigte den griechiſchen Kaiſer, die deutſchen Geſandten aus der Gefangenſchaft zu entlaſſen, drang über Philippopel und Adrianopel vor, und lagerte während des Winters zwiſchen Philadelphia und Conſtantinopel. Allmählig zog er der Hauptſtadt immer näher, ließ die Befeſtigungen von Philadelphia zerſtören, und gab den Geſandten der Königinn von Jeruſalem und des wallachiſchen Fürſten Gehör. Jene behaupteten, obgleich ohne weitere Beweiſe, daß die Griechen geſonnen wären, alle Kreuzfahrer durch Wein und Mehl zu vergiften, und der wallachiſche Fürſt verſprach ein Hülfsheer von 40,000 Mann, wenn der römiſche Kaiſer ſich auch die griechiſche Krone aufſetzen wollte. Aber Friedrich wies dieſe einladenden Anträge zurück; doch hätte er ſich ſchwerlich länger allen Launen der Griechen unterworfen. Da überzeugte ſich Iſaac endlich von der Nothwendigkeit, die Pilger ſchnell durch ſeine Staaten hindurchzuführen, und einen Frieden mit ihnen zu ſchließen. Dieſer in der Sophienkirche feyerlich beſchworne Friede ſetzte feſt: »Der griechiſche Kaiſer trägt und erläßt allen durch Rauben, Zerſtören der Städte, Erſchlagen der Menſchen ꝛc. angerichteten Schaden, ſorgt, daß überall die nöthigen Lebensmittel zum Ankaufe vorgefunden werden, und ſtellt bey Kalipolis hinlängliche Schiffe zur Ueberfahrt nach Aſien.« Beyde Theile machten ſich nunmehr wechſelſeitige Geſchenke; Iſaac gab vier und zwanzig Geißeln, und verlobte ſeine Tochter mit Philipp, dem (fünften) Sohne Kaiſer Friedrichs. Sieben Tage dauerte bey Kalipolis

das Ueberschiffen (vom 22. bis 29. März 1190). Friedrich selbst verweilte am europäischen Ufer, bis er sich überzeugt hatte, daß keiner von den Seinen zurück blieb, dann rief er, Asien betretend, aus: »Liebe Brüder, seyd getrost und voll Vertrauens, das ganze Land ist in unsern Händen.«

Doch auch in Asien verminderten sich die Schwierigkeiten nicht, zumal da auch der Sultan von Iconium treulos erfunden ward. Der Zug über die Gebirge kostete unzähligen Menschen und Pferden das Leben; die letzten wurden größtentheils von den hungernden Pilgern verzehrt. Allenthalben brachen die leichten türkischen Reiter aus den Bergschluchten hervor, und metzelten die kraftlosen Wanderer nieder. Dennoch zog das unverdrossene deutsche Heer immer vorwärts, schlug am 14. May das 300,000 Mann starke Heer des Sultans, und eroberte am 17ten das von 60,000 Türken vertheidigte Iconium. Es lagerte nun außerhalb der Stadt in schönen Gärten, versorgte sich dann reichlich mit jedem Bedarfe, brach endlich gestärkt nach den südlicheren Gegenden auf, und erreichte, über Pyrgos und Laranda, die Besitzungen des armenischen Fürsten Leo, welcher den Kaiser bis Seleucia am Calycadnus oder Seleph begleitete. Alle Feinde waren nun bezwungen, der Weg nach Syrien frey und offen, nahe das ersehnte Ziel, und Saladin so in Sorgen, daß er durch Gesandte aufs höflichste anbot: der Kaiser und die Fürsten möchten selbst entscheiden, was er rechtmäßig besäße. Da, als das Heer am 10. Juny 1190 auf einer schmalen Brücke langsam über den Calycadnus zog, und der Kaiser, der beym Hintertreffen war, um schneller zum Vortrab zu kommen, den Fluß zu durchschwimmen beschloß, ergriffen ihn die Wellen gewaltig, rissen ihn fort, und als man ihm zu Hülfe kam und ihn ans Land brachte, war er bereits entseelt. Mitten in der Bestürzung über den Tod des Kaisers, des Feldherrn, des Vaters, huldigte man dem Herzoge Friedrich von Schwaben, und

ohne erheblichen Unglücksfall führte dieser das Heer bis Antiochien; aber die strenge Ordnung wich, und so viele übernahmen sich in den reichlich dargebotenen Lebensmitteln, daß jetzt mehr an Krankheiten starben, als auf dem ganzen Zuge durch das Schwert umgekommen waren. Andere kehrten, uneingedenk des noch nicht erfüllten Gelübdes, zu Schiff in ihre Heimath zurück, oder zerstreuten sich nach mancherley Richtungen, oder verkauften aus Geldmangel ihre Waffen: und nur ein geringer zum Fechten tauglicher Ueberrest folgte dem Herzoge nach Tyrus. Hier begrub man in feyerlicher Trauer des Kaisers Gebeine, und vereinte sich dann mit den Christen vor Accon. Da erlag auch Herzog Friedrich am 20. Januar 1191 den Krankheiten, und die Ueberbleibsel des so großen deutschen Heeres verschwinden seitdem in der Geschichte der Belagerer vor Accon.

VI. Auf einer Zusammenkunft zwischen Gisors und Trie im Jänner 1188 hatten sich König Philipp August von Frankreich und König Heinrich von England, ihrer gegenseitigen Fehden vergessend, über die Unterstützung der morgenländischen Christen zur Wiedereroberung Jerusalems besprochen. Der Bischof von Tyrus war selbst als Abgeordneter jener Christen zugegen, und redete mit solcher Kraft, daß beyde Monarchen, und mit ihnen eine Menge ihrer Vasallen und Ritter, das Kreuz nahmen. Der Ort dieser Zusammenkunft sollte von nun an das heilige Feld heißen, und durch ein großes hölzernes Kreuz und eine gemeinschaftlich erbaute Kirche verewigt werden. Allen Schuldnern sollten die Zinsen auf zwey Jahre erlassen seyn, und wer nicht mitginge, sollte zum Besten des Zuges den zehnten Theil von allen seinen Gütern entrichten. Von diesem sogenannten Saladinszehnten waren, dem Befehle des Papstes gemäß, auch die Geistlichen nicht ausgeschlossen. Aus den Namen der Mitziehenden kann man beyläufig die vornehmsten der damaligen Vasallen der Könige von Frankreich und England

kennen lernen: es waren Walther Erzbischof von Rouen, Balduin Erzbischof von Canterbury, die Bischöfe von Beauvais und Chartres, Hugo III. Herzog von Burgund, Richard Graf von Poitou, Philipp Graf von Flandern, Theobald Graf von Blois, Rotrand Graf von Perche, Wilhelm Graf von Rochefort, Heinrich Graf von Champagne, Stephan Graf von Saucerne, Robert Graf von Dreux, die Grafen von Clermont, Beaumont, Soissons, Nevers, Vendome, Bar ꝛc. Zum Unterschiede der Nationen nahmen die Franzosen ein rothes, die Engländer ein weißes, und die Flandrer ein grünes Kreuz. Aber der Aufbruch ging noch nicht so bald von statten. Die Nationaleifersucht fand noch tausend Ursachen zum Mißtrauen und zu gegenseitigen Reibungen. Endlich starb Heinrich II. (7. July 1189), und sein kriegerischer Sohn, Richard I., dem seine Heldenkühnheit den Beynamen Löwenherz erworben hat, folgte ihm auf dem englischen Throne. Diesem nach Ritterehre dürstenden Helden lag der romantische Kreuzzug so sehr am Herzen, daß er alle andere Geschäfte so schnell als möglich beseitigte, um nur recht bald nach Palästina zu kommen. Am Johannisfeste 1190 empfing Philipp August in der Kirche des heil. Dionysius die Oriflamme, den Pilgerstab, die Pilgertasche und den Segen, und schiffte sich sodann nach Genua ein. Richard ging nach Marseille. Zur See nämlich wollte man dießmal die Wallfahrt unternehmen, wozu die italienischen Seestädte Genua, Pisa und Venedig freudig die Hände boten. In Messina vereinigten sich die beyden Könige wieder (September 1190). Aber schon hier gingen die unseligen Reibungen an. Man mußte darum einen ganzen Winter in Sicilien liegen bleiben. Endlich am 30. März 1191 segelte Philipp August, jedoch nur mit wenigen Schiffen von Messina ab, und erreichte Accon am 14. April nach glücklicher Fahrt. Richard dagegen, welcher am 10. April aufbrach, erlitt einen großen Sturm, mußte erst in Creta, dann wegen Krankheit in Rhodus anlegen, und wandte sich endlich gen Cypern. Von dem

Beherrscher dieser Insel, Isaac Comnenus, der sich gegen den griechischen Kaiser empört, und in eine engere Verbindung mit Saladin eingelassen hatte, feindlich behandelt, erzwang Richard die Landung, schlug das weit zahlreichere griechische Heer, machte große Beute an Menschen, Lebensmitteln und Gütern, und, als um diese Zeit Guido von Lusignan, Raimund von Antiochien, Boemund von Tripolis und mehrere andere aus Syrien anlangten, um bey dem ritterlichen Könige Hülfe zu suchen, war es ihm ein leichtes, den Fürsten Isaac zur Unterwerfung zu zwingen, der dann (da der König ihm auf seine Bitte versprochen hatte, ihn nicht in eiserne Bande zu legen) in silberne Fesseln geschmiedet, und an Guido von Lusignan übergeben wurde. Nunmehr segelte Richard mit 25 Schiffen von Cypern hinweg, und landete am 8. Juny 1191 vor Accon oder Ptolemais (von den Franzosen St. Jean d'Acre genannt).

VII. Vor Accon, welches von den Muselmännern tapfer vertheidigt wurde, hatte König Guido schon zwey Jahre gelegen. Jetzt, da er solche Verstärkung hatte, schienen die Türken verloren zu seyn. Allein die Franzosen und Engländer stritten fast mehr unter einander selbst, als gegen die Türken. Saladin wußte die Besatzung durch geschickte Streiche mit Zufuhr zu versehen, und unterhielt einen Briefwechsel mit ihr durch die Taubenpost. Endlich wurde von den Belagerern verabredet, daß die Franzosen und Engländer die Bestürmung von Accon, immer abwechselnd einen Tag um den andern, unternehmen sollten. So brachte es der Wetteifer in der Tapferkeit dahin, daß die Belagerten folgende Bedingungen der Uebergabe annahmen: »Die Personen erhalten freyen Abzug, aber die Waffen und Güter bleiben zurück; Saladin läßt 2500 Christen frey, zahlt für die Lösung der türkischen Gefangenen binnen zwey Monaten 200,000 Byzantiner, und übergiebt das heilige Kreuz; zur Festhaltung des Vertrags werden Geißeln gestellt.« Am 12. Juny 1191 zogen die Pilger in Accon ein,

weihten aufs neue Kirchen und Altäre, und dankten einstimmig Gott für den verliehenen Sieg. Die eroberte Stadt ward nun in zwey Quartiere, das französische und englische, getheilt. Auf die Deutschen scheint man gar nicht geachtet zu haben; ja als Herzog Leopold VI. von Oesterreich, einer der ersten in der Stadt, auch seine Fahne auf einen Thurm pflanzte, befahl Richard dieselbe herunter zu reissen und in den Koth zu treten. Die Deutschen, zur Rache zu schwach, verließen schnell den Bund, und kehrten nach Hause zurück. Auch Philipp August konnte Richards Stolz nicht länger ertragen, und beschloß nach Frankreich zurückzukehren, um so mehr, da ihn eine schwere Krankheit so sehr angegriffen hatte, daß ihm die Haare ausfielen, und die Nägel an Händen und Füßen, ja die ganze Haut sich ablösete. Damit es aber nicht schien, als wollte er die gemeinsame Sache verlassen, oder zu Hause vielleicht Richards Abwesenheit benutzen, so ließ er 500 Reiter und 1000 Fußgänger, nebst den zu ihrer Erhaltung nöthigen Summen, unter Anführung des Herzogs Hugo III. von Burgund zurück, und schwur auf das Evangelienbuch: er wolle weder Richards Besitzungen, noch die eines andern in Syrien zurückbleibenden Fürsten angreifen, ja sie vielmehr gegen die Angriffe jedes Dritten beschützen. Mit dem Anfange des Augusts verließ der König von Frankreich Syrien, kam über Apulien nach Rom, wurde durch Papst Cölestin II. vom Gelübde entbunden, und traf mit dem Ende des Jahres 1191 wieder in seiner Hauptstadt ein.

Richard blieb zurück, und bezwang Cäsarea, Joppe und Ascalon. Saladin verlor dadurch die ganze Meeresküste. Doch hatten beyde Helden, Richard und Saladin, sich in dem mächtigen Kampfe näher kennen und achten gelernt *); sie näherten sich einander, und Richard, den

*) Richards Ruhm der Tapferkeit stieg so sehr, daß noch lange Zeit nachher saracenische Mütter ihre weinenden Kinder mit der Drohung schreckten: „König Richard kommt!“ und Reiter ihre scheuen Pferde fragten: „Seht ihr König Richard?“

eine bösartige Krankheit, und die Nachricht, daß ihm in der Heimath nicht bloß der König von Frankreich, sondern auch sein eigener Bruder Johann die größten Gefahren bereitete, die Heimkehr räthlich machten, schloß im Sept. 1192 mit dem Sultan einen Waffenstillstand auf drey Jahre. Diesem zufolge herrschten die Christen von Joppe bis Accon, jedoch nur über eine schmale Küste dem Meere entlang, und Nazareth und Sephorim gehörte nicht mehr zu ihren Besitzungen; Lydda und Ramla wurden getheilt, Ascalon, Gaza und Darun geschleift; wechselseitiger Handel fand wieder statt, und die Pilgerung nach Jerusalem wurde den Christen erlaubt. Nur Krankheit konnte Richarden jetzt von der Pilgerung nach Jerusalem abhalten, und dem sonst so wilden Manne entstürzten Thränen, daß er nicht gewürdigt sey, die heiligen Stätten zu sehen und zu verehren *). Den bisherigen König von Jerusalem, Guido von Lusignan, hatte er schon 1191 beredet, ihm Cypern als ein Königreich abzukaufen, und seine Ansprüche auf Jerusalem dem Grafen Heinrich von Champagne, Richards Neffen, abzutreten. Dadurch entstand ein neues Königreich Cypern, das sich fast 300 Jahre (bis 1486) erhalten hat. Am neunten October 1192 segelte Richard von Syrien ab. Durch einen Sturm an die italienische Küste bey Aquileja geworfen, wollte er, als

*) Der Bischof Hugo von Salisbury führte eine große Zahl Engländer nach Jerusalem, und erhielt von Saladin Geschenke, und die Erlaubniß, sich eine Gnade auszubitten. Er bath, daß in Jerusalem, Bethlehem und Nazareth auch nach lateinischer Weise Gottesdienst gehalten werden dürfe, und dieß Gesuch wurde sogleich bewilligt. Bey dieser Gelegenheit sagte der Bischof zu Saladin: „Wenn Saladins und Richards Eigenschaften vereinigt würden, so gebe dieß den vollkommensten Fürsten auf Erden;“ worauf Saladin dem Muthe Richards Gerechtigkeit wiederfahren ließ, aber doch bemerkte, daß er bisweilen in Tollkühnheit ausarte: ihm scheine es wünschenswerther, sich durch Weisheit und Besonnenheit auszuzeichnen, als durch Eigenschaften anderer Art, welche nur zu leicht, über alles mittlere Maaß hinaus, zu einem wilden Aeußersten führten.

Pilger verkleidet, seinen Weg durch Deutschland fortsetzen. Aber man erkannte ihn, und die Oesterreicher, die ihre zertretene Fahne noch nicht vergessen hatten, lieferten ihn dem Herzoge Leopold aus, der ihn dem Kaiser Heinrich VI. übergab. Nun wurde der ritterliche König in Ketten gelegt, und in hartem Gefängnisse gehalten, bis die Engländer ein Lösegeld von 150,000 Mark für ihn bezahlten. Dann erst wurde er losgelassen (Februar 1194), und kehrte nach England zurück.

VIII. Sechs Monate nach der Abreise Richards aus Syrien, am 4. März 1193, starb Saladin im sieben und fünfzigsten Jahre seines Alters an einem heftigen Fieber. »Nimm dieses Kleid,« sprach er auf dem Krankenlager zu seinem Fahnenträger, »zeige es als Todtenfahne und verkünde, daß der Beherrscher des ganzen Morgenlandes nichts mit sich zu nehmen vermag; nur ein einziges Kleid begleitet ihn in das Grab.« Auch hinterließ Saladin weder Haus noch Garten noch Landgut, und überhaupt kein Eigenthum, ausgenommen 47 nagaritische Silberlinge und ein tyrisches Goldstück. Zu seinem Sohne Asdal sagte er beym Abschiede: »Verehre das höchste Wesen und befolge seine Gebote; denn es ist die Wurzel alles Guten, und in ihm ruht alles Heil. Vergieße kein Blut; denn es schläft nicht, sondern kommt auf dein Haupt. Erhalte dir die Herzen der Unterthanen durch Liebe und Sorgsamkeit; denn sie sind dir von Gott durch mich übergeben. Begünstige die Edeln; denn nur durch Milde bin ich zu irdischer Größe gelangt. Beleidige Niemand; denn erst nach geübter Rache pflegen sich die Menschen wieder zu versöhnen. Hasse Niemand; denn allen steht der gleiche Tod bevor. Hast du gegen Gott gefehlt, so sey reuig; er ist barmherzig.«

5.

Der vierte Kreuzzug.

(1202—1204).

I. So wenig nun auch durch die hundertjährigen Anstrengungen der abendländischen Christenheit im Morgen-

lande gewonnen worden war; so konnte doch der einmal allgemein geweckte ritterliche Geist und der Hang, Abenteuer zu bestehen, nicht sogleich wieder erlöschen. Ein Heer, das Friedrich, Sohn und Nachfolger Kaiser Heinrichs VI., auf den Wunsch des Papstes Cöleſtin III. (1196) nach Asien führen wollte, kam, nach Heinrichs frühzeitigem Tode in Sicilien, zwar an die syrische Küste, beschränkte sich aber auf die Eroberung von Sidon und einiger anderer Städte. — Von ungleich bedeutenderen Folgen war der durch die begeisterten Predigten des Meisters Fulco von Neuilly an der Marne veranlaßte Zug vieler französischer Ritter, an deren Spitze der Graf Theobald von Champagne, der Graf Ludwig von Blois und Chartres, Simon von Montfort und Balduin von Flandern sich stellten. Sechs Barone, welchen man auf einer in Soissons gehaltenen Versammlung unumschränkte Vollmacht zu allen weitern Verhandlungen gab, eilten voraus nach Venedig, legten dem Doge und dem Rathe ihre Anträge vor, und bathen um Belehrung, wie man das heilige Land am besten befreyen könne. Da schloßen die Venetianer im April 1201 mit den Baronen folgenden Vertrag: „Die Venetianer stellen Schiffe für 4500 Pferde, 9000 Schildträger, 4500 Ritter und 20,000 Fußgänger, und liefern Lebensmittel für Menschen und Thiere auf 9 Monate. Hiefür zahlen jene bis zum 1. April 1202 85,000 Mark Silber. Alle binnen Jahresfrist zu machende Eroberungen werden getheilt, und etwaige Streitigkeiten durch sechs von jeder Seite erwählte Richter geschlichtet. Um Johannis 1202 segelt die Flotte mit dem Heere ab, und richtet ihren Lauf gen Aegypten, dessen Unterwerfung die Freyheit des heiligen Landes unmittelbar begründet.“ Erfreut über das gelungene Geschäft kehrten die Abgeordneten in ihre Heimath zurück. Hier fanden sie den Grafen Theobald von Champagne krank; als er aber ihre Erzählungen gehört hatte, sprang er begeistert auf, rief nach seinem Streitrosse und tummelte es, als sey er schon

auf türkischem Boden unter ungläubigen Feinden. Es war seine letzte Freude: er starb.

Nun warfen die Kreuzfahrer ihre Augen auf Bonifaz, den Markgrafen von Montferrat, dessen zwey Brüder im Orient schon Ruhm und Tod gefunden. Bonifaz nahm das Erbieten in Soissons an, und mit dem Frühlinge des Jahres 1202 zogen die französischen Pilger durch Burgund und über den Berg Cenis, die Deutschen etwas später über Basel und Trient nach Venedig. Hier bestieg eines Sonntags der Doge, der vier und neunzig jährige, des Gesichts beraubte Greis Heinrich Dandolo, in der St. Marcuskirche vor Anfang der Messe die Kanzel, und sprach zu den versammelten Rittern: »Ihr Herren! ich bin, wie ihr sehet, alt und schwach, und hätte wohl der Ruhe nöthig. Aber an der herrlichsten, im Bunde mit den tapfersten Rittern der Welt, auszuführenden Unternehmung möchte ich, wenn ihr es verstattet, Theil nehmen auf Leben und Tod. Auch wird euch bey diesem Zuge, ich weiß es, ungeachtet meiner Schwäche, keiner besser anführen als ich.« Als die Venetianer und die Pilger den erblindeten Heldengreis so muthig und so zutraulich sprechen hörten, brachen alle in Thränen aus, und riefen einstimmig: er möge im Namen Gottes ihr Begleiter, ihr Führer seyn. Dandolo stieg nun herab von der Kanzel, ging zum Altare, kniete nieder und nahm das Kreuz. — Bald darauf waren, nach verdoppelter Thätigkeit, die großen Vorbereitungen glücklich beendet. Vierhundert und achtzig reich geschmückte und bemannte Schiffe von mancherley Art lichteten am 8. October 1202 die Anker, und unzählige Zuschauer wünschten mit lautem Rufe den muthigen Pilgern Glück und Segen. Dandolo ließ nunmehr gegen Jadera, dem heutigen Zara, steuern, um die von Venedig zum Könige von Ungarn abgefallene Stadt wieder einzunehmen. Am 24. November ergab sich dieselbe den stürmenden Kreuzfahrern, die nun den Winter über in Dalmatien blieben, um mit dem wiederkehrenden

Frühlinge nach Aegypten abzusegeln. Da ward auf einmal aus dem Kreuzzuge zur Befreyung Jerusalems ein Kreuzzug gegen Constantinopel.

II. Es war im Jahre 1057, als Isaac Comnenus nach dem Willen der Armee den byzantinischen Thron bestieg; er verließ ihn aber nach zwey Jahren, um als Mönch zu sterben. Ihm folgte sein Freund, der schwache Constantinus X. Ducas (1059—1067). Nach seinem Tode leitete seine Wittwe Eudocia, unter der ihrem Gemahl zugesicherten Bedingung, daß sie sich nicht wieder vermählen wollte, die Regentschaft über ihre drey Söhne dennoch hob sie den Romanus Diogenes (1067—1071) durch Heirath auf den Thron. Unter diesem drangen die seldschukischen Türken gegen die byzantinischen Provinzen an, und der Kaiser gerieth in Gefangenschaft. Während dieser Zeit ward Eudocia in einem Aufstande ins Kloster geschickt, und Constantin's ältester Sohn, Michael VII. (1071—1078) auf den Thron gehoben, den er durch Schwäche und Geitz entehrte. Die seldschukischen Türken behaupteten sich in Nicäa, und mehrere Feldherren empörten sich. Der Kaiser gab seinem Sohne Constantin XI. Ducas den Purpur (1078), und ging ins Kloster; Constantin mußte aber dem Usurpator Botoniates weichen, bis dieser 1081 von dem Feldherrn Alexius Comnenus, einem Enkel des Isaac Comnenus, gefangen genommmen und ins Kloster geschickt wurde. Alexius bestieg darauf den byzantinischen Thron (1081—1118). Vielleicht hätte dieser mit seltenen Fähigkeiten ausgestattete Fürst dem gesunkenen Reiche ein neues Kraftgefühl mitgetheilt, wenn nicht der Anfang der Kreuzzüge in seine Tage gefallen wäre. So mußte er wohl den schwachen Rest des Exarchats in Italien den Normännern Preis geben, und es geschehen lassen, daß die abendländischen Christen sich Palästina's bemächtigten, das ehemals Provinz des oströmischen Reiches gewesen. Durch die Stiftung eines neuen christlichen Königreiches

in Jerusalem und mehrerer andrer Fürstenthümer in Asien erhielt die byzantinische Politik eine neue Richtung, obgleich Alexius ebenfalls gegen die Türken siegreich war. Sein Sohn Johannes II. Comnenus (1118—1143), und sein Enkel Manuel Comnenus (1143—1180) regierten in seinem Geiste fort. Heldenmuth und Manneskraft gingen jetzt vom Throne aus, und wurden den Feinden, besonders den Türken, fühlbar. Aber mit Manuel erlosch die neugeweckte Flamme des griechischen Heldengeistes, und unter den nachfolgenden schwachen Regenten eilte das Reich immer mehr dem Zeitpuncte seiner völligen Auflösung entgegen. Der zwölfjährige Alexius II. Comnenus (1180—1183) ward von seinem Verwandten Andronikus (1183—1185) verdrängt und ermordet. Eine Empörung stürzte dieses Ungeheuer, und brachte einen alten General, Isaac, aus dem Geschlechte der Angeli, auf den Thron (1185), der seinem Vorgänger ein Auge ausreißen, eine Hand abhauen, und ihn so der Wuth des Pöbels Preis geben ließ. Aber auch er ward zehn Jahre nachher, von seinem eigenen Bruder, Alexius III. Angelus, des Throns und der Augen beraubt, und zu ewigem Gefängnisse bey Wasser und Brod verdammt (1195). Erst nach ungefähr 6 Jahren gelang es Alexius dem Jüngern, dem Sohne des Gefangenen, in lateinischer Tracht zu entfliehen, und auf einem pisanischen Schiffe Italien zu erreichen, wo er den Papst und seinen Schwager, den deutschen König Philipp, um Hülfe für seinen Vater anflehete. In Verona sah derselbe unerwartet große Schaaren von Pilgern nach Venedig ziehen, und sehr natürlich entstand in ihm der Gedanke, sich ihres Beystandes für seine Zwecke zu versichern. Es erschienen daher gegen Ende des Jahres 1202 seine und König Philipps Gesandte in Jadera, erzählten seine Schicksale, und bewiesen: daß den Kreuzfahrern, die so Großes und Schwieriges für Recht und Gerechtigkeit zu thun gelobt hätten, auch obliege, diese Frevel zu bestrafen, und den gestürzten Isaac wieder

auf den Thron zu setzen. Weit entfernt, daß diese Unternehmung den Hauptzweck störe, werde er dadurch vielmehr erst erreichbar; denn Alexius wolle mit ihnen einen Vertrag eingehen, vortheilhafter, als je einer in der Welt geschlossen worden. Er zahlt — so sprachen jene — 100,000 Mark den Venetianern, 100,000 den Franken, giebt Lebensmittel für die Zeit des Zuges, sendet 10,000 Mann auf ein Jahr zur Eroberung Aegyptens, unterhält, so lange er lebt, 500 Reiter auf seine Kosten in Syrien, und verspricht die Vereinigung der Griechen mit der römischen Kirche. Auf diese Bedingungen wurde nun mit den Gesandten ein Vertrag geschlossen, und bald nachher Alexius unter großen Ehrenbezeigungen im Lager aufgenommen.

III. Zu Anfang Aprils 1203 segelten die Kreuzfahrer nach Corfu, welches sich dem Alexius willig unterwarf. Um Pfingsten brachen sie von Corfu auf, erreichten ohne Unfall den Hellespont, und landeten bey Abydos. Nachdem sie sich hier gesammelt, erholt und gerüstet hatten, segelten sie an dem alten Lampsacus und Callipolis vorüber in die Propontis. Jetzt enthüllte sich vor ihren Augen jener Wunderreichthum unvergleichbarer Naturschönheiten, welcher von jeher selbst Unempfindliche tief ergriffen hat; es stieg Constantinopel allmälig aus den Wellen empor, und erhöhte ihr Staunen und ihre Bewunderung durch die Pracht seiner Paläste, die Herrlichkeit seiner Kirchen, die Zahl seiner Thürme und die Höhe seiner Mauern. Gleichzeitig aber entwickelte sich die ängstliche Besorgniß unter den Pilgern, daß ein Unternehmen von solchem Umfange wohl nie von so wenigen Menschen begonnen worden, mithin, bey dem ungeheuern Mißverhältnisse der Kräfte gar leicht scheitern könne. Als Dandolo dieß bemerkte, ließ er in der Gegend der Abtey St. Stephan Anker werfen, sprach den Verzagten Muth ein, und gab ihnen, nach seiner Kenntniß des Landes und der Verhältnisse, die nöthigen Rathschläge an die Hand. Diesem zufolge brach man des andern Morgens, am 24. Juny,

wiederum auf, segelte dicht bey Constantinopel vorüber, landete vorsichtig auf der asiatischen Küste, und besetzte die fruchtbaren Gegenden von Chalcedon oder Scutari. Am folgenden Tage erschien Nicolaus Rossi aus der Lombardey als griechischer Gesandter, und erklärte zuerst höflich, daß der Kaiser die Anführer der Kreuzfahrer für die trefflichsten und mächtigsten Fürsten hielte unter allen, welche keine Kronen trügen; dann aber gab er dessen Verwunderung zu erkennen, wie christliche Pilger so ihr Gelübde bey Seite setzen, und einen Christen in seinem Eigenthume angreifen könnten. Gern würde er sie bey Eroberung des heiligen Landes unterstützen, jetzt aber sollten sie baldigst seine Staaten räumen; denn wenn ihrer auch zwanzigmal so viel wären, so würde er sie doch leicht tödten oder fangen können, sobald er seine Macht gebrauchen und ihnen überhaupt Böses zufügen wollte. Dem Auftrage der Uebrigen gemäß gab Conon von Bethüne zur Antwort: »Schöner Herr! ihr sagt uns, euer Herr wundere sich, daß wir sein Reich feindlich betreten hätten; wir haben aber sein Reich keineswegs betreten, da er hier gegen Gott und gegen das Recht herrscht, und das Land seinem Neffen gehört, der hier unter uns auf dem Stuhle sitzt. Wenn er diesem die Krone abtritt, und ihn um Verzeihung bittet, so wollen wir uns dafür verwenden, daß auch ihm verziehen und genug gelassen werde, um reichlich davon leben zu können. Ihr aber hütet euch, und bringt uns Botschaften solcher Art nicht noch einmal.« Mit dieser Antwort entließen die Barone den Gesandten, und hofften, durch Ausführung eines gleich nachher gefaßten Beschlusses, ihren Angelegenheiten eine entscheidend günstige Wendung zu geben. Sie stellten nämlich den jüngern Alexius auf das Verdeck des ersten Schiffes der Flotte, segelten dann längs den Mauern Constantinopels hin, und riefen den am Ufer und auf den Zinnen zahlreich versammelten Griechen zu: »Seht hier euren natürlichen Herrn! Verlaßt den Frevler, der ihn vertrieben hat! Wir sind nicht gekommen, euch zu

bekriegen, sondern euch beyzustehen. Wenn ihr aber gegen Recht, Vernunft und Gott handelt, so werden wir euch so viel Böses anthun, als wir nur können!« Dieser Aufforderungen ungeachtet trat aber auch nicht ein einziger Grieche, weder aus der Stadt noch vom Lande, auf die Seite des jüngern Alexius; und die Franken sahen, daß ohne Gewalt und Sieg nichts auszurichten, obschon sie auch bekennen mußten, daß ein Angriff auf Constantinopol äußerst schwierig sey.

Zwey Seiten der in Gestalt eines Dreyecks erbauten Stadt zeigten sich vom Wasser eingeschlossen, und nur die dritte in Verbindung mit dem festen Lande. Zu dieser konnte man, abgesehen davon, daß sie am stärksten befestigt war, nicht gelangen, ohne Herr der Seeseiten oder einer sichern Landungsstelle zu seyn. Von den beyden Seeseiten Constantinopels erschien aber die, welche an der Meerenge lag, ganz unangreifbar, weil sich die Flotte (wegen den Strömungen aus dem schwarzen Meere) hier kaum auf kurze Zeit halten, viel weniger mit Sicherheit ankern konnte. Die zweyte Wasserseite Constantinopels streckte sich den schönen und sichern Hafen entlang, welcher gegenüber durch die Küste von Galata und Pera begrenzt wurde. Den Eingang zu diesem Hafen von der Meerenge her hatte man durch Befestigungen mancher Art und durch starke Ketten gesperrt. Doch alle diese Schwierigkeiten schreckten die muthigen Pilger nicht ab. Sie rüsteten sich in stiller Nacht, beichteten, nahmen das heil. Abendmahl, und lichteten die Anker mit Anbruch eines herrlichen Sommermorgens in dem Augenblicke, wo die ersten Strahlen der Sonne die Kuppeln von Constantinopel vergoldeten. Sogleich besetzten die Griechen in ungeheurer Anzahl das gegenüber liegende Ufer bey Galata. Allein dieß erzeugte unter den Kreuzfahrern so wenig Aengstlichkeit, daß vielmehr einer dem andern mit rastlosem Eifer zuvoreilte, und Ritter und Knappen, ohne das Auslegen der Brücken abzuwarten, bis an den Gürtel ins Wasser

ſprangen, um deſto eher den Kampf zu beginnen. Aber es kam gar nicht zum Kampfe; denn ohne allen Widerſtand entflohen die feigen Griechen, und das reichbebaute europäiſche Ufer war hiedurch für die Franken gewonnen. Am folgenden Tage nahmen ſie ohne große Anſtrengung die feſten, den Eingang des Meerbuſens ſchützenden Thürme von Galata, ſprengten mit einem großen Schiffe, der Adler genannt, die Sperrkette, und ſegelten der zweyten Seite Conſtantinopels entlang, in den innerſten und ſicherſten Theil des Hafens. Von hier aus ſtellten ſie eiligſt die abgebrochene Brücke über den Fluß Bathyſſus, welcher ſich in den Hafen ergießt, wieder her, und errichteten ein feſtes Lager am nordweſtlichen Ende der Landſeite Conſtantinopels. Zugleich arbeiteten Franken und Venetianer eifrigſt an Fertigung von Kriegszeug aller Art; denn es ward beſchloſſen, daß jene Conſtantinopel zu Lande, dieſe mit der Flotte beſtürmen ſollten. Dandolo ſetzte Preiſe für diejenigen, welche zuerſt die Mauern erſteigen würden; und mehr noch, als dieſe Belohnungen, reizte und befeuerte ſein eigenes Beyſpiel. Denn obgleich alt und blind, ließ er ſich in voller Rüſtung auf die Spitze ſeines Schiffes hinſtellen, nahm die Fahne des heil. Marcus in die Hand, und rief den Seinen laut und drohend zu: ſie ſollten gerade auf das Ufer losſteuern. Die ganze Flotte folgte, und ſo wurde nicht allein hier die Landung erzwungen, ſondern es gelang auch den Venetianern, an einer Stelle die Mauer zu erſteigen, und 25 Thürme zu erobern. Unterdeſſen war der unthätige und feige Kaiſer von ſeinem tüchtigeren Schwiegerſohne Lascaris endlich einmal dahin gebracht worden, daß er die in der Stadt befindliche Macht ſammeln und zum Thore hinaus gegen die Feinde führen ließ. Der Zahl nach waren die Griechen den Franken wenigſtens zehnfach überlegen, und es entſtand für dieſe die allerhöchſte Gefahr. Aber gerade in demſelben Augenblicke erhielten die Franken, wie die Griechen, Nachricht von den Fortſchritten der Venetianer, und Dandolo

Nachricht von der Bedrängniß seiner Bundesgenossen. Da ließ er, um diese zu retten, und zugleich seinen Rückzug zu decken, die nächsten Häuser anzünden, woraus schnell eine so ungeheure Feuersbrunst entstand, daß die Griechen sogleich nach der Stadt zurückkehrten, und die Franken schon von aller Gefahr befreyt waren, ehe die ihnen zu Hülfe eilenden Venetianer herbeykamen. So hatte, bey wechselseitiger Besorgniß, zuletzt kein Theil an diesem Tage etwas gewonnen. Wenn indeß die 400,000 Einwohner der Stadt und die Bewohner des ganzen Landes nur einen Augenblick lang ermuthigt, oder durch Vaterlandsliebe ergriffen wurden; wenn der Kaiser nur einmal den bereitwilligen Kräften freyen Lauf ließ: so blieb für das, ohnehin durch Hunger hart gedrückte Häuflein der Fremden keine Rettung. In diesem wichtigen Augenblicke entschied aber, wie leider so oft, die Nichtigkeit eines Einzelnen über das Schicksal eines ganzen Reiches. Der Kaiser, statt zu thun, was ihm oblag, und was er noch immer vermochte, entfloh in der Nacht mit zusammengerafftem Gute; und die Franken, welche schweren Kämpfen entgegensahen, erstaunten, als die Botschaft eintraf: »der geblendete Isaac sey wieder auf den Thron gesetzt worden, und erwarte seinen Sohn und dessen großmüthige Beschützer.« Sobald Isaac den mit den Kreuzfahrern geschlossenen Vertrag bestätigt hatte, ward Alexius von den Franken unter dem höchsten Jubel der Einwohner zum kaiserlichen Palaste geführt, und am 19. Julius 1203 feyerlich gekrönt. Zwischen Franken und Griechen fand Friede und wechselseitiger Handel statt, obgleich jene, zur Vermeidung von Streitigkeiten, nicht in Constantinopel blieben, sondern sich jenseits des Hafens in Pera lagerten.

IV. Alexius sah indeß sehr wohl ein, daß er sein Versprechen unmöglich in der ihm festgesetzten Frist erfüllen könne, und, sobald die Franken sich entfernten, in Gefahr bleibe, Reich und Leben zu verlieren. Deßhalb bath er diese: sie möchten bis zum nächsten Frühjahre verweilen,

binnen welcher Zeit er alles so zu ordnen hoffe, daß er ihren Forderungen genügen könne, und von seinen Unterthanen nichts mehr zu befürchten habe. Nach manchen Streitigkeiten zwischen den Pilgern ward dieser Antrag angenommen, und mit Alexius ein neuer Vertrag geschlossen, wodurch er nicht allein den ältern bekräftigte, sondern auch die Verpflegung des Heeres bis zum nächsten Frühling, und die Bezahlung des Schiffslohnes an die Venetianer bis zu Michaelis 1204 übernahm. Deßungeachtet besserten sich dadurch seine Verhältnisse weder zu den Griechen noch zu den Franken, und die Einigkeit zwischen diesen beyden Völkern schwand immer mehr. Die Griechen nämlich zürnten, daß Alexius sie zurücksetze, den Spielgesellschaften und Gelagen der Franken mit Verletzung der kaiserlichen Würde, ja des gewöhnlichen Anstandes beywohne, und sich von albernen oder übermüthigen Pilgern statt seiner geheiligten Stirnbinde ihre wollenen Mützen aufsetzen lasse. Ein Thronwechsel, der so viele neue Steuern herbeyführe, daß man selbst Kirchen und Gräber nicht verschone, sey viel zu theuer erkauft, und durch alle Frevel und alles Unrecht, das sich ihre Herrscher seither wohl unter einander angethan hätten, sey das Volk weniger gedrückt worden, als durch diese neue Weise, mit Hülfe der rohen ungeschlachten Fremden das Recht zu handhaben. Diese üble Stimmung gegen die Franken wurde noch dazu durch ein ungeheures Unglück erhöht. Einzelne umherstreifende Pilger nämlich, welche hörten, daß man den Mohammedanern in einer Moschee freyen Gottesdienst verstatte, wollten dieser vermeintlichen Gottlosigkeit steuern, und zugleich die Ungläubigen ausplündern. Diese aber widerstanden, Griechen kamen ihnen zu Hülfe, und dabey entzündete sich eine solche Feuersbrunst, daß die Flammenwogen mit beyspielloser Gewalt ganze Straßen vor sich niederstreckten, und Kirchen, Paläste, unzählige Wohnhäuser, die schönsten Kaufläden und die reichsten Waaren-Niederlagen bis auf die letzte Spur zerstörten.

Acht Tage lang wüthete der Brand, ohne daß man seiner Meister werden konnte; viele Menschen kamen in den Flammen ums Leben, und die Uebergebliebenen wußten nicht, wo und wie sie ihr elendes Daseyn fristen sollten. Bey diesen Umständen hielt es Alexius für gerathener, eine offene Fehde mit seinen Unterthanen, denn mit den Kreuzfahrern zu vermeiden; um so mehr, da er jetzt auf den Beystand des unterworfenen Reiches rechnete, und voraussah, daß er die eingegangenen Versprechungen ohnehin niemals erfüllen könne. Die Fürsten aber waren keineswegs gesonnen, hievon das geringste nachzugeben, oder sich durch künstliche Unterhandlungen täuschen zu lassen, sondern schickten, des Zögerns überdrüßig, Gesandte an Alexius, welche ihm rund heraussagten: »wenn er nicht unverzüglich allen fälligen Bedingungen genügte, würden sie ihn auf jede Weise bekriegen.« Der Kaiser, und noch mehr die vornehmsten Griechen fanden dieses sehr anmaßlich, und jener ertheilte eine unangenehme, ablehnende Antwort; worauf die Pilger, wie sie gedroht, sogleich die Feindseligkeiten begannen. Jetzt empörte sich das Volk (25. Jänner 1204), und verlangte von den mit Gewalt versammelten Senatoren und hohen Geistlichen: sie sollten einen neuen Kaiser wählen. Da glaubte Alexius, er könne sich nur durch die Franken erretten, und befahl, daß ihnen zu seiner Sicherung und zu ihrer Beruhigung der feste Palast Blachernä eingeräumt werde. Die hiezu erforderlichen Vorbereitungen sollte ein naher Anverwandter des Kaisers Alexius Ducas treffen, der von seinen zusammengewachsenen Augenbraunen den Namen Murzuphlus trug. Dieser aber verkündete laut, daß die neuen Verhandlungen mit den Lateinern die Freyheit und Selbstständigkeit des Reiches untergrüben, und gewann die Leibwache ganz für sich. Dann ging er in der Nacht zu Alexius, schreckte ihn zuerst durch Erzählungen von den furchtbar anwachsenden Gefahren, und bath ihn dann, unter den höchsten Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit,

den Maßregeln zu vertrauen, welche er bereits für seine Rettung getroffen habe. Sobald aber Alexius aus dem Palaste hervortrat, ward er gefesselt, und, weil das ihm gegebene Gift nach genommenem Gegengifte unwirksam blieb, erdrosselt (8. Febr. 1204); sein Vater Isaac starb vor Gram und Schrecken. Murzuphlus, welcher nunmehr den Purpur selbst annahm, behauptete zwar, die Kaiser wären beyde natürlichen Todes gestorben, und ließ sie feyerlich begraben: niemand aber wurde dadurch getäuscht, und am wenigsten die Franken.

V. Mit verdoppeltem Ernste wandten sich diese zum Kriege; nicht allein, weil alle Verträge und Versprechungen durch Murzuphlus Thronbesteigung aufgelöset erschienen, sondern auch, weil sie an Frevel dieser Art nicht gewohnt waren, und sich vielmehr für verpflichtet hielten, sie zu rächen und zu bestrafen. »Jetzt,« sagte man, »ist die Zeit gekommen, das veraltete Reich der Griechen, das alle Unternehmungen des Abendlandes durch Verrath und Tücke vereitelte, zu zerstören, und an seine Stelle ein jugendliches, kräftiges, katholisches zu gründen. Haben wir einen rechtmäßigen Kaiser einsetzen können, so werden wir noch leichter einen unrechtmäßigen verjagen.« Die Fürsten und der Doge Dandolo waren so überzeugt von dem Gelingen ihrer Unternehmung, daß sie am 12. März 1204 einen neuen Vertrag schloßen, folgenden Inhalts: „Constantinopel wird unter Anführung der bisherigen Befehlshaber erobert, alle Beute an einem bestimmten Orte niedergelegt, und, sobald die Verpflichtungen des Kaisers Alexius daraus erfüllt sind, zwischen Venetianern und Franken gleich getheilt. Zwölf, zur Hälfte von jenen, zur Hälfte von diesen, ernannte Männer wählen einen Kaiser aus dem Heere. Sind die Stimmen gleich, so entscheidet das Loos. Der gewählte Kaiser erhält ein Viertheil des ganzen Reiches und die Schlösser Blachernä und Buccaleone; drey Viertheile des Reichs werden zwischen Franken und Venetianern getheilt. Die Geistlichen derjenigen Partey, aus welcher

der Kaiser nicht gewählt ist, weihen die Sophienkirche, und ernennen den Patriarchen. Für angemessenen Unterhalt der griechischen, so wie der neuen lateinischen Geistlichen wird gesorgt, alles entbehrliche Kirchengut aber auf obige Weise den Weltlichen überlassen. Zwölf, von Venetianern und Franken ernannte und beeidete Männer vertheilen die Ehrenstellen, und die auch auf Weiber vererblichen Lehen; sie bestimmen die Dienste, welche dem Kaiser von diesen zu leisten sind. Kein Feind der einen oder der andern Partey darf im Reiche aufgenommen werden. Der Kaiser beschwört diese Bestimmungen, und von dem ihm schuldigen Lehenseide ist bloß der Doge für die an Venedig fallenden Besitzungen frey. Bis zum März 1205 sollen Alle für die Befestigung des neuen Reiches mitwirken, und niemand sich entfernen. Beyde Parteyen verwenden sich bey dem Papste, daß er diesen Vertrag bestätige, und dessen Uebertreter banne.«

Nachdem alles Nöthige zum Angriffe der wohlbefestigten Stadt vorbereitet war, erhoben die Kreuzfahrer am Morgen des neunten Aprils 1204 den Kampf. Allein ungeachtet aller Tapferkeit und Ausdauer, wurden sie von den Griechen mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen, und waren in großer Verlegenheit über die weiter zu ergreifenden Maßregeln. Manche hätten gern den ganzen Plan vereitelt gesehen; andere wollten die südwestliche, weniger befestigte Seite der Stadt angreifen; und noch andere behaupteten, man müsse den Sturm auf derselben Stelle wiederholen. Diese Meinung siegte ob, weil die Flotte hier von dem Hafen aus kräftig mitwirken konnte, dort aber in Gefahr gekommen wäre, von den Strömungen der Meerenge fortgerissen zu werden. Montags den 12. April begann der zweyte Sturm, und auch jetzt wollte es lange nicht glücken, die Leitern und Belagerungsthürme den Mauern zu nähern, vielweniger, diese zu erstürmen. Endlich erhob sich ein günstiger Nordwind, und trieb zuerst zwey, zu größerer Wirksamkeit aneinander gebundene Schiffe, die

Pilgerinn und das Paradies genannt, so glücklich gegen einen Thurm in der Gegend des Klosters der heil. Euphemia, daß das eine zur Rechten, das andere zur Linken anlegte, und die Leiter der Pilgerinn befestigt ward. Andreas von Urboise und ein Venetianer erstiegen zuerst den Thurm; muthig folgten viele andere, und in dem ungeheuren Lärm und der nach allen Seiten hin getheilten Aufmerksamkeit wurde die griechische Besatzung vertrieben, ehe man ihr zu Hülfe kam. Angefeuert durch diesen Erfolg drangen mittlerweile auch die übrigen Schiffe herzu, vier andere Thürme wurden erobert, drey Thore gesprengt, und von allen Seiten eilten Ritter und Fußvolk nach dem Orte hin, wo der Kaiser sein Hauptlager aufgeschlagen hatte. Vergebens suchte dieser die Griechen zum Widerstande zu bewegen; vergebens erinnerte er sie, daß der Kampf für die Lateiner in der ihnen unbekannten, feindlich gesinnten Stadt doppelt gefährlich sey: er sah sich in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen, und so ohne Maaß war nach dem kurzen Uebermuthe der letzten Tage der Schrecken der Einwohner, daß, nach griechischen Berichten, ein einzelner Ritter Tausende vor sich her jagte. Graf Balduin von Flandern übernachtete in dem scharlachenen Zelte des Murzuphlus, sein Bruder Heinrich rechts beym Palaste von Blachernä, der Markgraf von Montferrat etwas weiter vorwärts gegen das Innere der Stadt. Aber ungeachtet dieser Fortschritte waren die Franken nicht ohne Sorge, sondern meinten, das Volk könnte, wenn es jede Straße, jedes Schloß, jede Kirche der ungeheuren Stadt vertheidigen wollte, wohl noch einen Monat lang widerstehen; auch hörten sie, daß Murzuphlus einen neuen allgemeinen Angriff vorbereite. Um diesen abzuhalten, oder aus Unvorsichtigkeit und Uebermuth, entstand in der Nacht eine neue große Feuersbrunst, und bey der hiedurch erhöhten Furcht und Verwirrung verzweifelte auch Murzuphlus, und entfloh heimlich durch das goldene Thor. Sobald dieß mit dem Anbruche des Tages bekannt wurde, zankten die Griechen unter

einander, ob sie an Theodor Ducas oder Theodor Lascaris ein Kaiserthum geben sollten, das nicht mehr vorhanden war, und handelten noch über Sold und Geschenke, als die neu versammelten Kreuzfahrer schon herzudrangen, alle aus einander sprengten, und sich nun nach vollkommenem Siege in der ganzen Stadt verbreiteten.

Im Palaste Buccaleone fand man die verwittweten Kaiserinnen, Schwestern der Könige von Frankreich und Ungarn, und behandelte sie mit Anstand; sonst aber wurde jeder nur ersinnliche Frevel geübt in der unglücklichen Stadt. Zwar suchten die Anführer auf Zucht und Ordnung hinzuwirken; aber ohne Rücksicht auf ihre Weisungen trat eine allgemeine Plünderung ein mit all' ihren Gräueln. Selbst für Kirchen und Kirchengut zeigte man keine Achtung. Man nahm alles, was Werth hatte, warf die heiligen Hostien aus den Kelchen, zerschlug die schönsten Kunstwerke und Altäre, um sie zu theilen, und zog Lastthiere in die Sophienkirche, welche auf dem glatten marmornen Boden niederfielen und ihn verunreinigten. Die Häupter, welche einsahen, wie schnell jene räuberisch wilde Unordnung ihre eigenen Kräfte und Plane zerstöre, setzten endlich fest: daß alle gemachte Beute in drey bestimmte Kirchen niedergelegt, und, dem Vertrage gemäß, zwischen Franken und Venetianern gleich getheilt werde. Ein Fußgänger sollte halb so viel erhalten, als ein Reiter, und ein Reiter halb so viel, als ein Ritter. Sehr vieles ward jedoch verheimlicht, obgleich man deßhalb mehrere und sogar einen Adelichen aufhängte. Immer behielten die Franken noch auf ihren Theil die ungeheure Beute von 400,000 Mark Silber (damals die siebenjährige Einnahme des Königs von England), ferner 10,000 Reitpferde oder Lastthiere, und andere werthe Gegenstände von der mannigfachsten Art. Nur von Werken der Kunst und Wissenschaft ist nirgends die Rede, und allein die Venetianer scheinen dafür einigen Sinn gehabt, und manches Vortreffliche, gleich den vier berühmten Pferden vor der St. Marcus-

kirche, ohne viele Worte und Anfragen an ihre Vaterstadt gesandt zu haben. Sonst wurden die meisten Kunstwerke aus Erz oder Metall ohne Bedenken eingeschmolzen, und das Unschätzbare in geringes Kupfergeld verwandelt. — Durch die drey Feuersbrünste, welche seit der Ankunft der Franken statt fanden, und mehr Häuser zerstörten, als drey der größten Städte Frankreichs enthielten, hat die Menschheit mehr Unersetzliches verloren, als wenn alle Städte ungebildeter Völker abbrannten. Das unsichere, wurzel- und bodenlos hingepflanzte fränkische Kaiserthum konnte weder das alte ersetzen, noch ein neues erzeugen; aber der Zorn über die Thaten der Franken wird gemildert, wenn man bedenkt, daß 400,000 Einwohner ihre aufs trefflichste befestigte Stadt von 20,000 Ankömmlingen erobern und so behandeln ließen; wenn man hört, daß unter den Griechen Nichtswürdige waren, welche sich sogar des Unglücks freuten, und durch Höckereyen und Angebereyen zu gewinnen suchten!

VI. Nachdem endlich die Beute gesammelt und wieder vertheilt war, kam es vor allem darauf an, daß man, ebenfalls den Vorschriften des Vertrags gemäß, einen Kaiser ernenne. Bey den nach feyerlich gehaltenem Gottesdienste eingeleiteten Berathungen vereinigten sich alle Stimmen für den Grafen Balduin von Flandern. Als der Bischof von Soissons aus dem Wahlzimmer hervortrat, und den in gespannter Erwartung harrenden seine Erhebung verkündete, entstand die allgemeinste Freude: man setzte den Grafen auf einen Schild, trug ihn in die Kirche, und erwies ihm die gebührende Ehre. Am 23. May 1204 fand die feyerliche Krönung in der Sophienkirche statt.

VII. Durch die unerwarteten Siege der Franken waren die Griechen in so grenzenlose Furcht gesetzt worden, daß unglaublich kleine Abtheilungen von jenen die Eroberung ganzer Landschaften wagten und vollbrachten. Alle wurden jetzo vertheilt: der Markgraf von Montferrat erhielt das

zum Königreich erhobene Theſſalonich mit den umliegenden Gegenden, und veräußerte das ihm gleichfalls überwieſene, aber noch nicht eroberte, Candia an die Venetianer. Dieſe, vorzugsweiſe ihre Handelszwecke im Auge behaltend, empfingen oder unterwarfen nach und nach einen Theil der Hauptſtadt, viele Küſtenländer und Inſeln; ſo den Peloponneſos, Euböa, Aegina, Corcyra, Melos, Paros, Andros, Zakynthos. Wir finden ferner fränkiſche Herren in Argos, Sparta, Corinth, Athen. Aber die alten Einwohner waren kein Gegenſtand ihrer theilnehmenden Achtung und die Steine konnten zu denen nicht ſprechen, für welche ſelbſt die Geſchichte ſtumm war. Anſtatt mit Muth und Gemeinſinn an die Spitze des Volkes zu treten, zerſtreuten ſich die vornehmen Griechen nach allen Seiten hin; ſie ſuchten nur für ſich unabhängig zu werden, und auf Koſten der Niedern zu gewinnen. Erſt als Murzuphlus und ſein Schwiegervater, der ältere Alexius, ſich ausſöhnten und eidlich Hülfe verſprachen, faßten viele neue Hoffnungen; aber wortbrüchig ließ dieſer jenen gefangen nehmen und blenden. Später fielen beyde in die Hände der Franken, und Alexius wurde vom Marggrafen Bonifaz nach Montferrat ins Gefängniß geſchickt, Murzuphlus hingegen, einem Spruche der Baronen zufolge, als ein Verräther ſeines Herrn von der Säule des Theodoſius in Conſtantinopel hinabgeſtürzt.

VIII. Aus ſolchen, die natürlichen und ſittlichen Kräfte zerſtörenden Unfällen und Frevels konnten ſich die Griechen nicht plötzlich zu einer geordneten Verfaſſung und Wirkſamkeit erheben. Aber ſo lebhaft war ihr Haß gegen die Fremden, und ſo hart der ſowohl von Laien als von Geiſtlichen gegen ſie geübte Druck, daß gleichzeitig in den meiſten Theilen des Reiches eine Empörung ausbrach, welche allen vereinzelten Franken das Leben koſtete. Dieſe Empörung gewann an dem Könige der Walachen, Johannes, insgeheim einen mächtigen Stützpunct. Dieſer hatte nämlich, der alten Fehden mit den Griechen ein-

gedenk, seine Freundschaft den Franken angeboten, welche aber, ihre Kräfte und die Lage der Dinge verkennend, antworteten: er solle vorher alle dem griechischen Reiche entrissene Länder herausgeben. »Ich bin,« ließ ihnen hierauf Johannes sagen, »ein vom Papste anerkannter christlicher König, und besitze meine Krone und meine Länder mit mehr Recht, als ihr das griechische Reich und die Kaiserkrone.« — Balduin und Dandolo belagerten das abgefallene Adrianopel. Da sahen sie sich unerwartet von dem walachischen Heere umringt und zu einer Schlacht genöthigt, ehe Heinrich, des Kaisers Bruder, mit der nach Asien geführten Heeresabtheilung zu Hülfe kommen konnte. Die Schlacht ging, am 15. April 1205, ein Jahr nach der Eroberung Constantinopels, trotz der tapfersten Gegenwehr, verloren, der Graf von Blois ward erschlagen, der Kaiser, welcher diesen heldenmüthig retten wollte, gefangen; und wenn nicht Dandolo und der Marschall Gottfried von Villehardnin die Flüchtigen gesammelt, und mit größtem Muth und Geschick so geführt hätten, daß König Johann sie nicht fand, so wäre schwerlich vom ganzen Heere auch nur Einer entkommen. Bald darauf starb Kaiser Balduin im Gefängnisse, man weiß nicht, ob natürlichen Todes oder durch Ermordung.

Balduins Bruder, Heinrich, ließ sich nunmehr am 20. August 1206 in der Sophienkirche zum Kaiser krönen. In ihm vereinigten sich Weisheit und Tapferkeit in seltenem Grade. Doch konnte er nicht hindern, daß nicht der Comnene Theodor Lascaris in Nicäa den Thron des griechischen Reiches errichtete, und von da aus die meisten asiatischen Provinzen beherrschte. Auch ein anderer Prinz des comnenischen Hauses, Alexius, erhob am entlegenen Meeresufer, in Trapezunt, das Panier einer unabhängigen kleinen Herrschaft, welche nachmals, um der Würde der Beherrscher willen, mit dem Titel des Kaiserthums prangte. Diese Reiche wurden, trotz aller innern Fehden, dem fränkischen oder lateinischen, von aller

abendländischen Hülfe verlassenen Kaiserthume immer gefährlicher. Schon Theodor Lascaris machte sich den Lateinern durch seine Politik und seine Waffen furchtbar; noch mehr aber sein Schwiegersohn und Nachfolger, Johann Ducas Vatatzes (1222—1255), welcher ihnen nicht nur mehrere Inseln entriß, sondern selbst im Gebiete von Epirus große Eroberungen machte, und ganz Thessalonich in seine Hände bekam. Als nach einer zweyjährigen Regierung seines Sohnes Theodor Lascaris II. (1256—1258) sein unmündiger Enkel Johannes durch Michael Paleologus, einen Abkömmling aus einem alten Geschlechte, verdrängt wurde (1. Jänner 1260): glaubte der neue Kaiser seine Herrschaft nicht sicherer begründen zu können, als durch die Herstellung des griechischen Reiches in seinem alten Umfange, und die Schwäche des lateinischen Kaiserthums (König Balduin II. mußte aus dem Metalle der Kirchendächer Münzen schlagen, und schöne Häuser einreissen lassen, um Holz zu erhalten, auch seinen Sohn als Geißel für geliehene Gelder nach Venedig schicken) gab ihm dazu die sicherste Hoffnung. Während die Venetianer unzeitig mit ihrer Flotte nach Daphnusia am schwarzen Meere segelten, ließ Michael, mit dem sich die Genueser aus Eifersucht gegen die Venetianer verbunden hatten, seinen Feldherrn Strategopulos mit einer anfangs nur geringen, aber unbemerkt immer mehr verstärkten Macht über den Hellespont setzen, und sich der Hauptstadt nähern. Mit ihm vereinigten sich Banden verwegener, aus Mangel an Sold und Gehorsam umherschweifender Kriegsleute, welche dem vorsichtigen Feldherrn die Eroberung Constantinopels, bey den Gesinnungen der griechischen und der geringen Zahl der lateinischen Einwohner, als so leicht und ungezweifelt darstellten, daß er wenigstens den Versuch erlaubte. Einige erstiegen in der Nacht die Mauern, sprengten ein seit langer Zeit nicht gangbares Thor, steckten, die Verwirrung zu vermehren, viele Häuser in Brand, und während Strategopulos den Hauptkampf noch er-

wartete, war er bereits Herr der Stadt; denn der König Balduin II., der Patriarch und die angesehensten Lateiner hatten sich, ohne Widerstand zu versuchen, so eilig in die Schiffe geflüchtet, daß viele auf der Fahrt nach Negropont unterwegs vor Hunger starben. So ging am 25. Julius 1261 das abendländische Kaiserthum in Constantinopel zu Grunde, nachdem es unter fünf Kaisern (Balduin I. 1204—1206, seinem Bruder Heinrich 1206—1215, seinem Schwager Petrus von Courtenay 1217, dessen Sohn Robert 1221—1228, und dessen Bruder Balduin II. 1228—1261) sein kümmerliches Daseyn auf 57 Jahre, 3 Monate und einige Tage gebracht hatte. Balduin durchzog Italien, Spanien und Frankreich, fand aber nirgends wahren Beystand, sondern überall nur Mitleid und Versprechungen. Er starb nach eilfjährigem vergeblichen Bemühen, und hinterließ Ansprüche, welche seine Nachkommen nicht eher aufgaben, als bis sie durchaus lächerlich und lästig wurden, weil sich auch nicht einmal eine träumerische Hoffnung daran knüpfen ließ.

6.

Der fünfte Kreuzzug.

(1217—1229).

I. So sehnlich Papst Innocentius III. einen allgemeinen europäischen Kreuzzug nach dem gelobten Lande wünschte, so blieb doch einem solchen die Lage der öffentlichen Angelegenheiten in den nächsten Jahren nach der Eroberung Constantinopels durch die Franken und Venetianer immer ungünstig, obgleich im J. 1212 eine sonderbare Erscheinung bewies, daß der Gedanke an das heilige Land allerdings noch im Stande war, die Gemüther sehr in Bewegung zu setzen. In der Gegend von Paris, und sehr bald nachher in den meisten Landschaften Frankreichs und einem Theile von Deutschland traten Kinder ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes zusammen, nahmen das Kreuz, und behaupteten: Gott habe ihnen be-

fohlen, das heilige Land zu erretten. Anfangs widersetzten sich die Verwandten und Freunde einem so thörichten Unternehmen; bald aber ward eine größere Zahl von Unverständigen dadurch angereitzt. Männer verließen ihr Ackergeräth, Weiber ihre häusliche Arbeit, und schalten, den Vorüberziehenden sich anschließend, daß jene Widersprechenden nur aus Neid und Geitz den Finger Gottes nicht anerkennen wollten. Diese leichtgläubige Begeisterung benutzend, fanden sich bald Betrüger bey diesen Kreuzfahrern ein (wenn anders nicht schon der erste Anstoß und die erste Verführung von solchen Bösewichtern herrührte), und wußten ihnen ihr eigenes oder das von theilnehmenden Personen empfangene Gut zu entlocken, so daß bald in dem Heerhaufen große Noth ausbrach. An 7000 Männer, Weiber, Knaben und Mädchen kamen unter Anführung eines deutschen Knaben nach Genua, andere auf andern Wegen über die Alpen. Diejenigen konnten noch von Glück sagen, welche hier von den Italienern als Knechte und Mägde behalten, und nicht, wie die meisten, entweder ausgeplündert wurden, oder vor Noth, Hitze, Hunger und Durst ihr Leben verloren. An 30,000 kamen nach Marseille, wo ihnen zwey Kaufleute versprachen, sie unentgeldlich nach dem heiligen Lande überzuführen. Aber von sieben schwerbeladenen Schiffen scheiterten zwey, und die übrigen segelten nach Afrika, wo die unglücklichen Kreuzfahrer ohne Mitleid in die Sclaverey verkauft wurden. Obgleich einige von den Verführern und Frevlern später ihren gerechten Lohn fanden, so wirkte diese Erfahrung doch im Ganzen sehr abschreckend, so daß die dringendsten Ermahnungen des Papstes ohne großen Erfolg blieben. Erst als König Friedrich II., aus dem Hause der Hohenstaufen, im J. 1215 das Kreuz zu nehmen gelobte, sah Innocens auch seinen letzten Wunsch der Erfüllung nahe, und da nur noch die Fehden zwischen den Genuesern, Pisanern und Lombarden derselben im Wege standen, entschloß er sich persönlich, jene Städte und Landschaften zu besuchen. Da

ergriff ihn in Perugia unerwartet ein dreytägiges schnell überhand nehmendes Fieber, woran er am 16. Julius 1216 im 55sten Jahre seines Alters starb. Am 16. Aug. erwählten die Cardinäle den Cardinal-Kämmerer Cencius von Sabellis zum Papste, welcher sich den Namen Honorius III. beylegte.

II. Der erste und wichtigste Gegenstand der Thätigkeit des neuen Papstes war nun ebenfalls die Anordnung und Beförderung eines neuen Kreuzzuges. Gleich nach seiner Wahl stellte er in Rundschreiben die Noth des Morgenlandes allen Christen dar, befahl den Geistlichen bey Entrichtung des ausgeschriebenen Zwanzigsten mit gutem Beyspiele voranzugehen, und ermahnte Alle, jede den Kreuzzug störende Fehde bey Seite zu setzen. Doch alle diese Aufrufe und Ermahnungen waren großentheils vergeblich, und Andreas II. von Ungarn war der einzige König, welcher ernstliche Anstalten traf, den Kreuzzug nach Syrien anzutreten. Er sammelte ein ansehnliches Heer, und brach, nachdem der Papst alle für die Ruhe und Verwaltung seines Reiches getroffenen Vorkehrungen bestätigt hatte, im August 1217 gen Spalatro auf. Zu ihm gesellten sich viele, besonders deutsche Fürsten und Prälaten: die Herzoge Leopold von Oesterreich und Otto von Meran, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Zeiz, Utrecht und Münster, die Grafen von Playen und von Bogen und andere mehrere. Wegen ihrer Aufnahme hatte der Papst bereits an viele Seestädte geschrieben, vor jeder Vereinzelung beym Ueberschiffen gewarnt, und das Aussondern der Weiber und Untauglichen ernstlich anempfohlen. Nach einer glücklichen Fahrt von 16 Tagen landete das Kreuzheer auf der Insel Cypern, wo es Johannes von Brienne, (Titular-) König von Jerusalem, Hugo von Lusignan, König der Insel, und Rudolph, der Patriarch der heiligen Stadt, auf Geheiß des Papstes bereits erwartet hatten. Nach langen Berathschlagungen einigte man sich endlich über den Kriegsplan, worauf Könige,

Herren und Kriegsvolk sich einschifften, und mit günstigen Winden nach Accon segelten. Außer der Stadt im weithin ebenen Thale am Bache Kison lagerte sich das Kreuzheer, vor welchem der Sultan Saphaddin und sein Sohn Coraddin bey erster Nachricht von der Ankunft desselben sich schon weit zurückgezogen hatten. Es ward beschlossen, den Feind aufzusuchen; und am Freytage nach dem Feste Allerheiligen zog der Patriarch von Jerusalem, begleitet vom Bischofe von Accon und sämmtlicher Clerisey, mit einem Theile des heil. Kreuzes in das Lager. König Andreas und Herzog Leopold gingen der ehrwürdigen Schaar barfuß entgegen, und küßten, auf den Knieen liegend, das Zeichen des Heils. In strengster Ordnung folgte nun die begeisterte Mannschaft ihren Führern aus dem Thale Accon durch das große Thal Esdrelon, und labte sich des Abends an dem Brunnen Jisreels. Am folgenden Tage ging der Zug längs dem Gebirge Gilboa gegen Bethsaida, wo Coraddin im Lager stand, als aber die Kreuzritter daselbst ankamen, ihn nicht mehr fanden. Die Sultane aus dem Hause Ayub waren zu dieser Zeit durch Meutereyen und mächtige Rebellen sehr geschwächt, Aegypten und ihre übrigen Besitzungen von Hungersnoth und Pest gewaltig mitgenommen; sie sahen sich außer Stande, die vereinigte Heeresmacht des Königs anzugreifen, oder ihr zu widerstehen. Nur Coraddin, um durch Züge sie zu ermüden und zu schwächen, gab bisweilen den Schein, als wollte er Stand halten, räumte aber eiligst das Feld bey ihrer Annäherung. So kamen die muthigen Kämpfer nach einigen nichts entscheidenden Gefechten an den See Genesareth, wo sie durch mehrere Tage verweilten, und die geheiligten Orte mit innigem Gefühle der Andacht besuchten. Doch nur von kurzer Dauer war in den meisten Kreuzfahrern dieses Gefühl, und es war schon völlig erloschen, als sie in Städten und Dörfern die Mohammedaner ausplünderten, sie gefangen wegführten, den Aeltern ihre Kinder wegnahmen, und mit beträchtlicher Beute nach

Accon zurückkehrten. Erst nachdem die Theilung derselben geschehen war, gestanden sie sich einander: sie hätten nur eine gewinnreiche Wallfahrt gemacht, aber noch keinen verdienstlichen Kampf für die Sache Gottes bestanden. Darum unternahmen sie einen zweyten Zug, zuerst nach Nazareth, und dann nach dem Berge Thabor, um das auf demselben erbaute, mit siebenzig Thürmen und einer zahlreichen Besatzung versehene Castell zu belagern. Trotz dem tapfern Widerstande der Muselmänner erreichten die Kreuzfahrer den Gipfel des Berges, als im Hintertreffen einige Anführer in Wortwechsel geriethen, eiligst den Berg hinab dem Lager zuliefen, und so die Könige nöthigten, sich vor des Feindes überlegener Zahl zurückzuziehen, wobey sie, von den Moslemin verfolgt, viele ihrer wackern Streiter verloren. Das eben so schimpfliche als verderbliche Ereigniß ging dem Könige der Ungarn und dem Herzoge von Oesterreich tief zu Herzen; und Andreas, der deutlich erkannte, daß viele Kreuzherren nicht so, wie er, mit gleich redlicher Gesinnung an dem gemeinschaftlichen Werke Theil nahmen, beschloß, bey nächster schicklicher Gelegenheit von dem verächtlichen Haufen sich zu trennen. — Auf einem Streifzuge in das phönicische Gebiet wollten sich die Herren von dem Schandflecke reinigen, womit sie sich auf dem Berge Thabor befleckt hatten. Andreas, über den ganz verfehlten Zweck seiner Heerfahrt unzufrieden, und nach einigem Waffenruhme begierig, zog mit. Als sie aber jenseits des Leontes in das Thal Libanon kamen, fanden sie alle Pässe des Gebirges von Türken und Arabern besetzt; vor jedem wurden Kreuzfahrer in großer Zahl aufgerieben, auch harter Frost raffte eine Menge derselben weg, und selbst unter dem Kreuzheere waren Bösewichter thätig für die Feinde: dem Könige von Ungarn ward ein vergifteter Trank gereicht, von dessen vorsichtigem Kosten er schon erkrankte. Als endlich zwischen Tyrus und Sarepta am Weihnachtsabende Feuer vom Himmel in schrecklichem Gewitter Allen Tod und Verderben drohte, trieb sie Verzweiflung nach Accon zurück, wo

sie Gefahr liefen, durch Hungersnoth und Pest umzukommen. Da traten die Herren in Kriegsrath zusammen, und einigten sich zur Vertheilung ihrer Heerschaaren in verschiedene Standörter. Die Einen führten ihre Mannschaft nach Cäsarea; die Andern begaben sich auf den Berg Carmel, wo sie eine verfallene Burg befestigten, und unter den Trümmern derselben einen beträchtlichen Schatz an Gold und Silber entdeckten; Andreas wählte den entferntesten Standpunct, Tripolis, wo er nach dem Feste der Erscheinung des Herrn (1218) mit dem Könige der Insel Cypern anlangte, der nach wenigen Tagen daselbst starb. Hier erhielt er die Nachricht, daß sein eigenes Reich durch Parteyungen, Raub und Gewaltthätigkeit in äußerster Verwirrung sich befände. Er kündigte also sogleich den Herren in Cäsarea und auf dem Berge Carmel alle fernere Theilnahme an dem unheilig geführten Kriege auf, und meldete ihnen seinen unabänderlichen Entschluß, nach Ungarn zurückzukehren, den er auch, ungeachtet des Bannes, den der Patriarch wider ihn und alle, die ihm folgen würden, aussprach, unverzüglich ausführte.

III. Gleichzeitig mit dem Könige von Ungarn und den oben genannten Fürsten rüsteten die Anwohner des Niederrheins, und insbesondere die Bürger der Stadt Cöln, eine Flotte von 300 Schiffen aus, um damit nach Palästina zu segeln. Ueber Compostella, den heiligen Wallfahrtsort, kamen sie nach Lissabon, eroberten mit den Portugiesen die maurische Festung Alkazar (21. Oktober 1217), segelten im Frühlinge 1218 von Lissabon ab, erreichten aber, da Stürme sie nach Barcellona, Marseille, Pisa, Genua und Messina zerstreuten, erst spät, und nur zum Theile die syrischen Küsten. — Größere Hülfe erwartete die morgenländische Christenheit mit Recht von König Friedrich II., welcher seit dem Sommer 1215 schon das Kreuz trug, sich aber durch mancherley Angelegenheiten in Deutschland und Italien noch immer abgehalten fand, sein Gelübde zu erfüllen.

IV. Obgleich König Andreas von Ungarn im Frühjahre

1218 aus Syrien nach Europa zurückkehrte, beschloßen doch die dort bleibenden Pilger eine größere, kühnere Unternehmung. Im May desselben Jahrs segelten König Johann, der Patriarch von Jerusalem, der Herzog Leopold von Oesterreich, mehrere Bischöfe und Ritter, kurz, die gesammte Macht der Christenheit, nach Damiette in Aegypten, und alle schlugen ungehindert am 1. Junius zwischen dem Meere und dem Nil ihr Lager auf. Der Stadt selbst konnten sie sich aber nicht nähern, noch die ihnen unentbehrliche Herrschaft über den Strom gewinnen, so lange ein mitten in demselben erbauter gewaltiger Thurm in den Händen der Saracenen blieb. Deßhalb umringten ihn die Christen mit ihren Schiffen, und beschossen ihn aus mancherley Kriegszeug: aber griechisches Feuer und herabgeworfene Lasten zerstörten alle Anstalten, tödteten viele, und schreckten die übrigen. Nur die Deutschen und Friesen blieben unermüdlich. Sie verbanden zwey große Schiffe mit Balken und Stricken, errichteten auf denselben vier Mastbäume, und in deren größter Höhe, durch wechselseitige Befestigung der Segelstangen und andere zweckmäßige Mittel, eine Art von Verdeck zu gefährlichem Angriff. Flechtwerk und ein Ueberzug von Häuten sollte die Wirkung des griechischen Feuers und des feindlichen Geschützes abhalten. Während man nun diese Schiffe aus der Gegend des christlichen Lagers mit großer Mühe bis zum Thurme brachte, und durch starke Anker gegen die Gewalt des Stromes sicherte, zogen die Geistlichen mit bloßen Füßen dem Ufer entlang, und erflehten Glück für das wichtige Unternehmen. Die Saracenen hingegen warfen griechisches Feuer in solcher Menge auf den Bau, daß zuerst der Mast brach, woran die Leitern der Ritter befestigt waren; dann stürzte auch die Leiter des tapfern Herzogs von Oesterreich zusammen, und die Saracenen erfreuten sich schon ihres Siegs. Schneller aber, als sie glaubten, wurden, durch die Anstrengungen der geringen Pilger und unter der klugen Leitung des Stiftslehrers Oliver von Cöln, der Bau nicht allein hergestellt, sondern auch

verbeſſert. Vermittelſt der Fallbrücken, welche bis zum Thurme reichten, erſtiegen die Chriſten das obere Stockwerk und drängten ihre Gegner in das untere hinab. Von hier aus aber entzündeten dieſe, ohne eigene Gefahr, ein neues Feuer über ihren Häuptern, und zwangen die Pilger, den Thurm zu verlaſſen. Nochmals kehrten dieſe, ſobald das Feuer gelöſcht war, zurück; doch erſt nach fünf und zwanzig ſtündigem Kampfe ergab ſich die Beſatzung, und der Thurm kam in die Gewalt der Chriſten (24. Auguſt 1218).

Nunmehr konnten dieſe mit ihren Schiffen tiefer in den Strom hineinſegeln und der Stadt die Zufuhr abſchneiden. Doch ſchlichen ſich in der Nacht manche Kähne hindurch, bis Klingeln an die vorgezogenen Stricke befeſtigt wurden. Hierauf ſah man häufig todte Pferde und Kameele den Strom hinabſchwimmen, bis ſich endlich ergab, daß es mit Lebensmitteln angefüllte Thierhäute waren. In mannigfacher Verkleidung gingen endlich Saracenen durch das chriſtliche Lager zur Stadt, bis auch hiegegen zweckdienliche Maaßregeln getroffen wurden. Daß alle dieſe kleinen Kunſtmittel nicht auf die Dauer ausreichen konnten, ſahen die Belagerten ſehr wohl ein: zu ihrem Unglücke waren aber die öffentlichen Verhältniſſe der mohammedaniſchen Reiche damals ſo, daß zum Entſatze der Stadt in den erſten Monaten gar nichts geſchah. Dadurch nämlich, daß Adel, Saladins Bruder, ſeine Neffen allmählig verdrängt hatte, war große Spaltung in das Haus Ayubs gekommen, und jetzt lag jener 75jährige Sultan in Syrien krank darnieder. Seine Söhne und Verwandte und alle ſonſt mächtigen Häupter trafen, unbekümmert um alles Uebrige, nur Vorbereitungen für den Fall ſeines Todes; und als er endlich im September 1218 ſtarb, bemächtigte ſich ſein älteſter Sohn Moattam der väterlichen Schätze und Kriegsvorräthe. In Aegypten hingegen begann Ahmed, der Anführer der hakkariſchen Kurden, Unruhen gegen Kamel, den zweyten Sohn Adel's, und war im Begriffe, ganz obzuſiegen, als Moattam mit einer Hülfs-

macht herzueilte. Diese genügte zwar, um Ahmed zu schrecken, nicht aber, um auch die Franken zu besiegen. Vielmehr schlugen diese im Laufe des Octobers mehrere Angriffe zurück, und würden noch schnellere Fortschritte gemacht haben, wenn nicht Uebel anderer Art über sie hereingebrochen wären. In der Nacht auf den 30. November gesellte sich zu den heftigsten Regengüssen ein furchtbarer Sturm, so daß von einer Seite die Fluthen des anwachsenden Stromes, von der andern die Wogen des Meeres bis in ihr Lager hineinstürzten, die Zelte hinwegschwemmten, die Lebensmittel und Vorräthe verderbten, das Kriegszeug aber und die Schiffe theils zu den Feinden hinüber, theils in die offene See hinaustrieben. Noch war dieser schwere Verlust nicht ersetzt, als eine böse Seuche unter den Pilgern ausbrach. Heftiger Schmerz ergriff die Lenden und Füße, die Farbe der Schienbeine verwandelte sich in schreckliches Schwarz, das Zahnfleisch wurde zerfressen, und nur mit höchster Mühe konnte der Kranke einige Speise zu sich nehmen. Aerztliche Mittel retteten fast keinen; erst die neu belebende Wärme des Frühjahrs bezwang das Uebel.

Der Hauptplan der Christen ging jetzt dahin, über den Nil zu setzen und an dessen linkem Ufer festen Fuß zu fassen. Aber mehrere hierauf gerichtete Versuche mißlangen, und ein Schiff wurde durch die Saracenen mit eisernen Haken zum Ufer gezogen. Als durch die rasche Thätigkeit der Christen griechisches darauf gerichtetes Feuer unwirksam blieb, eilten die Aegypter hinzu, und es erhob sich der heftigste Kampf im Schiffe selbst, bis es, ungewiß von wem, durchbohrt ward und so plötzlich versank, daß kein Christ, kein Saracene das Leben rettete. Trotz dieser Unfälle und des durch Spitzpfähle und versenkte Fahrzeuge gedeckten Ufers gelang es einigen Pilgern, hier festen Fuß zu fassen, und nun beschloß man: das ganze Heer sollte am folgenden Morgen auf das linke Ufer des Stromes übersetzen und den schweren Kampf mit den zahlreichern

und vortheilhafter aufgestellten Feinden unverzagt beginnen. Aber wie erstaunten alle, als mit Anbruch des Tages (es war der 5. Febr. 1219) ein abtrünnig gewordener Christ den Pilgern zurief: »Der Sultan und alle Sarazenen sind in der Nacht entflohen!« Und diese unglaubliche Nachricht bestätigte sich wirklich. Um den Gefahren einer neuen Verschwörung zu entgehen, hatte sich nämlich Kamel mit einem großen Theile der Seinen schleunigst entfernen müssen, wodurch die Verwirrung und Parteyung unter den Bleibenden so groß wurde, daß die Christen ungehindert über den Nil setzten und Damiette von allen Seiten einschloßen. Doch widerstanden die Belagerten, nachdem sie sich von jenem Schrecken erholt hatten, noch immer so beharrlich, daß manche Pilger, Geduld und Muth verlierend, in ihre Heimath zurückkehrten. Neue aus dem Abendlande anlangende Kreuzfahrer ersetzten jedoch diesen Verlust. Der Erzbischof von Mailand, die Bischöfe von Paris, Reggio und Brescia, die Grafen von Andria, Nevers, Marche hatten das Kreuz genommen, und segelten aus Marseille, Genua, Venedig, Brundusium nach Aegypten. Durch ihre Hülfe, durch den Muth und die Ausdauer aller dem Gelübde treuen Pilger, geriethen die Belagerten in so große Noth, daß Kamel, nachdem alle Versuche, die Stadt zu entsetzen, fehl geschlagen hatten, im Einverständnisse mit seinem Bruder den Vorschlag machte: er wolle den Christen für die Aufhebung der Belagerung von Damiette Jerusalem und alle Eroberungen Saladins, nur mit Ausnahme zweyer Burgen, zurückgeben, und alle christlichen Gefangenen frey lassen. Bey Gelegenheit dieses Antrages offenbarte sich der im Stillen schon lange nachtheilig wirkende Zwiespalt zwischen dem päpstlichen Cardinal-Gesandten, und dem Könige Johann von Jerusalem. Jener, Pelagius Galvani, ein geborner Spanier, verlangte überall die oberste Anführung, weil die Kirche nicht bloß den Zug veranlaßt, sondern auch die Kriegsmacht begründet und erhöht habe; dieser hingegen

macht zur See gewonnen, und Cypern ungestraft ausgeplündert; und jetzt standen in der Ebene von Mansura, den Pilgern gegenüber, der Sultan Kamel, seine Brüder Aschraf und Moattam, Baharam der Fürst von Barbeck, Schirkuh der Fürst von Emesa, Nase der Fürst von Hama, und mehrere andere. Durch diese Uebermacht sahen sich die Christen, anstatt eine Brücke über den zweyten Nilarm beenden, und angreifen zu können, unerwartet auf die Landspitze zwischen beyden Armen beschränkt. Doch hieß es, diese Stellung sey, nachdem man auch die dritte, dem Lande zugekehrte Seite des Lagers befestigt habe, fast unangreifbar und sehr geeignet, von jedem günstigen Ereignisse nach allen Seiten hin Gebrauch zu machen. Als nun aber Kamels Flotte vom Meere her den Nil aufwärts schiffte und die mit Lebensmitteln für die Pilger beladenen Schiffe eroberte; als der Sultan gleichzeitig den nach Damiette fließenden Arm des Stroms von beyden Seiten mit Bogenschützen besetzen ließ, wodurch die Verbindung mit jener Stadt fast gänzlich aufgehoben wurde; da erkannten die Christen, wie sehr sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht, und wie dringende Veranlassung sie hatten, ernste und entscheidende Maaßregeln zu ergreifen. Einige berechneten jetzt, daß die Kranken und Schwachen auf den wenigen Schiffen und Lastthieren nicht Platz hätten, die Lebensmittel aber bey gehöriger Vertheilung noch auf 20 Tage reichten; deßhalb müsse man den Ausgang im festen Lager erwarten. Die meisten, an ihrer Spitze der Bischof von Passau und der Herzog von Bayern, verlangten hingegen, daß man unverzüglich, und ehe die Gefahr noch größer werde, nach Damiette zurückkehre. Diesem Vorschlage gemäß sollte das Heer in der Nacht vom 26. auf den 27. August in aller Stille aufbrechen; und vielleicht wäre es gerettet worden, wenn man die ertheilten Befehle gehörig befolgt hätte. Statt dessen aber betranken sich sehr viele in den Weinvorräthen, welche sie nicht zurücklassen wollten; andere steckten unvorsichtig mehrere Zelte in Brand, und

zähler die ganze Eroberung als ein Wunder bezeichnen. Im ersten Schrecken ergab sich auch die Stadt Tanis den Christen.

Das ganze Jahr 1220 und die erste Hälfte des folgenden verfloß unter mancherley Uebelständen und Thorheiten ohne Thätigkeit. Als aber Herzog Ludwig von Bayern im Namen des Kaisers mit Mannschaft ankam, verlangte der Cardinal aufs heftigste, daß man angriffsweise verfahre. Dagegen behauptete König Johann: „Es sey thöricht, vor der Ankunft größerer Heere an neue Eroberungen zu denken; selbst im Falle eines Sieges werde man das für den Augenblick Gewonnene nicht schützen und behaupten können, im Falle einer Niederlage aber den völligen Untergang des Heeres herbeyführen. Denn nicht bloß mit den zahlreichen Saracenen werde man kämpfen müssen, sondern auch mit Uebeln, gegen welche der Muth nichts helfe, mit dem Clima, der Hitze, den Krankheiten, dem Hunger und den Fluthen des Nils.“ Dieser bessere Rath, welchen manche dem Könige als Feigheit auslegten, wurde verschmäht, und der vielleicht beste, mit den Türken auf obige vortheilhafte Bedingungen Frieden zu schließen, unter dem Vorwande verworfen, es sey dieses ohne Beystimmung des Papstes nicht erlaubt, und vom Kaiser sogar in einem besondern Schreiben ausdrücklich verboten. Das letzte war aber keineswegs der Fall; vielmehr hatte Friedrich warnen und bitten lassen, vor Ankunft seiner Flotte keine weitere Unternehmung zu wagen. — Voll Vertrauen, bald das reiche Cairo zu erobern und zu plündern, zogen die Christen von Damiette gegen das Innere des Landes, kamen aber nur bis zu einer Stelle, wo sich der nach Damiette fließende Arm des Nils von dem trennt, welcher sich gen Tanis wendet. Jenseits desselben erblickten sie die ersten Feinde: denn Kamel war unter der Zeit mit seinen Brüdern und Verbündeten nicht müßig gewesen. Sie hatten zuvörderst den Christen bey Tyrus, Accon und Cäsarea bedeutenden Schaden zugefügt, hierauf die Ueber-

macht zur See gewonnen, und Cypern ungestraft ausgeplündert; und jetzt standen in der Ebene von Mansura, den Pilgern gegenüber, der Sulten Kamel, seine Brüder Aschraf und Moattam, Baharam der Fürst von Barbeck, Schirkuh der Fürst von Emesa, Nase der Fürst von Hama, und mehrere andere. Durch diese Uebermacht sahen sich die Christen, anstatt eine Brücke über den zweyten Nilarm beenden, und angreifen zu können, unerwartet auf die Landspitze zwischen beyden Armen beschränkt. Doch hieß es, diese Stellung sey, nachdem man auch die dritte, dem Lande zugekehrte Seite des Lagers befestigt habe, fast unangreifbar und sehr geeignet, von jedem günstigen Ereignisse nach allen Seiten hin Gebrauch zu machen. Als nun aber Kamels Flotte vom Meere her den Nil aufwärts schiffte und die mit Lebensmitteln für die Pilger beladenen Schiffe eroberte; als der Sultan gleichzeitig den nach Damiette fließenden Arm des Stroms von beyden Seiten mit Bogenschützen besetzen ließ, wodurch die Verbindung mit jener Stadt fast gänzlich aufgehoben wurde; da erkannten die Christen, wie sehr sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht, und wie dringende Veranlassung sie hatten, ernste und entscheidende Maaßregeln zu ergreifen. Einige berechneten jetzt, daß die Kranken und Schwachen auf den wenigen Schiffen und Lastthieren nicht Platz hätten, die Lebensmittel aber bey gehöriger Vertheilung noch auf 20 Tage reichten; deßhalb müsse man den Ausgang im festen Lager erwarten. Die meisten, an ihrer Spitze der Bischof von Passau und der Herzog von Bayern, verlangten hingegen, daß man unverzüglich, und ehe die Gefahr noch größer werde, nach Damiette zurückkehre. Diesem Vorschlage gemäß sollte das Heer in der Nacht vom 26. auf den 27. August in aller Stille aufbrechen; und vielleicht wäre es gerettet worden, wenn man die ertheilten Befehle gehörig befolgt hätte. Statt dessen aber betranken sich sehr viele in den Weinvorräthen, welche sie nicht zurücklassen wollten; andere steckten unvorsichtig mehrere Zelte in Brand, und

erweckten durch jenen Lärm und dieses Feuer die bereits schlafenden Feinde. Und wiederum erhöhte sich die Furcht und die Eile der Pilger, sobald sie nur Bewegungen im türkischen Lager bemerkten. Daher geriethen sie, bey der Dunkelheit der Nacht, in den tiefen Schlamm des von Stunde zu Stunde furchtbar anwachsenden Nils, oder drängten sich so zahlreich in die Schiffe, daß diese untersanken, oder blieben betrunken und ohne Bewußtseyn im Lager liegen, oder vereinzelten sich auf falschen Landwegen. Mit dem Anbruche des Tages wurden die Uebel nicht geringer, sondern größer; denn die Türken setzten den abziehenden Pilgern nach und drangen, wenn sie auch an einer Stelle zurückgeschlagen wurden, mit verdoppeltem Eifer an der andern vor. Mehrere Schiffe, die mit dem Kostbarsten beladenen Lastthiere, und was noch schlimmer war, die Vorräthe von Pfeilen und Kriegszeug fielen in ihre Hände. Ja, der Glücksfall, daß das am besten bemannte Schiff des Cardinals entkam, wurde zum Unglück, weil sich sehr viele Lebensmittel auf demselben befanden, welche man hätte zurückbehalten sollen. Bey diesen Umständen gab die endlich wieder einbrechende Nacht, obgleich nicht vielen, doch einigen Trost. Plötzlich aber wurden die Pilger durch eine neue Gefahr aus dem Schlafe aufgeschreckt. Die Türken hatten nämlich nicht blos einzelne Schleußen des Nils aufgezogen, sondern einen Hauptdamm durchstochen, und nun drangen die Wasserwogen mit unaufhaltsamer Gewalt in das christliche Lager, und mit jedem Augenblicke kamen Alle dem Ertrinken näher. Manche, unter ihnen der vertraute Rath des Cardinals, gingen, um dieser äußersten Gefahr zu entfliehen, jetzt zu den Türken über. König Johann dagegen eilte zum Sultan und verlangte, daß ein regelmäßiger offener Kampf entscheide. Kamel erwiederte aber: »Warum soll ich euch mit dem Schwerte vertilgen, da ihr dem Wasser nicht entgehen könnet?« Auch stimmten viele Emire dafür: man solle die jetzige Lage der Christen so nützen, daß auch nicht ein ein-

ziger entkäme, und alle Abendländer von diesen thörichten Verwüstungszügen abgeschreckt würden. Kamel aber bedachte, daß ihn auf einer Seite Kaiser Friedrich, und auf der entgegengesetzten die Mongolen bedrohten, Damiette noch besetzt sey, Grausamkeit zur Rache reitze, und türkische Hülfsheere nicht immer willig und zur Hand blieben. Deßhalb wurden die auf den Untergang aller Christen oder auf die Räumung von ganz Asien abzweckenden Vorschläge verworfen, und am 30. August 1221 nach kurzer Unterhandlung ein Vertrag geschlossen, worin es hieß: Alle Gefangenen sollen wechselseitig zurückgegeben, Damiette geräumt, und der Frieden zum mindesten acht Jahre gehalten werden, sofern nicht ein gekröntes Haupt christliche Heere zum Morgenlande führt und den Krieg wieder beginnt.« Für die richtige Erfüllung des Verabredeten stellten beyde Theile Geißeln. Unter den christlichen befand sich der Cardinal Pelagius, der Herzog von Bayern, und der König Johann. Als der letzte vor dem Sultan weinte, sprach dieser: »Warum weinest du? kein König muß weinen.« Johann erwiederte: »Mich jammert das Volk; es wird im Wasser und vor Hunger umkommen.“ Da ließ Kamel nicht allein die Schleußen verschließen und Brücken schlagen (was zur Errettung der Pilger wohl mochte ausbedungen seyn), sondern auch binnen vier Tagen 120,000 Brode austheilen, und den Armen ihren Bedarf noch für 14 Tage mitgeben. Am 8. September 1221 zog der Sultan mit großer Pracht in das geräumte Damiette ein. Fünf und dreyßig tausend Christen, und wohl noch einmal so viel Türken hatten in diesen, zuletzt ganz frucht- und erfolglosen Feldzügen ihr Leben verloren. Vierzig wohlbemannte Schiffe, welche Kaiser Friedrich unter dem Kanzler Walther von Palear und dem Grafen Heinrich von Malta zu Hülfe gesendet hatte, langten entweder erst nach der Rückgabe Damiette's an, oder wurden von den Saracenen verhindert, in den Nil einzulaufen. Der Kanzler floh, des Kaisers Zorn fürchtend, nach Venedig; und

Graf Heinrich verlor, als er nach Sicilien zurückkehrte, Amt und Güter.

V. Sobald die Nachricht von diesen Unfällen in Rom anlangte, erschrack Honorius sehr, und schrieb dem Kaiser: »Seit fünf Jahren hoffe man vergeblich auf seinen Kreuzzug. Im Vertrauen auf ihn habe man die günstigsten Anerbieten der Türken abgelehnt; jetzt werfe die ganze Christenheit alle Schuld der schrecklichen Unfälle auf den Papst, und in der That nicht ganz mit Unrecht. Denn er sey zu nachgiebig gegen ihn gewesen, und habe dadurch den Untergang des christlichen Heeres in Aegypten mittelbar veranlaßt. Auch werde Friedrich, bey aufrichtiger Ueberlegung, seine Schuld gewiß einsehen, und nicht eher wahrhaft froh seyn können, als bis er durch irgend etwas erhebliches Gott und den Menschen Genugthuung geleistet habe. Sollte er aber nichts thun, so werde der Papst ihn nicht länger schonen, und die Freundschaft mit ihm nicht höher achten, als das Heil der Kirche und den Nutzen der ganzen Christenheit.« Schneller zum Ziele führte eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers und des Papstes im April 1222 zu Veroli. Der letzte schrieb dem Cardinal Pelagius: »Er habe sich nach langen Gesprächen und Verhandlungen mit dem Kaiser über alle Puncte geeinigt, und dieser sey eifriger als je auf die Rettung des heiligen Landes bedacht. Im November 1222 wolle man eine neue Versammlung in Verona halten, zu welcher bereits alle Fürsten, Prälaten, Ritter und Vasallen eingeladen wären, um in seiner und des Kaisers Gegenwart das Nöthige zu beschließen. Hier sollten alle Wünsche und Bedürfnisse des Morgenlandes durch wohl unterrichtete Bevollmächtigte vorgetragen und erörtert werden. Darum möge, sofern es die Umstände erlaubten, der König Johann, die Großmeister der Ritterorden und der Cardinal ebenfalls daselbst erscheinen. Der Kaiser habe in Gegenwart vieler Fürsten und Prälaten geschworen, den Kreuzzug binnen der Frist anzutreten, welche

in Verona, oder überhaupt im Verfolg der angestellten Berathungen vom Papste festgesetzt werde.« Aehnliche Darstellungen und Aufforderungen ergingen von Seiten des Papstes und des Kaisers in alle Lande. Jene Versammlung in Verona kam aber nicht zu Stande; und erst im folgenden Jahre traten in Ferentino der Papst, der Kaiser, König Johann, der Patriarch, die Großmeister der Orden, und mehrere wohlgesinnte und wohlunterrichtete Männer zu gründlichem Berathen und Beschließen zusammen. Man ließ hier alle Pläne eines schnellen Aufbruches fahren, und bestimmte noch zwey volle Jahre, um innerhalb der ganzen Christenheit genügende Vorbereitungen treffen zu können. Der Papst machte das Nöthige hiernach überall bekannt, und forderte insbesondere den König von Frankreich auf, sich mit Heeresmacht an den Kaiser anzuschließen. Von dem letztern empfing Honorius das eidliche Versprechen: er wolle um Johannis 1225 mit angemessener Macht aufbrechen. Damit er jedoch, außer der allgemeinen Theilnahme am Wohle der morgenländischen Christen und der Verpflichtung, sein Wort zu halten, noch einen bestimmten Antrieb bekomme und in ein engeres Verhältniß zum Königreiche Jerusalem trete, geschah der Vorschlag, daß er Jolanta, die Tochter König Johanns und Erbinn des Reiches, heirathe. Friedrich, welcher nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn einer zweyten Vermählung nicht abgeneigt war, ging um so lieber auf diesen Vorschlag ein, als er hoffen konnte, daß alsdann jede Forderung der Päpste für das Morgenland zu seinem Vortheile, jede Anstrengung der Christenheit dazu dienen werde, ihm an den syrischen Küsten neue Reiche zu erobern.

Doch war die zu Ferentino bestimmte Frist noch nicht abgelaufen, als es nicht allein der Kaiser, sondern auch der König Johann und der Patriarch für unmöglich hielten, den Kreuzzug mit Erfolg anzutreten. Papst Honorius würdigte die eingetretenen Schwierigkeiten, und erklärte sich zu neuen Verträgen bereit. Im Julius 1225 wurden

dieſe zu St. Germano abgeſchloſſen, und ſetzten feſt: »Der Kaiſer tritt im Auguſt 1227 den Kreuzzug an, und hält in Paläſtina zwey Jahre lang 1000 Ritter. Für jeden fehlenden iſt er in 50 Mark Strafe verfallen, welche nach der Beſtimmung des Patriarchen, des Königs und der Großmeiſter zum Beſten des heiligen Landes verwendet werden. Außerdem hält Friedrich 150 Schiffe bereit, um 2000 Ritter nebſt ihren Leuten und drey Pferden für jeden Ritter unentgeltlich nach Syrien überſetzen zu laſſen. Finden ſich nicht ſo viele Kreuzritter, oder werden jene Schiffe nicht gebraucht, oder ſind ſie nicht zu gehöriger Zeit vorhanden; ſo zahlt und verwendet der Kaiſer alle dadurch erſparten Summen auf obige Weiſe für das heilige Land. Zu demſelben Zwecke zahlt er 100,000 Unzen Goldes in vier Friſten an die obengenannten Perſonen, welche er aber zurückempfängt, ſobald er binnen zwey Jahren den Kreuzzug wirklich antritt. Geſchieht dieſes nicht, oder ſtirbt er, ſo bleiben jene Summen zu zweckmäßiger Verwendung in den Händen des Königs, des Patriarchen und der Großmeiſter. Alle Nachfolger Friedrichs haften für die Erfüllung dieſer Bedingungen, und er ſelbſt beſchwört den Vertrag. Tritt er den Kreuzzug nicht zur rechten Zeit an, oder hält er nicht die vorgeſchriebene Anzahl von Rittern, oder bezahlt er jene Summen nicht in den vorgeſchriebenen Friſten, ſo iſt er dadurch ohne weiters in den Bann verfallen. Fehlt er in andern Puncten, ſo hat die Kirche, nach ſeiner eigenen Einwilligung, das Recht, den Bann über ihn auszuſprechen. Hingegen ſoll der Bann ſogleich aufgehoben werden, ſobald der einzelne Grund deſſelben beſeitigt iſt.« Im November 1225 feyerte Friedrich zu Brunduſium ſeine Hochzeit mit Jolanta, nannte ſich von dem an König von Jeruſalem, ſtellte dieſen Titel ſogar dem eines Königs von Sicilien voran, und ließ ſein Reichsſiegel hiernach abändern.

Am 18. März 1227 ſtarb Papſt Honorius III. und am 20. wurde der durch Geſchlecht, Sinnesart und Thä-

tigkeit gleich ausgezeichnete Cardinal Hugolinus, ein Greis von 80 Jahren, einstimmig als sein Nachfolger erwählt; er nannte sich Gregor IX. Sogleich nach den Feyerlichkeiten der Weihe, welche durch aufrichtige Theilnahme der Römer noch erhöht wurden, erließ Gregor Schreiben in alle Länder der Christenheit, welche von seiner Erhebung Nachricht gaben, und den Kreuzzug als den Gegenstand der ersten und würdigsten Thätigkeit bezeichneten. Der Brief an den Kaiser lautete umständlicher, höflicher, dringender. Gregor erinnerte an die vielen Geschäfte und Anstrengungen, welche er bereits in früheren Jahren für ihn unternommen habe, und bath um ernstliche Beförderung des Kreuzzuges und um endliche Lösung des so lange schon übernommenen Gelübdes. »Wir wollen dir,« so schließt das Schreiben, »gern in so weit nachgeben, als es irgend mit unsern Pflichten verträglich ist; erwarten aber auch, daß du dich und uns nicht in jene Verlegenheit setzest, aus welcher wir dich schwerlich wieder befreyen können, wenn wir auch wollten.«

Indessen hatten die Schwierigkeiten, welche sich einem großen und allgemeinen Kreuzzuge entgegenstellten, in den letzten Jahren nichts weniger als abgenommen. Die Engländer und Franzosen zeigten keine, die Lombarden nur geringe Theilnahme, und in Deutschland erklärten viele: jede nach Asien gerichtete Unternehmung sey überflüssig, ja thöricht. Bey dieser Stimmung wurden die für den Kreuzzug ausgeschriebenen Steuern keineswegs pünctlich bezahlt; und wenn es dem Landgrafen Ludwig von Thüringen und dem Herzoge Leopold von Oesterreich so an gutem Willen und Gelde fehlte, daß der Kaiser jenem 4000, diesem 10,000 Mark bieten mußte, um sie zur Annahme des Kreuzes zu bewegen, so würde auch ein größerer Schatz bald erschöpft worden seyn. Und obenein blieb der Herzog von Oesterreich eines Einfalls der Böhmen halber in seinem Lande zurück; der Graf von Thüringen, der Bischof von Augsburg, und mehrere andere langten dagegen im Som-

mer 1227 im untern Italien an, so daß allmählig, wenigstens der Zahl nach, ein bedeutendes Heer zusammenkam. Der Kaiser, welcher schon im Jahre 1226 eine Heeresabtheilung nach dem Morgenlande geschickt hatte, sorgte auch jetzt nach Kräften für Pferde, Lebensmittel und Obdach, und viele segelten in der Ueberzeugung voraus, daß jener nebst allen übrigen sehr bald nachfolgen würde. Aber die gewaltige Hitze des hohen Sommers erzeugte unter den aus nördlichen Ländern Herbeygezogenen eine ansteckende Krankheit, an welcher auch Landgraf Ludwig und die Bischöfe von Augsburg und Anjou zum allgemeinen Leidwesen starben. Hiedurch ungeschreckt schiffte sich der Kaiser ein, erkrankte aber unterwegs ebenfalls so sehr, daß er nach dreytägiger Fahrt umkehren, und in den Bädern von Puzzuoli Herstellung seiner Gesundheit suchen mußte. Sobald die bey Brundusium und Hydrunt verweilenden, und durch die Krankheit bereits geschwächten und mißmuthigen Pilger hievon hörten, verloren sie völlig die Lust am Unternehmen, und zerstreuten sich nach allen Seiten. Eben so ließ sich voraussehen, daß die bereits nach Asien übergeschifften vereinzelt nichts tüchtiges zu Stande bringen würden. Mithin konnte man alle seitherigen Anstrengungen für das Morgenland als nutzlos und vereitelt betrachten.

Als der Papst in Anagni von diesen Ereignissen Nachricht erhielt, wußte er sich vor Schmerz kaum zu fassen, und sprach, dem Vertrage von St. Germano gemäß, am 29. September 1227 den Bann über den Kaiser. Zur Rechtfertigung des Schrittes setzte er in umständlichen Schreiben die Verhältnisse der römischen Kirche zu Friedrich auseinander; an diesen aber schrieb er: »Warnungen und Strafen, welche jetzt an den Kaiser ergingen, seyen kein Beweis verringerter Liebe; vielmehr züchtige ein Vater das Kind, welches er liebe, und Friedrich habe selbst erklärt: daß er, im Falle einer Uebertretung des Vertrages zu St. Germano, ohne weiters in den Bann verfalle. Ueber diese Erklärung sey Gregor nicht hinausgegangen, und er bitte,

ermahne und beschwör den Kaiser bey Christi vergossenem Blute, die dargebotenen Heilmittel dankbar anzunehmen, und schleunig in den Schooß seiner in Liebe harrenden Mutter, der Kirche, zurückzukehren. Seinetwegen leide sie jetzt, und er wisse sehr wohl, wie man nicht bloß murre, sondern laut darüber schelte: daß der Papst das Unglück und Elend der Bischöfe, Geistlichen, Pilger, Wittwen und Waisen, und so manches andere Unrecht, so manche Beraubung zeither habe ungerügt hingehen lassen. Um also seinen und des Papstes Ruhm und Gewissen zu wahren, möge der Kaiser alles, was ihm obliege, aus reiner Liebe zur Tugend erfüllen, und bedenken, daß es ihm nichts nütze, wenn er die ganze Welt gewönne und doch Schaden nähme an seiner Seele.« — Schon vor dem Empfange dieses Schreibens schickte Friedrich die Bischöfe von Reggio und Bari, und Rainold von Spoletto an den Papst, damit sie die Umstände erzählen und ihn rechtfertigen möchten. Allein Gregor glaubte ihren Darstellungen nicht, und achtete einen offenen Bruch für gerathener, als unsichere Freundschaft. Am 11. November und am Weihnachtsfeste 1227 bestätigte er nochmals den Bann. Friedrich blieb nun, da die Hoffnung einer leichten und schnellen Versöhnung fehlschlug, auch nicht zurück, sondern erließ seinerseits zu seiner Rechtfertigung Schreiben, und zwar in den heftigsten Ausdrücken. Ein solches Schreiben ließ er, mit Bewilligung der Römer, denen er zur Zeit einer höchst drückenden Hungersnoth beträchtliche Getreidvorräthe zugesandt, und auch sonst freundliche Gesinnungen bewiesen hatte, durch seinen Gesandten auf dem Capitol öffentlich verlesen, und gewann dadurch einen starken Anhang. Auch kaufte er den mächtigen Frangipani's, welche fast nie päpstlich gesinnt waren, ihre Güter ab, und gab sie ihnen unentgeltlich als Lehen zurück; dafür traten diese an die Spitze seiner Freunde und tadelten laut das Verfahren des Papstes. Als dieser, ohne hierauf die mindeste Rücksicht zu nehmen, den Kaiser am zweyten Ostertage

den 27. März 1228 in der Peterskirche nochmals bannte, seine Unterthanen nun auch vom Eide der Treue lossprach, und das apulische Reich für verwirkt erklärte; so erhob sich erst ein tadelndes Gemurmel, dann folgte Geschrey, Schimpfreden und Schmähungen, so daß der Papst kaum thätlichen Mißhandlungen entging, und über Rieti nach Perugia entfliehen mußte. — Um dieselbe Zeit feyerte Friedrich das Osterfest in Baroli unter großen Freuden; denn es trafen Nachrichten ein, daß Graf Thomas von Acerra in Syrien gesiegt habe. Deßhalb ließ der Kaiser sogleich 500 andere Ritter unter Anführung des Marschalls Richard einschiffen, und ordnete jegliches für seinen eigenen Aufbruch. Da starb die Kaiserinn Jolanta; aber Friedrich ließ sich hiedurch nicht von der endlichen Ausführung seines Vorsatzes abhalten; er schiffte sich am 11. August 1228 ein, und landete nach günstiger Fahrt erst in Cypern, dann am 8. September in Accon.

Mit Besorgniß hatte man im Morgenlande von den großen Anstrengungen, welche Europa für das heilige Land mache, gehört, und dachte sich den Kaiser, das Haupt der Christenheit, nicht anders als an der Spitze eines gewaltigen Heeres. Einen so mächtigen, auch persönlich höchst ausgezeichneten Gegner durch mäßige Abtretungen zu begnügen, schien dem Sultan Kamel von Aegypten nicht bloß rathsam; sondern dieser hatte sogar, um eine Unterstützung gegen seinen, ihn befehdenden Bruder Moattam zu finden, den Kaiser selbst nach Asien eingeladen. Durch diese, allen unbekannte, Einladung war Friedrich vielleicht noch mehr, als durch die strengen Ermahnungen des Papstes, zum Aufbruche bestimmt worden. Als er nun aber in Syrien ankam, fand er durch den (im November 1227 bereits erfolgten) Tod Moattams die Verhältnisse so sehr verändert, daß von dem Beschlossenen und Erwarteten fast nichts übrig blieb, und man durchaus von neuem, ungewiß mit welchem Erfolge, unterhandeln und kriegen mußte. Kamel, welchem bey der Theilung von dem Erbe Moattams Jeru-

salem zugefallen war, sah, nach Beseitigung aller Gegner, in dem Kaiser keinen Verbündeten, den er gern belohnt, sondern einen fordernden Feind, dem er gern alles abgeschlagen hätte. Der Kaiser hingegen, welcher ohne jene freundschaftliche Verbindung mit dem Sultan den Kreuzzug mit so geringer Macht wohl nicht gewagt hätte, sah sich jetzt in großer Verlegenheit, und diese wurde durch die Maaßregeln des Papstes ganz außerordentlich erhöht. Gregor nämlich hatte schlechterdings nicht geglaubt, daß es dem Kaiser, nach siebenjähriger Zögerung, mit dem Versprechen des Kreuzzuges Ernst sey; wie erstaunte er daher, als der Erzbischof von Bari und der Graf Heinrich von Malta die Botschaft brachten: Friedrich sey wirklich unter Segel gegangen, und fordere nun mit doppeltem Rechte die Aufhebung des über ihn gesprochenen Bannes. Allein der Papst war schon zu weit auf den Plan eines für die Freyheit Italiens gegen die kaiserliche Macht zu führenden Kampfes eingegangen, als daß er sogleich ganz umkehren wollte. Ferner erschien ihm der mit so wenigen Schiffen und so geringer Mannschaft unternommene Zug des Kaisers nicht als eine ernste genügende Erfüllung des Gelübdes, sondern als ein listiges Mittel, um von der übernommenen Pflicht loszukommen, die Welt zu täuschen, und des Papstes zu spotten. Deßhalb erneuerte er nicht nur den Bann, sondern schickte auch zwey Minoriten nach Syrien, und ließ den Patriarchen, den Rittern, den Deutschen, ja allen Christen verbieten, dem Kaiser auf irgend eine Weise zu gehorchen. Als diese unerwartete Botschaft im Morgenlande ankam, suchte sich Friedrich in jeder Beziehung zu rechtfertigen, und dem Papste alle Schuld aufzuwälzen; aber nur die Deutschen, die Pisaner und die Genueser blieben ihm treu, während die meisten andern den Gebannten vermieden, und einige schon jetzt offene Feindschaft zeigten. Erst als der Kaiser den Ausweg ergriff, daß er die Befehle nicht mehr in seinem Namen, sondern im Namen Gottes und der Chri-

ſtenheit bekannt machen ließ, folgten ihm alle in der Mitte des November nach Joppe, und befeſtigten den Ort. Das chriſtliche Heer zählte 800 Gewappnete und gegen 10,000 Fußgänger. Das Heer Kamels ſtand ſüdöſtlich, eine Tagreiſe entfernt, bei Gazaca, und das Heer des Nahe David, des Sohnes Moattams, nordöſtlich bey Neapolis. Keiner war dem andern ſo überlegen, daß er mit Sicherheit auf Sieg rechnen konnte; daher entſtanden Zögerungen und die Furcht, Friedrich werde ſich mit David gegen Kamel, oder Kamel mit ſeinem Neffen gegen den Kaiſer verbinden. Eingedenk der alten Verhältniſſe überſchickte dieſer jedoch zuvörderſt dem Sultan von Aegypten bedeutende Geſchenke, und erhielt dafür Kameele, Elephanten, Affen und andere im Abendlande unbekannte Thiere. Ueber die öffentlichen Angelegenheiten ſelbſt ließ Friedrich ihm ſagen: »Er ſey keineswegs aus Länderſucht nach Aſien gekommen, ſondern nur um ſein Gelübde zu löſen, die heiligen Orte zu beſuchen, und die Anſprüche ſeines Sohnes Conrad, den ihm Jolanta geboren, zu vertheidigen. Wenn Kamel dieſe anerkenne, wolle er ſein treuer Freund ſeyn und zeitlebens bleiben.« Kamel ſah einerſeits ein, daß für ihn, ſobald er den Kaiſer vollkommen beruhige, von Europa aus auf lange Zeit nichts mehr zu beſorgen, und dann ſeine Obermacht über alle aſiatiſche Nebenbuhler geſichert ſey; andererſeits war er aber von dem Zwiſte des Kaiſers und des Papſtes, ſo wie von dem Ungehorſam der Chriſten wohl unterrichtet, und fürchtete den Tadel ſeiner Glaubensgenoſſen, wenn er mühſam erkämpfte Landſchaften und heilige Städte, ſcheinbar ohne zureichende Urſache, den Chriſten abträte. Vielleicht hätten dieſe ſich wechſelſeitig aufhebenden Betrachtungen einen entſcheidenden Entſchluß noch lange verzögert, wenn nicht Friedrich mit dem Anfange des Monat März 1229 die Nachricht erhalten hätte: »ein päpſtliches Heer ſey in ſeine Staaten verwüſtend eingebrochen, habe St. Germano erobert, und ziehe gen Capua.« Als nämlich der Papſt nach Friedrichs

Abfahrt auf die Vorstellung des Erzbischofs von Bari und des Grafen Heinrich von Malta den Bann gegen den Kaiser nicht aufhob, sondern vielmehr erneute; behauptete der Reichsverweser Rainold von Spoletto: gegen des Papstes geistliche Waffen bleibe jetzt keine andere Hülfe, als die weltliche Macht. Er brach daher von der einen, und sein Bruder Bertold, welcher kaiserlicher Statthalter in Tuscien war, von der andern Seite in den Kirchenstaat ein: jener nannte sich dabey Herzog von Spoletto und kaiserlicher Statthalter für die Mark Ancona, dieser umlagerte das Schloß Prusa. Sobald Gregor hievon Nachricht bekam, erließ er Abmahnungsschreiben an beyde Brüder, worauf sie aber keine Rücksicht nahmen, sondern immer weiter vordrangen, und sich mancher Grausamkeit schuldig machten. So ließen sie einige widerspenstige Priester tödten, und die Einwohner von Prusa, nach allerhand Martern, durch die in ihrem Heere befindlichen Saracenen ums Leben bringen. Da zögerte Gregor — welcher überdieß glaubte, daß dieses alles nach Anweisung des Kaisers geschehe, — nicht länger, sondern that jene Brüder mit allen ihren Anhängern in den Bann, und nahm kräftige Maaßregeln, Waffengewalt mit Waffengewalt zu vertreiben. Die Nachricht hievon bewog den Kaiser, zur Abkürzung seines Aufenthalts im Orient, in nähere Bekanntschaft mit Kamel zu treten; und da diesem eben so viel daran lag, einen aufrichtigen Freund in Europa, als jenem, einen treuen Verbündeten in Asien zu gewinnen, so vereinigte man sich unerwartet über folgende Puncte: »Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama, und das Land zwischen Accon, Tyrus, Sidon und Jerusalem, mithin das Reich Jerusalem so wie es vor der saracenischen Eroberung war, nur mit Ausnahme von etwa vier Burgen, wird den Christen überlassen. Die alten Befestigungen dürfen von den Christen hergestellt, von dem Sultan aber keine neuen angelegt werden. Die Moscheen bleiben unverletzt, und die Mohammedaner erhalten den Zutritt zu

dem Tempel, welchen sie eben so sehr verehren, als die Christen; nur müssen sie ohne Waffen erscheinen, und außerhalb Jerusalem wohnen. Die Gefangenen werden zurückgegeben, und der abgeschlossene Waffenstillstand dauert zehn Jahre.« — Sonnabends den 17. März 1229, zwey und vierzig Jahre nach der Eroberung durch Saladin, hielt Kaiser Friedrich an der Spitze seiner Getreuen einen feyerlichen Einzug in Jerusalem. Viele riethen ihm, er solle nach so ruhmvoller Lösung des Gelübdes, welches ihm den Bann zugezogen habe, Gottesdienst vor sich halten lassen; andere hingegen, denen das Wohl und die Erhebung des Kaisers und der Kirche gleichmäßig am Herzen lag, widersprachen jenem Vorschlage, weil er keinem von beyden Vortheil zu bringen schien. Friedrich gab nach, und wohnte am folgenden Tage dem Gottesdienste nicht bey; später ging er jedoch, seines Rechtes gewiß, feyerlich in die Kirche, nahm die Krone vom Altar, und setzte sie selbst auf sein Haupt. Aber am Montag darauf erschien unerwartet der Erzbischof von Cäsarea, und belegte im Namen des Patriarchen Gerold die Kirche des heiligen Grabes und alle heiligen Oerter mit dem strengsten Banne. Da ließ der Kaiser alle Kirchen und festen Plätze mit seinen Truppen besetzen, und die schmähenden Priester aus jenen vertreiben und züchtigen, stellte dann seinen Marschall an die Spitze der Verwaltung, und kehrte (17. May 1229) über Cypern nach Apulien zurück. Der Friede zwischen ihm und dem Papste, und die Lösung vom Banne kam jedoch erst am 28. August 1230 zu Stande. Die freudige Nachricht hievon theilte Friedrich den christlichen Königen in eigenen Schreiben mit, und fügte hinzu: »Der Papst hat uns seine Ansichten und Absichten bey einer persönlichen Zusammenkunft so milde und wohlwollend dargelegt, und keinen streitigen oder zweifelhaften Punct übergangen, sondern jedes einzelne auf so verständige Weise erörtert, daß wir, obgleich uns das Vorgefallene heftig bewegt und erzürnt hatte, durch jenes Wohlwollen ganz besänftigt, und von

allem etwa übrig gebliebenen Grolle vollständig befreyt sind. Des Vergangenen soll also gar nicht mehr gedacht werden, damit das Gute, welches aus dem Uebel hervorging, desto glänzender und ungetrübter wirken könne.«

IV. Im August 1239 nahmen das Kreuz der König Theobald von Navarra, die Grafen von Champagne, Bretagne, Nevers, Bar und Montfort. Nach ihrer Ankunft in Cypern brachen die Pilger den mit dem Sultan von Aegypten geschlossenen Waffenstillstand, und zogen im übermäßigen Selbstvertrauen in vereinzelten Abtheilungen von Joppe nach Ascalon. Hier wurden sie von den durch Kundschafter wohl unterrichteten Türken am 13. November 1239 überfallen, geschlagen, viele getödtet, und die Grafen von Bar, von Montfort, und mehrere andere gefangen. Ein Theil der Pilger verbündete sich hierauf mit dem Sultane Ismael von Damascus gegen den Sultan Saleh von Aegypten, einen Sohn Kamel's, und der andere mit dem letzten gegen den ersten. Jerusalem fiel, nach eilfjährigem Besitze, wieder in die Hände der Türken, und nur den Thurm Davids vertheidigten kaiserliche Söldner gegen die feindliche Uebermacht. — Ein Jahr nach dem Könige von Navarra, im Herbste 1240 landete Graf Richard von Cornwall, reichlich mit Geld und Mannschaft versehen, in Syrien. Er bewog den auch von andern Seiten bedrängten Sultan von Aegypten, einen Waffenstillstand zu bewilligen, wonach Jerusalem und manche andere am Pilgerwege liegende Orte zurückgegeben, die meisten christlichen Gefangenen aus der Haft befreyt, und dem Grafen Zeit gelassen wurde, Ascalon ungestört zu befestigen. — Im Jahre 1244 zogen die durch die Mongolen gedrängten Chowaresmier mit Weibern, Kindern und Heerden nach dem vordern Asien, und wurden vom ägyptischen Sultane Saleh, welcher bemerkte, daß die Christen sich immer mehr an seinen Gegner, den Sultan Ismael von Damascus, anschlößen, durch Geschenke und Versprechungen zum Kriege wider beyde vermocht. Unaufgehalten drangen sie, ihren Weg durch die

ärgſten Verwüſtungen bezeichnend, bis Jeruſalem vor, eroberten am 17. September 1244 die Stadt, raubten alle Güter, plünderten die Auferſtehungskirche, zerſtörten das heilige Grab, und hauten ohne Mitleid alles nieder, was nicht als Sclave brauchbar erſchien. Zu ſpät vereinigten ſich die Chriſten bey Gaza mit den Sultanen Ismael von Damascus und Ibrahim von Emeſa; am 18. October kam es zu einer Schlacht, in welcher die Verbündeten gänzlich beſiegt, und an 16,000 chriſtliche und mohammedaniſche Krieger getödtet wurden. Nur zwey und ſechzig Ritter entkamen; die Großmeiſter der Orden, der Erzbiſchof von Tyrus, der Biſchof von Rama und viele der ausgezeichnetſten Edeln gehörten zu den Erſchlagenen. Die Gefangenen wurden nach Aegypten gebracht, und mußten dort ſchwere Arbeiten verrichten, bey Feſtungsbauten helfen, und ſich täglich mit drey kleinen Broten begnügen. Doch erlaubte der Sultan, daß Minoriten nach Aegypten kamen, die Unglücklichen ſoviel als möglich aus abendländiſchen Beyträgen unterſtützten, und durch Lehren und Ermahnungen tröſteten. Manche zogen indeß den kürzern Weg, ihre äußere Lage zu verbeſſern, vor, und nahmen den mohammedaniſchen Glauben an.

7.

Der ſechste Kreuzzug.

(1248—1254).

I. Gerade um die Zeit, wo die Chowaresmier das heilige Land furchtbar verwüſteten, und die Chriſten beſiegten, erkrankte König Ludwig IX. von Frankreich ſo heftig, daß man faſt allgemein die Hoffnung ſeiner Wiederherſtellung aufgab. Im ganzen Reiche ertönten die aufrichtigſten Wehklagen, durch öffentliche Gebethe flehte man die Gnade des Himmels an, und ſiehe: in dem Augenblicke, wo eine Wärterinn ihn ſchon als einen Geſtorbenen mit einem Tuche zudecken wollte, ſchlug er die Augen auf, und ſagte: »Das Licht des Orients hat ſich durch die Gnade des

Herrn vom Himmel herab über mich verbreitet, und mich von den Todten zurückgerufen!« Zu gleicher Zeit ließ er den Bischof von Paris kommen, und verlangte, daß er ihn mit dem Kreuze bezeichne. Vergebens erinnerte ihn dieser an die Gefahren eines so schweren Gelübdes, vergebens bathen ihn Gemahlinn, Mutter und Brüder, von seinem Entschlusse abzustehen; Ludwig beharrte auf seinem Willen. Als nun aber vielfache Hindernisse im Innern des Reichs entstanden, als die auswärtigen Angelegenheiten sich nicht minder bedenklich zeigten, erneuerten die Königinn-Mutter Blanca und mehrere Bischöfe und Barone ihre Vorstellungen gegen den Kreuzzug: unverträglich sey er mit einer aufmerksamen Regierung, unsichern Erfolgs im Morgenlande, zweifelsohne unheilbringend für Frankreich; das Gelübde könne übrigens nicht binden, denn es sey gethan worden in einem Zustande mangelhafter Besinnung, ohne vorhergegangene Prüfung und wahrhaft freye Entschließung. Ludwig hörte aufmerksam zu, und schien bewegt; er nahm das Kreuz von der Schulter, überreichte es dem Bischofe von Paris, und sagte: »Da ihr also meint, ich sey in dem Augenblicke, wo Gott mich vom Tode errettete, nicht im Stande gewesen, mit voller Besinnung zu seinen Ehren ein dankbares Gelübde auszusprechen: so gebe ich euch hier das Kreuz zurück. Jetzt aber, wo ihr nicht läugnen könnt, daß ich bey vollem Verstande sey, fordere ich, daß ihr mir nochmals dieß heilige Zeichen ertheilet, damit ich zum Kampfe wider die Ungläubigen ziehe. Wenn ihr meine Freunde seyd, und ich irgend etwas über euch vermag, so fördert das Unternehmen, statt ihm ferner zu widersprechen: denn wahrlich, ich werde nicht eher einen Bissen Speise genießen, bis ihr mich für einen Krieger des Herrn anerkannt habt.« Der König setzte seinen Willen durch, und zu dieser Beharrlichkeit vermochten ihn, neben der Ueberzeugung, daß er eine heilige Pflicht erfülle, auch wohl die inzwischen über die Lage des heiligen Landes eingegangenen Nachrichten, und

die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Lyon, welche bestimmte, daß »binnen vier Jahren innerhalb der Christenheit kein Krieg erhoben, kein Tournier gehalten, sondern jede Kraft zur Vertilgung der Ungläubigen aufgespart werden soll, wozu der Papst und die Cardinäle drey Jahre lang ein Zehntheil, die übrigen Geistlichen ein Zwanzigsttheil ihrer Einnahmen geben.« Deßungeachtet fand der Eifer des Königs Ludwig selbst in Frankreich wenig Beyfall, so daß er, wie erzählt wird, zu einer List seine Zuflucht zu nehmen beschloß. Es war nämlich herkömmlich, daß der König den am Weihnachtsfeste um ihn versammelten Großen und Rittern eine Art Mantel schenkte. Solcher Mäntel ließ er nun weit mehr als gewöhnlich verfertigen, und traf Maaßregeln, daß sich auch mehr Männer als gewöhnlich einfanden. Vor Sonnenaufgang begann man aus dem königlichen Palaste den Zug zur Kirche, und jeder empfing in diesem Augenblicke den für ihn bestimmten Mantel. Während der Messe entdeckte beym Anbruche des Tages einer nach dem andern, daß seinem Mantel das Zeichen des Kreuzes, nach Ludwigs heimlicher Anordnung, angeheftet war. Manche erschracken und zürnten, andere sahen darin einen Finger Gottes, alle schämten sich, das Kreuz wiederum abzulegen, und nannten den König einen Menschenfischer.

Im größern Maaßstabe und mit größerm Ernste ward über den Kreuzzug auf einer Reichsversammlung verhandelt, welche der König im October des Jahrs 1245 zu Paris hielt. Seine und des Cardinal-Gesandten Otto dringende Vorstellungen fanden jetzt so viel Eingang, daß das Gelübde ablegten die Brüder des Königs, Carl von Anjou, Robert von Artois und Alphons von Poitou, dann die Erzbischöfe von Rheims und Bourges, die Bischöfe von Beauvais, Laon und Orleans, der Herzog von Bourgogne, viele Grafen und Herren, unter denen Johann von Joinville noch eine namentliche Erwähnung verdient, weil er der Vertraute und Freund des Königs war,

und die Geschichte dieses Kreuzzuges mit einer Treue und Geschicklichkeit erzählt hat, welche die bloße Kunst weder zu erzeugen, noch zu ersetzen vermag.

Schon im Sommer 1246 wurden Verhandlungen mit Genua angeknüpft, und sechszehn Schiffe zur Ueberfahrt nach Asien ausbedungen. Auch traf Ludwig die nöthigen Vorkehrungen für die Sicherheit seiner Staaten während der Zeit seiner Abwesenheit. Er ließ in dessen Mitte keinen gefährlichen Feind zurück, da die gefährlichsten ihn begleiteten. Von Außen war Niemand, welcher ihm Besorgnisse veranlassen könnte, als der König von England diesem ließ er daher den Frieden oder die Verlängerung des Waffenstillstandes anbieten, und nach mehreren Unterhandlungen kam man dahin überein, daß, so lange die Reise über Meer dauern würde, keine Feindseligkeit ausgeübt werden sollte. Nun sandte Ludwig auch noch Bevollmächtigte in alle Provinzen aus, um zu erfahren, ob nicht vielleicht irgend jemanden in seinem Namen Unrecht zugefügt worden; und bald darauf schickte er heimlich fromme Geistliche und Ordensmänner, um durch dieselben Erkundigungen einzuziehen, damit er aus ihrem Berichte ersähe, ob jene, die er für rechtliche Männer hielt, nicht selbst untreue Diener wären. Man fand wenige Klagen, und für die gegründeten ward vollkommene Genugthuung geleistet*).

*) Ein ähnliches Beyspiel zarter Gewissenhaftigkeit gab auch Joinville, der, nachdem er eben wegen der Geburt seines zweyten Sohnes mit seinen Edelleuten und Lehensträgern einige Tage in Lustbarkeit zugebracht hatte, diese Gelegenheit benützte, um ihnen zu sagen: „Ihr Herren! ich gehe jetzt über Meer, und weiß nicht, ob ich wieder kommen werde. Kommet deßwegen vorher, wenn ich euch etwas Unrechtes gethan habe, noch zu mir, damit ich es Einem nach dem Andern abtragen könne.“ Und damit er ja, wie er sagte, keinen ungerechten Pfenning mit sich trage, ließ er zu Metz in Lothringen viele Grundstücke als Unterpfand zurück, damit, wofern entdeckt würde, daß er oder die Seinigen irgend eine Ungerechtigkeit begangen hätten, der Schaden damit vergütet werden könnte.

II. Als endlich alles bereitet war, begab sich Ludwig nach St. Denis, um den Schutz der heiligen Martyrer zu erflehen, und die Oriflamme zu nehmen. Blanca, die als Reichsverweserinn erklärt wurde, nahm zärtlichen Abschied von ihrem Sohne; die Königinn Margaretha aber ließ sich nicht abhalten, ihren Gemahl zu begleiten. Der Zug ging nach der Küste von Provence, wo sich Ludwig am 25. August 1258 zu Aigues-Mortes einschiffte. »Sogleich rief«, erzählt Joinville, »der Schiffs-Hauptmann seinen Leuten zu: Ist eure Arbeit fertig? Alle antworteten: Ja! Als die Priester und Geistlichen eingestiegen waren, hieß er sie den schönen Hymnus: Veni Creator Spiritus! von einem Ende zum andern singen, und mitsingend lichteten die Ruderknechte im Namen Gottes die Anker. Unaufhaltsam blies der Wind in die Segel, und wir verloren bald das Land aus dem Gesichte, so daß wir nichts mehr sahen, als Himmel und Meer, und mit jedem Tage entfernten wir uns weiter von dem Orte, den wir verlassen hatten. Der, muß ich wohl sagen, ist sehr thöricht, der wissend, daß er fremdes Eigenthum und irgend eine Todsünde auf seiner Seele hat, sich in eine solche Gefahr begiebt; denn wenn man am Abende einschläft, weiß man nicht, ob man am Morgen sich nicht unter dem Meere befindet.«

Glücklich landete man am 28. August auf der Insel Cypern, wo Ludwig für Vorrath an Lebensmitteln gesorgt hatte. Hier fingen aber die Krankheiten an, große Verheerungen unter den Kreuzfahrern anzurichten. Mehrere Grafen und eine große Anzahl Ritter starben an einer Art ansteckender Seuche. Ludwig besuchte selbst die Kranken, den Einen Arzney, den Andern Geld austheilend, Allen ein liebevoller Tröster. Da die europäischen Pilger noch nicht beysammen waren, es auch an Lastschiffen und Kriegswerkzeugen fehlte, so beschloß man, den Winter über in Cypern zu bleiben; und Ludwig benützte diese Zeit, um unter den Inselbewohnern, die zur Hälfte La-

teiner und zur Hälfte Griechen waren, den Frieden herzustellen, und die letztern von der Spaltung zur Kirche zurückzuführen. Auch viele saracenische Sclaven nahmen, gerührt von der Andacht und Tugend des Königs, die christliche Religion an. Endlich, am 15. May 1249 waren 1500, oder, wie andere berichten, gar 1800 größere und kleinere Schiffe versammelt, und man ging bei Limisso unter Segel. Ein Sturm warf aber die Flotte gen Paphos zurück, und als den 23. May, nach Sammlung der Zerstreuten, die Fahrt zum zweyten Male begonnen wurde, fehlten 150 Schiffe. Am fünften Tage rief ein der Gegenden kundiger Späher vom Mastkorbe herab, er sehe Damiette; und bald darauf erblickte man vier wohlbemannte ägyptische Galeeren, welche, die fränkischen Feldzeichen mißkennend, der Flotte nahten. Drey derselben wurden versenkt, und vom Ertrinken gerettete Aegypter sagten aus: Damiette sey, weil man den Angriff in Alexandrien erwartet habe, ganz von Vertheidigern entblößt. Da diese Aussage indeß nicht sehr zuverläßig schien, auch noch Menschen und Schiffe am Ufer gesehen wurden, so wandte sich die christliche Flotte seitwärts nach einer anscheinend gegen feindliche Angriffe mehr gesicherten Stelle. Hier konnten aber die größeren Schiffe, des seichten Wassers halber, nicht bis zum Ufer gelangen, und die kleinern genügten nicht zur schnellen Ausschiffung. Da sprangen viele auf des Königs Wink ins Wasser und schwammen zum Lande, während er selbst mit seinen Brüdern und dem Cardinal-Gesandten, unter Vortragung des heiligen Kreuzes und der Fahne des heil. Dionysius hinanschiffte. Zu spät und mit ganz unzureichenden Mitteln wollten die Aegypter jetzt die Landung verhindern; sie wurden ohne Mühe geschlagen, und wenn die Pilger nicht Hinterhalt und Verrath gefürchtet hätten, so wären sie beym Nachsetzen wohl bis in die Stadt gedrungen. Der nächste Tag verfloß ohne Kampf unter mannigfachen Vorbereitungen; dann versammelte der König die Pilger, und sprach zu

ihnen: »Meine Freunde und meine Getreuen! Unüberwindlich werden wir seyn in den Schlachten, wenn wir unzertrennlich sind in der Liebe. Mit uns ist der Beystand Gottes; denn wir fechten ja für seine Sache und die Sache seines Sohnes, zu seiner Ehre und nicht zu eigenem Ruhme. Darum werden wir siegen, die ganze Christenheit durch unsere Thaten erfreuen, und den Abtrünnigen Rettung bringen durch die Lehre Christi, in welcher allein alles Heil ruht. Der Entschluß, das Kreuz zu nehmen, ist in uns durch Gottes Einwirkung entstanden, und durch seine wunderbare Fügung sind wir hier gelandet. Sollte aber auch Unglück eintreffen, so bleibt dennoch unser Schicksal herrlich und glorreich; wir werden als Märtyrer aufgenommen unter die Heiligen des Herrn. In solcher Hoffnung und Ueberzeugung können wir mit erhöhter Kraft und verdoppeltem Muthe den Kampf beginnen. Ich bin nicht mehr als einer von euch; und was mir auch widerführe, es beträfe ja nur einen einzelnen Mann, und könnte das unwandelbare Ziel nicht verrücken, das ihr allein im Auge und im Sinne behalten sollt.«

III. Muthig erwartete das Heer den nächsten Morgen; dann wurden, unter Leitung entflohener Christensclaven, die Ufer und festen Plätze vorsichtig besetzt, und jeder geheime Eingang in die Stadt erforscht. Von weiterm Vordringen hielt griechisches Feuer ab, und die Ermordung aller in Damiette wohnenden Christensclaven ließ auf den Vorsatz einer äußerst hartnäckigen Vertheidigung schließen. Am vierten Tage nach der Landung erschienen aber zwey Ueberläufer im christlichen Lager, und erzählten, daß die Saracenen sämmtlich aus der so stark befestigten und mit so großen Vorräthen versehenen Stadt entflohen wären. Obgleich dieser Bericht unglaublich schien, zog man doch sogleich vorwärts, stellte eine nur zum geringern Theil zerstörte Schiffbrücke wieder her, und siehe, die Ueberläufer hatten durchaus die Wahrheit geredet. Nachdem Ludwig durch eine Truppenabtheilung von der Stadt hatte Besitz

nehmen lassen, während eine andere an Auslöschung des von den Abgezogenen angezündeten Feuers arbeitete, hielt er seinen Einzug, nicht im Siegesgepränge, sondern mit der tiefsten Demuth und zärtlichsten Frömmigkeit. Er begab sich sodann barfuß und mit entblößtem Haupte, von seiner Familie und allen Befehlshabern des Heeres begleitet, in die Hauptkirche, wo, nach den in solchen Fällen üblichen Reinigungen, die heiligen Geheimnisse gefeyert wurden.

Als der Sultan erfuhr, daß die Kreuzfahrer durch die schändliche Flucht der Besatzung Meister von Damiette seyen, ließ er fünf und fünfzig der Kriegsobersten, welchen die Anführung übertragen war, verhaften, und auf der Stelle aufknüpfen. Hierauf raffte er noch einmal die ihm übrigen Kräfte zusammen (denn er war schon von der Krankheit befallen, die ihm nach einigen Monaten das Leben raubte), vereinigte seine Truppen um sich, und ließ dem französischen Könige den Antrag machen, den Krieg an einem bestimmten Tage und Orte durch eine Schlacht zu entscheiden. Ludwig aber antwortete: »Nicht an Einem Tage, nicht an Einem Orte will ich kämpfen, sondern täglich und überall, bis der Sultan sich zum Herrn bekennt, welcher alle erretten will, und allen den Schooß seiner Gnade eröffnet.« In der Hoffnung aber, die Verwirrungen benützen zu können, die auf den Tod des Sultans erfolgen müßten, von dessen unheilbarer Krankheit er Nachricht hatte, verschanzte Ludwig sich in seinem Lager. Wohl hatte er kein sehnlicheres Verlangen, als durch neue Kämpfe neue Eroberungen zu machen. Aber die Hauptanführer seines Heeres stellten ihm vor, daß man die Verstärkung abwarten müsse, welche sein Bruder Alphons von Poitou bringen sollte; auch erinnerten sie an Aegyptens brennende Hitze und die nahe Ueberschwemmung des Nil. Ludwig brachte demnach den übrigen Theil des Sommers zu Damiette zu, wo er mit dem größten Herzensleide sehen mußte, daß der Ueberfluß

und die Unthätigkeit eine große Ausgelassenheit unter den Truppen hervorbrachte. Weder die Macht der Gesetze, noch die Wachsamkeit der vornehmsten Anführer, noch die guten Beyspiele des heiligen Königs konnten der Sittenlosigkeit Einhalt thun, und die Kriegszucht aufrecht erhalten. Besonders lebten die jungen Ritter nur den Vergnügungen und dem Spiele.

IV. Als endlich die große Hitze vorüber, der Nil in sein Bett zurückgetreten, und der Graf von Poitou mit 60,000 Streitern, so wie der Graf Wilhelm von Salisbury mit einer großen Anzahl englischer Pilger angekommen war, ließ Ludwig seine Gemahlinn Margaretha und die andern Fürstinnen mit einer starken Besatzung zu Damiette zurück, und schlug mit dem übrigen Theile seines Heeres den Weg nach Groß-Cairo ein. Es war den 20. November 1249, als man gegen den Feind rückte, und ihm auch bald begegnete. Er hatte sein Lager an der Spitze aufgeschlagen, welche die zwey Nil-Arme trennt, und schien entschlossen, den Uebergang über den Fluß abwehren zu wollen. Inzwischen starb der Sultan Malek al Kamel (22. Nov. 1249), nachdem er seinen Sohn Malek Moattam zu seinem Nachfolger bestimmt, und befohlen hatte, seinen Tod so lange geheim zu halten, bis derselbe aus Mesopotamien angelangt sey. Den Befehl über das Heer übertrug er einsweilen dem berühmtesten seiner Feldherren, Facardin, von dem Joinville sagt, er sey der tapferste und frömmste des ganzen Heidenthums. Er rechtfertigte auch vollkommen die Wahl seines Herrn. Unaufhörlich ließ er das Heer der Kreuzfahrer beunruhigen, hielt durch geschickte Bewegungen ihren Zug auf, nahm ihnen die Zufuhr weg, zerstörte ihre Schiffe, mattete ihre besten Truppen ab, und ließ ihnen keine Hoffnung, das jenseitige Ufer, wo er sein Lager hatte, zu erreichen. Vor allem aber waren ihnen die Beduinen lästig, die alles plünderten und niedermachten, was sie auf ihrem Zuge fanden. Da sie übrigens sich wenig aus dem Leben mach-

ten, und an ein blindes Verhängniß glaubten, so gaben sie sich den größten Gefahren preis. Ihre Art, Krieg zu führen, nöthigte die Christen, immer auf ihrer Huth zu seyn. Oft schlichen sie sich während der Nacht in ihr Lager, um die Belohnung zu verdienen, welche der Sultan für jeden Christenkopf versprochen hatte; und selten verfehlten sie ihren Streich.

So standen die Sachen, als die Christen, schon ermattet, und der unnützen Versuche müde, die sie seit drey Monaten machten, um über den Nil zu setzen, nach Damiette zurückzukehren im Begriffe standen. Die Lebensmittel fingen an zu mangeln, und das Heer schmolz mit jedem Tage mehr zusammen durch die blutigen Gefechte, die indessen nichts entschieden. Sie würden auch ohne Zweifel ihr Vorhaben ausgeführt haben, wenn sich ihnen nicht ein Beduine anerboten hätte, für eine bestimmte Geldsumme ihnen eine Furth zu zeigen, wo die ganze Reiterey durchsetzen könnte. Sein Anerbieten ward angenommen; und es war nur noch darum zu thun, einen Mann zu finden, der im Stande wäre, diese gefahrvolle Unternehmung zu leiten. Da begehrte der junge Graf von Artois, an der Spitze des Heeres über den Fluß setzen zu dürfen, und versprach dem Könige eidlich, jenseits nichts ohne seinen Befehl, noch ehe er selbst übergesetzet sey, zu unternehmen. Ludwig, der das Ungestümme seines Muthes kannte, wollte ihm anfangs ein so gefährliches Unternehmen nicht anvertrauen. Allein endlich durch sein Zudringen besiegt, und auf seinen Eid zählend, gab er ihm eine Anzahl Ritter zum Vortrapp, und ließ ihn abziehen. Mit Tagesanbruch setzte der Graf durch den Fluß, und trieb eine Abtheilung Saracenen, die ihm die Furth wehren wollten, in die Flucht. Durch diesen ersten glücklichen Versuch vergaß er seinen Eid, ließ sich von seinem Feuer dahin reissen, und schon war er mitten unter den Saracenen, tödtend und niederstoßend, was sich ihm entgegensetzte. Die Ritter konnten nicht umhin, ihm zu folgen, als sie ihre Gegenvorstellungen

unnütz sahen. Der ganze Vortrapp stürzte sich daher auf die Flüchtlinge, und stieß bald auf die feindliche Hauptmacht. Bey dem Anblick der Franzosen bemächtigte sich der Schrecken des feindlichen Lagers; Facardin bemühte sich vergeblich, durch sein Beyspiel den Muth seiner Truppen zu beleben; sie ergriffen die Flucht, und ließen ihn im heissen Handgemenge erliegen. Die Franzosen blieben Meister des Schlachtfeldes, der Maschinen und Lebensmittel der Saracenen. Bis dahin schien alles die nahe Eroberung von Aegypten anzukündigen. Bald aber nahmen die Sachen eine andere Wendung.

Der unaufhaltsame Sieger gewahrte, daß die Feinde schaarenweise nach Mansura flohen; er glaubte, alles wagen zu können, und die Mahnungen des Großmeisters und die Gegenvorstellungen des Grafen von Salisbury nicht achtend, die an seiner Seite fochten, stürmte er unbedachtsam gegen diese Stadt. Die Ritter folgten ihm von Muth entflammt, und mit den Besiegten zugleich in die Straßen sich stürzend, bemächtigten sie sich des Platzes, und verfolgten die Fliehenden dann bis auf das offene Feld. Ihre Verwegenheit blieb aber nicht lange ungestraft; denn da die Saracenen sich nur von einer Handvoll Reiter verfolgt sahen, wenden sie sich, und stürzen mit Ungestüm auf den Fürsten, den sie kämpfend bis zur Stadt zurückdrängen. Da, neuen Muth fassend, umzingeln und fallen sie die Sieger von allen Seiten an, und unterstützt von den Einwohnern, welche von den Dächern herab, was sie habhaft werden konnten, auf die Christen werfen, richten sie ein schreckliches Blutbad an. Der Graf selbst ist in einem Hause belagert, wo er sich mit unerschrockener Tapferkeit vertheidigt. Endlich aber unterliegt er der Menge, und stirbt, kämpfend bis zum letzten Athemzuge.

Während dieses blutigen Kampfes in Mansura war Ludwig, der so eben über den Fluß gesetzt, beschäftigt, seine Truppen in Schlachtordnung aufzustellen. Und in eben diesem Augenblicke erhielt er Kunde, daß der Graf

von Artois in der größten Gefahr sey. »Connetable,« sagte er zu dem Herrn von Bonjeu, »eilet dahin mit allem, was ihr von tapfern Griechen zusammen bringen könnet, und seyd versichert, daß ich auch ganz nahe folgen werde.« Es war zu spät, der Graf von Artois war nicht mehr. Der Connetable, dem Joinville und eine Menge anderer Tapfern folgte, drang auf den Feind ein, der ihn seinerseits wieder zurückdrängte. Der König kam, sie zu unterstützen, die Saracenen strömten ebenfalls zur Hülfe der Ihrigen heran, der Kampf ward allgemein. Ludwig that Wunder der Tapferkeit, Alles beugte sich vor ihm, so daß er, zu weit von den Seinigen im Kampfe getrennt, unter sechs Saracenen sich befand, die in den Zaum seines Pferdes fielen, um ihn als Gefangenen wegzuführen. Er verdoppelte aber seinen Muth, streckte den Einen todt zur Erde nieder, setzte die Andern außer Stand zu kämpfen, und als man ihm zur Hülfe herbeyeilte, befand er sich schon völlig frey. Der tapfere Seneschall Joinville empfing an diesem Tage fünf Wunden, und sein Pferd fünfzehn. Eine große Anzahl anderer Edlen kamen um, oder wurden gefährlich verwundet. Den größten Verlust aber erlitten die Christen zu Mansura, der Graf von Salisbury und die meisten der Engländer verloren daselbst ihr Leben. Dieser Verlust war jedoch nicht zu vergleichen mit dem der Ungläubigen, die indeß dadurch nur wüthender wurden. Bondocdar oder Bibars, den sie zu ihrem Anführer wählten, zeigte ihnen das Haupt und den Waffenrock des Grafen von Artois unter Betheuerung, es sey das Haupt und die Rüstung des Königs, und die Trümmer seines Heeres könnten ihnen nicht entwischen. Sie faßten daher den Entschluß, die Christen in ihrem Lager anzugreifen. Der Angriff war heftig und der Erfolg lange zweifelhaft. Ludwig erschien als Held mitten in der Schlacht, überall hineilend, wo seine Gegenwart nothwendig war, um die Ordnung herzustellen, und das Verlorne wieder zu erkämpfen. Carl, Graf von Anjou, sein Bruder, hatte,

seiner Tapferkeit ungeachtet, die feindliche Uebermacht nicht bestehen können. Der rechte Flügel, den er anführte, litt so sehr von dem griechischen Feuer, daß er anfing, zu weichen. Carl selbst, unter seinem Pferde liegend, war in der größten Gefahr gefangen oder getödtet zu werden, als Ludwig mit verhängtem Zügel herbeystürzte, die Feinde auseinander trieb, seinen Bruder wieder aufrichtete, und die Schlachtordnung von neuem herstellte. Alphons, Graf von Poitiers, der auf dem linken Flügel stand, wurde ebenfalls geworfen, und schon führte man ihn als Gefangenen hinweg. Dieser Anblick befeuerte auch die Feigherzigsten zu frischem Muthe. Alphons hatte sich die Liebe des ganzen Heeres erworben durch seine Leutseligkeit, Frömmigkeit und wohlthätige Milde: dieß rettete ihm sein Leben. Marketender und Fuhrknechte bewaffneten sich mit jeder ihnen vorkommenden Waffe. Die Weiber selbst eilten zu seiner Hülfe herbey, und entrissen ihn durch eine weit über ihr Geschlecht erhabene Kraft den Händen der Saracenen. Dieses Ereigniß belebte den Muth der Christen; sie sammelten sich wieder, und drängten kraftvoll den Feind zurück. Die Saracenen, auf keinen langen Widerstand gefaßt, mußten sich nach einem großen Verluste zurückziehen. Ludwig, allezeit Christ, benützte ihren Rückzug, um Gott mit dem Heere seinen Dank darzubringen.

V. Es war aber nicht genug für die Christen, daß sie zweymal über zahllose Feinde gesiegt hatten, sie bedurften auch Lebensmittel, die bey ihnen sehr zusammengegangen waren. Die Pferde fingen ebenfalls an, zu mangeln, während die Reiterey der Saracenen furchtbar war. Das, was man leicht hätte thun können, war, über den Fluß nach Damiette sich zurückziehen; aber, um nicht den Anschein zu haben, als flöhen sie vor den besiegten Feinden, entschlossen sie sich, an derselben Stelle gelagert zu bleiben.

Unterdessen langte der neue Sultan, Malek Moattam, zu Mansura mit einem mächtigen Heere an. Er war ein junger Fürst von 25 Jahren, sehr klug und voll der List.

Allen flößte er durch seine Gegenwart Muth ein, und bereitete alles vor, nach und nach das christliche Heer aufzureiben. Schon richtete eine verderbliche Seuche große Verheerungen an. Die Ansteckung verbreitete sich im ganzen Lager. Die Leichname der in der Schlacht getödteten Christen und Ungläubigen hatten die Gewässer des Nils, in den sie geworfen worden, verdorben; die schlechte Nahrung, die man genoß; die Dürre der Jahreszeit, die brennende Hitze des heissen Himmelsstrichs, Alles hatte zusammengewirkt, unter den Kreuzfahrern eine grauenvolle Sterblichkeit zu verbreiten. Zu diesem verheerenden Uebel gesellten sich dann noch die Schreckniſse unabwendbarer Hungersnoth. — Diese fürchterliche Lage beugte aber Ludwigs Muth nicht nieder. Er sorgte für Alles, besuchte die Kranken, unterstützte sie mit seinem Gelde, und tröstete sie durch seine Zusprüche. Es war wohl nicht möglich, daß er, bey seiner unbegrenzten Liebe und Sorgfalt für die Kranken, nicht auch von dem ansteckenden Uebel ergriffen würde; und schon waren seine Kräfte sichtlich geschwächt, als ihn eine verderbliche Ruhr an den Rand des Grabes brachte.

In dieser äußersten Noth ließ man den Saracenen einen Waffenstillstand anbieten, konnte ihn aber nicht abschließen. Denn sie begehrten den König selbst als Geißel, und die Franzosen antworteten, sie wollten sich lieber alle tödten lassen, als ihn ausliefern. Zu gleicher Zeit rüstete man sich über den Fluß zu setzen, und den Weg nach Damiette einzuschlagen. Als der Sultan den Entschluß der Christen erfuhr, brach er mit seinem ganzen Heere auf, vermehrte die Zahl seiner Schiffe, und besetzte alle Päſſe. Dennoch setzten die Franzosen in den Fluß, an ihrer Spitze den kranken König. Der tapfere Chattillon führte den Nachtrapp, wobey er den Saracenen durch Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit ehrfurchtsvolle Zurückhaltung gebot. Als man das andere Ufer erreicht hatte, ließ Ludwig die Verwundeten und Kranken auf die noch übrigen

Schiffe bringen, weigerte sich aber, selbst ein Schiff zu besteigen, unter feyerlicher Betheuerung, daß er nie sein Heer verlassen werde. Kaum hatten die Franzosen über den Fluß gesetzt, als die Saracenen ihnen nachfolgten, und sie auf allen Seiten angriffen. Unter beständigem Gefechte zogen sich nun die Christen bis in eine kleine Stadt zurück, wo sie dem Könige einige Ruhe zu gewähren suchten; denn er war so schwach, daß man glaubte, er werde den Tag nicht mehr überleben. Da stürzten die Saracenen plötzlich haufenweise herbey, und bemächtigten sich des Königs, seiner zwey Brüder, und der Trümmer des Heeres (5. April 1250). Alles wurde nun gefangen oder niedergehauen. Auch die Schiffe, welche den Fluß hinunter fuhren, hatten dasselbe Loos; und die Barbaren metzelten unbarmherzig alle darauf befindlichen Kranken nieder, mit Ausnahme Joinville's und einiger anderer Herren, für die sie ein großes Lösegeld zu erhalten hofften. Diese Gefangenen führte man sodann nach Mansura, und schloß sie ohne Unterschied in einen Hof ein. Der König nur wurde unter ein besonderes Zelt gelegt, wo er zu seiner Wartung in der Krankheit nicht mehr als Einen Diener hatte, und zwey Kapläne, die ihm die Tagzeiten bethen halfen; denn mitten unter den Schrecknissen der Gefangenschaft, und seiner äußersten Schwäche ungeachtet, unterbrach er dennoch seine frommen Uebungen nicht. Das Zeugniß dieser drey Personen, und insbesondere die eidliche Aussage seines Bedienten machen uns die Geschichte seiner Standhaftigkeit bey dieser Gelegenheit glaubhaft. Obgleich in den traurigsten Zustand versetzt, herrschte doch eine tiefe Ruhe in seiner Seele, und strahlte eine sanfte Heiterkeit in seinem Antlitze. Die Barbaren selbst erstaunten hierüber so sehr, daß sie eingestanden, er sey der muthigste Christ, den sie jemals gekannt hätten.

VI. Die Königinn Margaretha erfuhr indessen zu Damiette, der König sey gefangen, und das ganze Heer zu Grunde gerichtet. Ihre Bestürzung war so groß, und

die Furcht, in die Hände der Saracenen zu fallen, machte einen solchen Eindruck auf ihr Gemüth, daß sie sich eines Tages vor einem alten Ritter, der die Wache bey ihr hatte, auf die Kniee niederwarf, und zu ihm sagte: „Schwöret mir, daß Ihr meine Bitte gewähren wollet.“ Der wackere Ritter schwur. „Nun wohlan, Herr Ritter, fuhr sie fort, »ich fordere Euch auf, nach dem mir geleisteten Eide, daß, wenn die Saracenen diese Stadt einnehmen, Ihr mir, ehe sie mich in ihre Gewalt bekommen, den Kopf abschlaget.« Der Ritter antwortete: er habe auch schon den Gedanken gehabt, es zu thun, wenn die Sache dahin kommen sollte. — Einige Tage nachher kam die Königinn mit einem Sohne nieder, der den Namen Johannes, und wegen der traurigen Lage, in der man sich damals befand, den Beynamen Tristan erhielt. Kaum aber war sie entbunden, als man ihr ansagte, daß die von Pisa und Genua die Stadt verlassen, und nach Europa zurückkehren wollten. Diese Nachricht steigerte ihre Betrübniß aufs Höchste. Sich jedoch wieder ermuthigend, befahl sie, dieselben in ihr Gemach einzuführen; und da, in ihren Armen das neugeborne Kind haltend, und mit Thränen benetzend, beschwor sie dieselben, einen Platz doch nicht zu verlassen, welcher das einzige Rettungsmittel des Königs und der andern Gefangenen sey, oder wenigstens doch aus Mitleid gegen eine unglückliche Königinn noch eine oder zwey Wochen die Abfahrt zu verschieben. Diese niedern Seelen wurden aber von einem so herzbrechenden Anblicke nicht gerührt; man mußte sie mit Geld gewinnen, und da keine Zeit zu verlieren war, verschwendete es gleichsam die Königinn an die Nichtswürdigen.

Der allgemeinen Bestürzung ungeachtet, rüsteten sich doch die Einwohner von Damiette zu einem kräftigen Widerstande. Man sah bald die Wälle mit Kriegern besetzt, die entschlossen schienen, ihr Leben theuer zu verkaufen. Uebrigens war der Platz durch sich selbst so fest, daß die Saracenen, die Schwierigkeit, ihn mit Sturm einzuneh-

men, einsehend, sich in eine Unterhandlung einlassen zu müssen glaubten. Sie ließen zuerst von dem Könige alle Plätze zurückbegehren, welche die Christen noch in Syrien inne hatten, erhielten aber zur Antwort: theils gehörten sie dem Kaiser, theils den Ritter-Orden; über jene habe man kein Recht, zu schalten, und diese dürften nach den Gesetzen nie für Lösung der Gefangenen weggegeben werden. Der Sultan suchte ihn nun einzuschüchtern durch die Bedrohung, ihn in Berniklen zu legen. (Diese waren eine Art Folter, worauf die Verbrecher furchtbar gepeiniget wurden: man preßte sie da mit solcher Gewalt, daß ihnen nicht ein Gebein von einer Halbfußlänge blieb, welches nicht gänzlich zerbrochen und zermalmet worden wäre.) Ludwig antwortete mit edlem Heldenmuthe: »Ich bin ein Gefangener des Sultans, er kann mit mir machen, was er will.« Moattam sah jetzt wohl ein, daß die Folterpeinen eben so unnütz seyn würden, als die Drohungen, und er beschränkte sich darauf, nebst Damiette eine Million Byzantiner zum Lösegeld für den König und die andern Gefangenen zu begehren. Ludwig ließ hierauf antworten: ein König von Frankreich wolle sich nicht um Geld loskaufen; sondern er gebe die Stadt für seine Person, und zahle die Million Byzantiner für die Befreyung seiner Leute. Eine solche sich immer gleich bleibende Seelengröße machte auf den kühnen Sultan den lebhaftesten Eindruck. Er ließ dem Könige zurücksagen: er lasse ihm 200,000 Byzantiner nach. Bald darauf wurde dann der Waffenstillstand für zehn Jahre geschlossen unter mildern Bedingungen, als die Franzosen erwartet hatten. Die beyden Fürsten beratheten sich nun mit einander über die Vollziehung des Vertrags, als auf einmal ein schreckliches Ereigniß hemmend dazwischen trat.

VII. Schon Malek al Saleh hatte, im Gefühle, daß das Reich zu seiner Vertheidigung fremder Hülfe bedürfe, von den Mongolen, welche auf ihren Eroberungen eine solche Menge Türken zu Gefangenen gemacht hatten,

daß sie ihnen zuletzt selbst zur Last wurden, gegen 12,000 solcher Gefangenen gekauft, und nach Ruda oder Rauda, einer befestigten Stadt am Meere (Bahr) geschickt, um sich an ihnen eine Kriegsgeübte Leibwache zu erziehen. Von ihrem Sclavenstande hießen sie Mamelucken (Sclaven), und von ihrem Uebungsplatze am Meere Bahria oder Bahariden. Bald nach ihrer Aufnahme in den Ayubidenstaat thaten es diese Mamelucken den einheimischen Truppen des Sultans an Tapferkeit und Kriegserfahrenheit bevor, fühlten aber zugleich sich und ihre Wichtigkeit so sehr, daß sie sich zu den wichtigsten Aemtern aufdrangen, und an allen Staatsverhandlungen Antheil nehmen wollten. Nun hatte Moattam einige Mameluken-Beys mit Strenge behandelt, und andern gedroht, sie ihrer Aemter zu entsetzen, sobald sie zu Damiette angelangt seyn würden. Die unzufriedenen Beys faßten nun den Entschluß, den Sultan zu ermorden. Sie überfielen ihn eines Nachmittags, und Bondocdar brachte ihm die erste Wunde bey; doch gelang es dem jungen tapfern Manne, ihnen zu widerstehen, und sich in die von Holz erbaute Burg Farescur zu retten. Aber die Flammen des von den Meuterern angelegten Feuers trieben ihn wieder hervor, und ehe er im raschen Laufe den Nil erreichen und ein Fahrzeug besteigen konnte, trafen ihn zum zweyten Male türkische Pfeile. Aller andern Mittel beraubt, sprang er jetzt in den Strom, um sich durch Schwimmen zu retten; aber rastlos in ihrer Wuth eilten mehrere nach, tödteten ihn im Wasser, und schleppten seinen Leichnam an das Ufer. Einer riß ihm das Herz aus dem Leibe, und mit noch blutigen Händen eilte er zu Ludwig, und sprach: »Was giebst du mir dafür, daß ich deinen Feind tödtete, der dich, bey längerem Leben, gewiß dem Tode hingegeben haben würde.« Ludwig, von Abscheu erfüllt, würdigte ihn keiner Antwort. Der Unmensch hielt ihm jetzt seinen Säbel vor, und sagte: „Wähle, entweder von meiner Hand zu sterben, oder mich zum Ritter zu schla-

gen.« »Werde ein Chriſt,« antwortete der unerſchrockene Monarch, »und ich will dich zum Ritter ſchlagen.« Dieſe Entſchloſſenheit brachte den Barbaren außer Faſſung; er wagte nicht, ſeine Drohung zu vollführen, ſondern entfernte ſich. Kaum war dieſer weggegangen, als die Mörder zuſammen eintraten, in ihren Händen noch die vom Blute ihres Fürſten rauchenden Schwerter haltend. Ludwig ſah ſie ohne Gemüthsbewegung eintreten, und erweckte bey ihnen durch ſeine Standhaftigkeit Ehrfurcht. Vor ihm hingeworfen, begehrten ſie nichts als die Vollziehung des Vertrags. Man beſtätigte nun von neuem die ſchon unterzeichneten Artikel, und es mangelte nichts mehr, als ihre Beobachtung zu beſchwören. Da verlangten die Einen, vielleicht nach dem Rathe einiger abtrünniger Chriſten, daß Ludwig ſchwöre: »Wenn ich das Verſprochene nicht halte, ſo ſoll man mich betrachten als einen Chriſten, welcher Gott, deſſen Geſetz und ſeine Taufe verläugnet, welcher zur Verachtung Gottes das Kreuz beſpuckt, und es mit Füßen tritt.« Ihrerſeits wollten die Emirn dann auch ſchwören, daß ſie, im Fall der Wortbrüchigkeit, Mohammed und deſſen Geſetze entſagten. Als dem Könige jene Formel vorgelegt wurde, erklärte er, daß er nie nach derſelben einen Eid leiſten werde. Hierauf ſtellten ihm ſeine Brüder und manche Andere, ſelbſt Geiſtliche vor: Durch ſeine Weigerung entſtehe Verdacht gegen die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung und Gefahr für ſo viele ihm theure Perſonen; er könne, da er ja feſt entſchloſſen ſey, den Vertrag zu erfüllen, auch jedwede Bekräftigung deſſelben annehmen und ausſprechen. Ludwig antwortete: »Ich liebe euch alle, wie meine Brüder, aber ich haſſe nicht minder die Sünde. Was auch daraus entſtehen möge, bey Gott! nie ſollen Worte ſolcher Art aus dem Munde eines Königs von Frankreich kommen.« Als ihm nunmehr der ſaraceniſche Befehlshaber ganz deutlich zu verſtehen gab: es könne ob dieſer Weigerung wohl dahin kommen, daß man ihm den Kopf abſchlage, und

ſeine Gefährten kreuzige; antwortete er: »Geh hin und ſage deinen Herren, ſie könnten verfahren nach Belieben; ich aber wolle weit lieber ſterben, wie ein guter Chriſt, denn leben in Feindſchaft mit Gott, ſeiner Mutter und ſeinen Heiligen.« Hievon benachrichtigt kamen mehrere Emire mit gezogenem Schwerte in ſein Zelt, und ſprachen: »Du biſt unſer Gefangener, und verfährſt, als wären wir die deinen; du mußt ſchwören oder ſterben!« Ludwig antwortete ruhig: »Gott hat euch zu Herren meines Leibes gemacht; aber ihr vermöget nichts über meine Seele, ſie iſt in ſeinen Händen.« Jetzt wandten jene ihren Zorn gegen den achtzigjährigen Patriarchen Guido von Jeruſalem, in der Meinung, daß er den König in ſeiner Anſicht beſtärke, und banden ihm die Hände ſo feſt auf den Rücken, daß ſie anſchwollen, und Blut aus den Fingerſpitzen hervordrang. »Ach Herr!« rief der von Schmerzen geängſtigte Greis, »da ihr aufrichtig euer Verſprechen erfüllen wollet, ſo ſchwöret immerhin; ich nehme die Sünde auf meine Seele.« So ſehr aber auch dem milden Könige dieſes Leiden zu Herzen ging, er blieb ſtandhaft; denn er wollte bey der Möglichkeit, daß trotz dem beſten Willen ein Hinderniß gegen die Vollziehung des Vertrags eintrete, weder die Seele eines andern um ſeinetwillen ins Verderben ſtürzen, noch überhaupt um eines zeitlichen Zweckes willen eine unwürdige Gotteslästerung ausſprechen, und ſich von ſeinem Heilande löſen. Und zuletzt ſiegte Ludwig ob: denn die Saracenen entſagten dieſer Eidesformel; ja mehrere von ihnen ſollen, ſeine Faſſung und Standhaftigkeit bewundernd, gemeint haben, er ſey der Mann, den ſie zu ihrem Sultane machen müßten. »Glaubſt du,« ſagte ſpäter einmal Ludwig zu ſeinem treuen Leidensgefährten Joinville, »daß ich den ägyptiſchen Thron angenommen hätte, wenn er mir wäre angeboten worden?« »Keineswegs,« antwortete Joinville; »denn wie durftet ihr, ohne die größte Thorheit, den Mördern ihres rechtmäßigen Herrn vertrauen?« »Und dennoch,« fuhr Ludwig fort,

»hätte ich die Krone angenommen.« So sehr wünschte und hoffte er die Ungläubigen zu bekehren; so sehr hielt er es für seine Pflicht, keine dafür sich bietende Gelegenheit von der Hand zu weisen.

Man schiffte jetzt den Nil hinab, und Damiette ward am 7. May 1250 übergeben. Es fand sich aber, daß das gemeine Volk, in zügellosem Zorne über den Verlust der Stadt, alle Lebensmittel verderbt, und alle Wein- und Oelfässer zerschlagen hatte. Ihrerseits begingen die Saracenen jetzt noch ärgere Gewaltthaten: sie vernichteten das Kriegszeug, zündeten Häuser an, und brachten viele christliche Kranken ums Leben. Ja selbst die Anführer begannen neue höchst gefährliche Berathungen. Einige sagten: »Wir sind im Besitz von Damiette; laßt uns jetzt alle Christen umbringen, dann haben wir Ruhe wenigstens auf vierzig Jahre.« Andere widersprachen: »es würde Schande bringen über uns und unser Land, wenn wir erst unsern Sultan, und nun auch den Frankenkönig gegen unser Wort umbrächten.« Die ersten aber fuhren fort: »Jenes freylich war Sünde, dieß hingegen ist den Befehlen Mohammeds gemäß!« und befahlen die Anker zu lichten, und mit allen Christen wieder stromaufwärts gen Cairo zu fahren. Da entstand unermeßlicher Jammer. Am Abend aber gewannen die redlicher gesinnten Emire die Oberhand, und setzten den Beschluß durch: der Vertrag solle gehalten werden.

Ludwig ließ den Grafen von Poitou, seinen Bruder, bis zur Entrichtung der 400,000 Byzantiner, die er bezahlen mußte, ehe er Aegypten verließ, als Geißel zurück. Diese Summe ließ er denn auch den Saracenen mit seiner gewohnten Treue abliefern; und da einen Augenblick vor seiner Abreise der Graf von Montfort, dem er den Auftrag gegeben hatte, die Bezahlung zu entrichten, ihm sagte, er habe sich um 20,000 Byzantiner gestoßen, und sich wohl gehütet, die Saracenen darauf aufmerksam zu machen, ward er sehr unwillig, und schickte den Grafen mit Ge-

fahr seines Lebens wieder zurück, Alles, was er schuldig war, zu bezahlen.

VIII. Endlich schiffte sich Ludwig ein, und die Fahrt war so glücklich, daß alle Schiffe am sechsten Tage schon in dem Hafen von Accon einliefen. Hier hofften Ernstere wie Leichtsinnige, das Ende ihrer Leiden zu finden, und einige Zeit der Erquickungen des Friedens zu genießen; allein die Pest wüthete daselbst dergestalt, daß man vor Joinville's Wohnung täglich wohl zwanzig Leichen vorbeytrug, und mancher, der dem Schwerte entgangen war, hier unerwartet seinen Tod fand. Ludwig behandelte die Kranken mit wahrhaft bewunderungswürdiger Sorgfalt und Güte. Er besuchte, tröstete und bediente sie, ohne die Gefahr zu fürchten, der er sein Leben aussetzte, das jetzt in vieler Hinsicht kostbarer war als jemals. Nachdem diese Seuche aufgehört hatte, schickte er den Saracenen die 400,000 Byzantiner, die er ihnen noch schuldig war, theils um die in Damiette zurückgelassenen Geräthschaften zu erlangen, theils um die Gefangenen loszukaufen. Aber man konnte von den treulosen Barbaren, welche schon die Kranken erdrosselt, die Maschinen verbrannt, Damiette geplündert und verwüstet, und die Gefangenen unter sich getheilt hatten, von mehr als 12,000 Mann, die sie in Banden hielt, nur vierhundert erhalten.

Unterdessen hatte die Königinn Blanca ihren Sohn dringend aufgefordert, nach Frankreich zurückzukehren. Ludwig berief seine Brüder und alle Barone, trug ihnen, ohne selbst eine Meinung zu äußern, die Lage der Dinge vor, und verlangte binnen acht Tagen ihren Rath. In dieser zweyten Versammlung trat Guido von Mauvoisin hervor, und sprach: »Herr, eure Brüder und sämmtliche Häupter eures Heeres sind der Meinung, daß eure Ehre und die Wohlfart Frankreichs einen längern Aufenthalt in Syrien nicht erlauben. Von 2800 Rittern, die ihr übers Meer führtet, blieben euch kaum hundert, und diese sind

größtentheils krank, ohne Rüstung und ohne Geld. Ihr selbst seyd hier in Accon, wie in einer gemietheten Wohnung, und ohne Heer und Festungen. Was könnt ihr der Würde eines großen Königs angemessenes unternehmen? Mithin scheint es am besten, ihr kehret nach Europa zurück, und bereitet daselbst alles vor, um bald an den Feinden Gottes und seines Gesetzes Rache üben zu können.« Sehr wenige, unter ihnen Joinville, waren entgegengesetzter Meinung: »Es sey unschicklich, daß man besiegt und ohne die Lösung der Gefangenen von den wortbrüchigen Aegyptern erzwungen zu haben, der Rückkehr gedenke. Noch fehle es dem Könige nicht an Geld, wofür man leicht Soldaten werben könne. Zwist unter den Feinden erhöhe jetzt die Hoffnung des Erfolgs, wogegen bis zur Zeit einer ganz neuen Unternehmung, und schon um einer solchen willen, Ordnung und Einigkeit unter ihnen hergestellt seyn dürften.« Diese und ähnliche Gründe bewogen indeß keinen der Barone, von seiner ersten Meinung abzugehen, ja sie überhäuften Joinville mit Spott und Vorwürfen, bis der König in einer neuen Versammlung sich dahin erklärte: »Er sey überzeugt, daß jeder nach Pflicht und Gewissen gestimmt habe, trete aber für seine Person den Gründen derjenigen bey, welche seine längere Anwesenheit in Palästina für nothwendig hielten. Denn die Königinn Blanca könne die Regierung, so wie bisher, mit Verstand und Kraft führen, und es fehle ihr nicht an Menschen und Geld, um sich den Reichsfeinden nachdrücklich zu widersetzen. Jetzo das heilige Land in schlechtern und gefährlichern Umständen zu verlassen, als er es gefunden, streite mit seiner Ehre und seinem Gelübde. Doch wolle er diese Ansicht niemanden aufdringen, sondern stelle es der Willkühr eines jeden anheim, zu bleiben, oder nach Frankreich zurückzukehren.« Manche hielten es nach dieser unerwarteten Erklärung des Königs für ritterlicher und großmüthiger, bey ihm auszuharren; andere hingegen schifften sich ein, denn er habe es ja erlaubt,

und dringendere Pflichten lägen ihnen in der Heimath ob *).

Der König ließ jetzt mit großem Aufwande einige Städte in Syrien, insbesondere Cäsarea, Joppe und Sidon, befestigen. Auch wäre er sehr gerne nach Jerusalem gepilgert; aber seine Räthe wandten ein: die von den Saracenen dargebotene Sicherheit sey ungenügend; auch dürfe sich kein christlicher König in so dürftigen Umständen daselbst sehen lassen, und andern hiedurch den Vorwand verschaffen, als löse ein solches Erscheinen in der Gottesstadt von dem Gelübde, sie aus den Händen der Ungläubigen zu befreyen. Daß er sich diese Freude und diesen Trost versagen sollte, schmerzte ihn gewiß nicht weniger, als ehemals den König Richard Löwenherz, ob er sich gleich weniger heftig darüber äußerte. In härenem Kleide, und beynahe immer fastend, pilgerte Ludwig wenigstens bis Nazareth, und ließ daselbst feyerlichen Gottesdienst halten.

IX. Um diese Zeit langte ein Gesandter des Alten vom Berge an — dieß war der Name eines mohammedanischen Sectenhauptes, das seinen Sitz auf der Bergfeste Mesiade in Syrien hatte, und von hier aus seine Krieger (die wegen des unmäßigen Genußes der bis zur Wuth berauschenden Haschischeh oder Bilsenkrautes Haschischim, und von den Franken Assassinen genannt wurden), auf Raub und Meuchelmord aussandte — und fragte den König: »Du kennst doch meinen Herrn?« Ludwig gab

*) Bey dieser Gelegenheit schrieb Ludwig den noch vorhandenen Brief über seine Gefangenschaft und Befreyung. Er richtete ihn an seine lieben und getreuen Bischöfe, Barone, Ritter, Soldaten und Bürger. Er erzählt darin auf gleich einfache Weise sein Glück und sein Unglück, und giebt am Ende die Gründe an, die ihn bewogen haben, noch einige Zeit in Palästina zu bleiben. „Dieser Brief," sagt ein neuerer Geschichtschreiber, „ist ein köstliches Denkmal, worin man so edle und christliche Gesinnungen findet, und eine so erhabene Einfachheit, daß man unwiderstehlich anerkennen muß: so könne nur ein vom Geiste Gottes beseelter König sprechen."

zur Antwort: »Nein; denn ich habe ihn nie gesehen.« »Du hast« fuhr jener fort, »aber doch von ihm gehört?« — »Allerdings.« — »Warum suchst du seine Freundschaft nicht, wie einst Kaiser Friedrich, König Andreas von Ungarn, der Sultan von Babylon? Dein Leben, das weißt du, steht in seiner Hand. Indeß will er deinen Tod nicht, sondern ist zufrieden, wenn du den Erlaß des Zinses bewirkest, welchen er an die Ritterorden zahlt. Auch deren Großmeister könnte er leicht umbringen lassen; da aber ihre Stellen durch den ersten besten leicht wieder besetzt werden, so mag er seine treuen Diener nicht so oft in Gefahr bringen.« Ludwig war in Zweifel, was er auf diese bedenkliche Sendung antworten sollte. Aber die Großmeister, welche jene Einnahme nicht verlieren wollten, und das Sinken der Macht des Alten vom Berge kannten, sagten dem Gesandten: wenn sein Herr nicht binnen vierzehn Tagen sich für einen Freund des Königs erkläre, werde man ihn zu strafen wissen. Der Alte gab nach, schickte und erhielt Geschenke. Seine Herrschaft hatte die ehemalige Furchtbarkeit verloren; denn wo die Tugend ganz fehlt, giebt es keine Bürgschaft für die Dauer der Macht.

Wichtiger blieben die Verhältnisse Ludwigs zu Aegypten und zu dem Sultan Nasr Joseph von Aleppo. Dieser, höchst aufgebracht über die Ermordung des Sultans, seines Vetters, erklärte sich feindlich gegen die verschiedenen Parteyen, welche jetzt in Aegypten auftraten, und suchte des Königs Freundschaft. Aber die Bedingungen, welche Nasr's Gegner diesem anboten, erschienen noch günstiger: Friede auf fünfzehn Jahre, Rückgabe Palästina's bis an den Jordan, Erlaß des noch schuldigen Theils der Lösungssumme, und Befreyung aller Gefangenen. Indeß kamen nur die letzten, nicht die ersten Versprechungen zur Vollziehung; denn der Sultan von Aleppo war mächtiger durch den Beystand der Turkomanen, als die Aegypter durch ihr Bündniß mit den Christen; und als ihnen

endlich im Frieden von 1253 das Land westlich vom Jordan verblieb, fanden sie nicht mehr für gut, den ohnmächtigen Franken etwas abzutreten. — Verwerflicher noch, als dieses Benehmen der Ungläubigen, erscheint es, daß Pisaner und Genueser die syrischen Häfen bewachten, um alle herbeyeilenden Franzosen zu fangen und zu plündern. Die schnelle Rückgabe der ihnen so wichtigen Handelsstadt Damiette, und die frühere Weigerung Ludwigs, einige tausend ihrer Mitbürger und Unterthanen unter seinem Schutze mit nach dem Morgenlande zu nehmen, war der Vorwand für dieses feindselige Betragen.

X. Erfahrungen solcher Art mußten dem Könige jeden längern Aufenthalt in Syrien verleiden; doch ging der endliche Beschluß, nach Frankreich zurückzukehren, nicht aus einer bloß verdrießlichen Stimmung, sondern aus ernstem Pflichtgefühle hervor. Blanca, die Königinn, nämlich war am 1. December 1253 gestorben, und Niemand vorhanden, der ihre Stelle mit gleicher Kraft und Geschicklichkeit einnehmen konnte. Die erste Nachricht von jenem Unfalle erhielt der Cardinal-Gesandte. Sogleich begab er sich zu dem Könige, führte ihn aus einem Zimmer in das andere bis in seine Capelle, ließ die Thüren hinter sich schließen, und setzte sich mit ihm auf die Stufen des Altars. Hier begann er weise und andächtig über all das Gute zu sprechen, was Gott dem Könige seit seiner Kindheit erwiesen, wie ihn seine Mutter so fromm und sorgsam erzogen, und jetzt sein Reich so klug verwaltet habe. Nun aber konnte der Cardinal sich nicht länger halten, sondern fing an zu weinen, und sagte: »Herr, eure Mutter ist gestorben!« Als der König diese Worte hörte, schrie er laut auf, und warf sich vor dem Altare nieder. Dann ermannte er sich und sprach bethend: »Mein Herr und mein Gott! ich danke dir, daß du mir meine liebe Mutter so lange gelassen hast. Ich liebte sie mehr als alle Creaturen dieser Welt; du aber hast sie abgefordert in dein Reich: dein Wille sey gepriesen!« —

Was die heiligen Gebräuche der Kirche für die Verstorbenen vorschrieben oder billigten, wurde zunächst angeordnet, dann mit allen Baronen Rath gepflogen, und beschlossen, aus Besorgniß vor innern Unruhen und äußern Feinden nach Frankreich zurückzukehren. Hierüber erschracken nicht mit Unrecht alle syrischen Christen; doch blieb der Cardinal mit einiger Mannschaft im Morgenlande, und die neubefestigten Städte gewährten jetzt mehr Sicherheit, als vor Ludwigs Ankunft.

Am 25. April 1254 schiffte sich Ludwig ein, unter Thränen und Segenswünschen einer unzählbaren Christenmenge, die aus allen Orten Palästina's herbeygeeilt war, um »ihren Vater« noch einmal zu sehen. Am 10. Julius erreichte man die hierischen Inseln, und über Beaucaire, Nismes und Clermont kam der König nach Paris. Aller Orten zeigte sich die größte Theilnahme, die höchste Freude über seine Rückkunft. Er selbst erklärte sich gegen den König Heinrich von England: er schätze sich glücklicher, daß er mit Ergebung alle Unfälle des Kreuzzuges erduldet, als wenn er die ganze Welt seinen Gesetzen unterworfen hätte.

8.

Der siebente und letzte Kreuzzug.

(1270.)

I. Unterdessen sann Bondocdar, das Haupt der Mamelucken in Aegypten, auf gänzlichen Untergang der Christen. Er hatte den Thron seiner Gebieter bestiegen, nachdem er zweymal seine Hände mit ihrem Blute gefärbt hatte. Mit einigen glänzenden Eigenschaften verband dieser Emporkömmling alle Gräuel der schändlichsten Treulosigkeit. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging auf Mord und Blut. Den Anfang machte er damit, daß er sich mehrerer Städte bemächtigte, welche die Christen in ihrer Gewalt hatten, und daß er alle ohne Barmherzigkeit erwürgen ließ, die nicht an Mohammed glaubten. Weder

Verträge noch Bedingungen der Uebergabe achtend, drohte er schon Palästina die schrecklichste Verheerung, als das Abendland von neuem sich in Bewegung setzte, um den unglücklichen Mitchristen im gelobten Lande Hülfe zu bringen. König Ludwig von Frankreich vor allen, der seit seiner Rückkehr das Kreuz nicht abgelegt, und niemals den traurigen Zustand der Christen des Morgenlandes aus den Augen verloren hatte, konnte nicht länger mehr seinem Mitleidsgefühle widerstreben. Er erließ daher an die Großen des Reichs den Befehl, sich am 25. März 1267 in Paris einzufinden, um über eine wichtige Angelegenheit sich zu berathen. Joinville, die Ursache dieser Berufungen vermuthend, schützte ein viertägiges Fieber vor, um nicht dabey erscheinen zu müssen. Allein Ludwig ließ ihm sagen: er habe Leute genug, die von viertägigen Fiebern zu heilen wüßten; er möge also hauptsächlich aus Liebe zu ihm kommen. Joinville gehorchte.

Sobald die Versammlung sich gestaltet hatte, erschien Ludwig, die Dornenkrone in seinen Händen, setzte sich nieder auf seinen Thron, und hielt eine Anrede an die Großen des Reichs mit jener sanften und Ehrfurcht gebietenden Beredsamkeit, die ihm ganz eigen war. Die Schilderung, die er von dem kläglichen Zustande der Christen in Palästina machte, der Eifer, den er zeigte, ihnen zu Hülfe zu eilen, das Kreuz, welches er sich von neuem anheften ließ, alles stimmte zusammen, die Anwesenden zu begeistern; und die größten Gegner der Kreuzzüge konnten sich nicht erwehren, seinem Beyspiele zu folgen. Joinville allein ließ sich nicht erschüttern. »Ich sehe deutlich,« sagte er, »daß, wenn ich noch einen Kreuzzug mitmache, dieses den gänzlichen Untergang meiner armen Unterthanen nach sich zöge.«

Der Beschluß dieser Versammlung war kaum öffentlich bekannt geworden, als der Adel in Schaaren aus den Städten und vom Lande herbeyströmte, um seinem Könige zu folgen. Denselben Eifer bewiesen auch die Auswärti-

gen. Mehrere Fürsten nahmen das Kreuz, um unter den Befehlen eines Königs in den Kampf zu ziehen, der die Liebe und Bewunderung von ganz Europa war. Aller Orten machte man Vorbereitungen, und die Abfahrt wurde für das Jahr 1270 festgesetzt. Da es aber jeden Tag mit der Gesundheit des Königs schlimmer wurde, — denn der gute Herr, sagt Joinville, war so schwach und abgemattet, daß er weder den Harnisch tragen, noch zu Pferde sitzen konnte, — glaubte er noch vor seiner Abreise seine letzte Willensverfügung treffen zu müssen. Nachdem dieses geschehen, und er sich selbst durch zwey in der Abtey Maubuisson gehaltene Geistesübungen vorbereitet hatte, nahm er die Oriflamme in der Abtey St. Denis, begab sich von da barfuß, begleitet von den Prinzen und vielen Großen des Reichs, in die Kirche zu Unser Lieben Frau, und reisete dann nach Vincennes, wo er unter häufigen Thränen von seiner (zweyten) Gemahlinn Abschied nahm.

II. Der allgemeine Sammelplatz der Kreuzfahrer war wiederum Aigues-Montes, und Ludwig langte daselbst kurz nach dem Osterfeste des Jahres 1270 an. Allein die Genueser, welche Schiffe zur Ueberfahrt des Kriegsheeres versprochen hatten, ließen zwey Monate auf sich warten. Man hatte sich lange über den Kriegsplan berathen, und nach vielfachen Bewegungen und Streitigkeiten ward durch Stimmenmehrheit beschlossen, daß man zuerst den Krieg in Afrika führen müsse. Der König von Tunis, der seit einiger Zeit in geheimen Unterhandlungen mit Ludwig stand, ließ die schönsten Hoffnungen für seine Bekehrung blicken; nur Eines hielt ihn zurück, wie er sagte, nämlich die Furcht, seinen ungläubigen Unterthanen zu mißfallen. Ludwig dachte mit Freudenentzückung an die aus einem solchen Ereignisse sich ergebenden Vortheile; und eines Tages, da er der Taufe eines berühmten Juden beywohnte, dessen Pathe er seyn wollte, richtete er an die gegenwärtigen Gesandten des Fürsten diese Worte: »Saget eurem Herrn, daß ich so sehnlich seine Bekehrung wünsche, daß ich gerne meine noch

übrigen Lebenstage in Banden zubringen wollte, wenn ich ihm und und seinem Volke um diesen Preis vom Himmel die Gnade der Taufe erlangen könnte.“

Diese Hoffnungen, verbunden mit mehreren andern Beweggründen, bewogen die Kreuzfahrer, an dem Gestade von Tunis zu landen *). Kaum waren sie angekommen, so erschienen die Saracenen, um sie zurückzutreiben. Nichts vermochte aber dem Muthe der Franzosen zu widerstehen; sie stürzten mit dem Schwerte in der Hand in kleine Fahrzeuge, auf denen sie nicht sobald das Land erreichten, als die Barbaren schon in das Gebirge entflohen. Sogleich verkündete ein Almosenier die Besitznahme des Landes im Namen des Königs Ludwig. Nach diesem errichtete man Zelte. Kurz darauf nahm man eine bey den Trümmern des alten Carthago errichtete Feste weg, und schickte sich an, Tunis zu belagern; denn man war von der Täuschung zurückgekommen, welche der ungläubige Dey durch sein angebliches Verlangen nach dem Christenthum veranlaßt hatte. Die Saracenen schienen öfters eine Schlacht liefern zu wollen, die muthvolle Haltung der Christen schreckte sie aber jedesmal davon zurück; und wenn zuweilen ein Handgemenge vorfiel, zogen sie immer den Kürzern.

III. Man erwartete bloß noch vor dem Anfange der Belagerung die Ankunft des Grafen von Anjou, damaligen Königs von Sicilien, welcher seinem Bruder eine mächtige Verstärkung zuführen sollte. Für die Zwischenzeit ward das Lager durch breite Gräben und ein gutes Pfahlwerk gegen den Angriff der Feinde gesichert. Nichts vermochte jedoch gegen die übermäßige Hitze eines glühenden Himmelsstriches zu schützen. Eine ansteckende Seuche

*) Die Kreuzfahrer hatten bis dahin geglaubt, sie gingen nach Aegypten oder Palästina. Der Prinz Eduard, in der Folge König von England, der mit mehreren englischen Großen das Kreuz genommen hatte, schiffte sich auch wirklich nach Palästina ein, wo er sich durch verschiedene glänzende Thaten auszeichnete.

riß im Heere ein, und in wenigen Tagen war es bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Die Anführer, wie die gemeinen Krieger, unterlagen dem Uebel. Philipp, der muthmaßliche Erbe der Krone Frankreichs, hatte das Glück, von der Ansteckung frey zu bleiben. Der Graf von Nevers aber, Johannes Tristan, ein Prinz von einer seines Vaters würdigen Offenheit und Sittenunschuld, war einer der ersten, die der Tod hinwegraffte. Kurz nachher erkrankte Ludwig selbst. In den ersten Tagen seiner Krankheit fühlte er schon, daß er nicht mehr genesen werde, und traf daher die angemessenen Verfügungen. Und da das Uebel immer weiter schritt, nahm er von dem Prinzen Philipp, und der Prinzessinn Isabella, Königinn von Navarra, die ihn mit ihrem Gemahl nach Afrika begleitet hatte, rührenden Abschied, empfing die heil. Sterbsacramente, und starb am 25. August 1270, im sechs und fünzigsten Lebensjahre, und im vier und vierzigsten seiner Regierung *).

IV. So eben hatte der heilige König seinen Geist aufgegeben, als man den Trompetenschall der Kreuzfahrer aus Sicilien vernahm, welche Carl in eigner Person anführte. Er und Philipp, nachdem sie dem theuren Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen hatten, trafen die nöthigen Vorkehrungen für die Sicherheit des Heeres. Die Nachricht vom Tode Ludwigs flößte den Saracenen Muth ein, und sogleich boten sie ein Treffen an; die Christen willigten ein, und brachten den Feinden eine gänzliche Niederlage bey. Die Ueberwundenen ließen sich jedoch nach einiger Zeit wieder sehen, wo sie aber so gänzlich auf das Haupt geschlagen wurden, daß sie das Feld nicht mehr zu behaupten wagten, und die Kreuzfahrer im Begriffe waren, Tunis einzunehmen. Während sie sich aber

*) S. die Lebensbeschreibung des heil. Ludwigs im elften Bande von Butler's „Leben der Väter und Martyrer" ꝛc. Mainz, 1825, S. 457—547.

zur Belagerung anschickten, ließ der ungläubige Fürst Frieden begehren, und erbot sich zu eben so drückenden Bedingungen für sich, als vortheilhaften für die Christen. Man nahm sie an, und der Waffenstillstand wurde unter folgenden Clauseln geschlossen: »Alle gefangenen Christen erhalten ihre Freyheit, dürfen Kirchen bauen, und ihre Religion ungehindert ausüben; der Bekehrung der Muselmänner zum christlichen Glauben darf kein Hinderniß gesetzt werden; der Fürst von Tunis entrichtet alle Jahre dem Könige von Sicilien einen Schooß von 5000 Thalern; ebenso bezahlt er dem Könige von Frankreich und den Großen seines Reichs für die Kosten, die sie seit dem Anfange des Krieges gehabt, 210,000 Unzen Goldes, die eine Hälfte baar, die andere in zwey Monaten.« Dieß war das Ende des siebenten, und, da alle spätern Versuche, die immer fehlgeschlagenen Unternehmungen zu erneuern, ohne Erfolg blieben, des letzten Kreuzzuges.

V. Unterdessen entriß der Mamelucken-Sultan Bondocdar, und nach ihm der Sultan Kelawun den Franken in Palästina einen Platz nach dem andern, bis endlich des letztern Sohn, Chalil, im Jahre 1291 sie auch aus Accon vertrieb. Der leere Titel eines Königs von Jerusalem aber kam mit Kaiser Friedrich II. an das deutsche Kaiserhaus, und durch die Ansprüche Carls von Anjou an die Krone Sicilien.

9.

Folgen der Kreuzzüge.

So endigten nach einem zweyhundertjährigen Kampfe, an welchem mehr oder weniger zu verschiedenen Zeiten alle christliche Völker Europa's, besonders Franzosen, Deutsche, Engländer und Italiener Theil genommen hatten, die Züge nach dem gelobten Lande. Bleibt man bloß bey diesem Resultate stehen, so erscheinen allerdings die Folgen der Kreuzzüge höchst nachtheilig für Europa. Hunderttausende von Menschen waren vergeblich geopfert worden, und nach

zweyhundert Jahren kehrte für Palaſtina die alte Ordnung der Dinge zurück, und zwar unter den Mamelucken weit drückender, als ſie unter den mildern Chaliſen von Bagdad, und ſelbſt unter den ägyptiſchen Sultanen aus Saladin's Dynaſtie geweſen war. Faßt man aber den Geſichtspunct höher, ſo ſtellt ſich dem Forſcher eine Reihe von wichtigen Folgen dar, welche wenige andere auch noch ſo große Begebenheiten für die europäiſche Menſchheit hatten. Denn nicht nur, daß die in Europa damals ſo unbekannten Wiſſenſchaften der Geſchichte und Geographie dadurch außerordentlich gewannen; nicht nur, daß die Kreuzfahrer in Aſien andere Verfaſſungen und andere Sitten näher kennen, richtiger würdigen, und mit den europäiſchen vergleichen lernten: es erweiterte ſich überhaupt der politiſche und literäriſche Geſichtskreis der Europäer unendlich ſeit dieſen denkwürdigen Zügen. Die frühere Rohheit ward allmählig abgeſchliffen; denn die mannigfaltigen Berührungen der verſchiedenen europäiſchen und aſiatiſchen Völker, beſonders der Aufenthalt der Franken und Deutſchen in Italien, milderten die Sitten, und bewirkten eine genauere Verbindung der bis dahin getrennt lebenden Nationen. Die Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden des aſiatiſchen Luxus vermehrte die Bedürfniſſe der Europäer, und der Handel, der ſeit dieſen Zeiten auf dem Mittelmeere zwiſchen dreyen Erdtheilen ſehr lebhaft wurde, ſorgte für die ſchnelle und leichte Befriedigung derſelben. Der Anblick des rohen Deſpotismus in den aſiatiſchen Reichen weckte das Gefühl und den Sinn für Geſetzmäßigkeit und bürgerliche Freyheit in den Europäern. So mancher neue Begriff mußte ſich auf fremdem Boden bey dem Anblicke neuer Gegenſtände und ungewohnter Begebenheiten entwickeln. Die Verarmung ſo vieler Herren, deren Vermögen auf dieſen Zügen erſchöpft wurde, bewirkte die Freyheit vieler tauſend Leibeigenen, die ſie von jenen erkauften. Der dritte Stand, d. i., der freye Bürgerſtand in den Städten,

der sich in der Mitte zwischen den reichen adelichen Grundeigenthümern und den Leibeigenen oder dem Landmanne befand, erhob sich seit dieser Zeit durch Industrie, Handel, Wissenschaften und Künste zur Cultur und zum Wohlstande. Die vornehmste aber unter den Wirkungen der Kreuzzüge ist die höhere Belebung und Erweckung des Rittergeistes. Zwar waren schon früher die Grundsätze der Ehre, der Waffenübung und die ganze adeliche Sittenlehre in eine bestimmte Form gebracht, in Stufen und Grade abgetheilt, und an gewisse Aeußerlichkeiten gebunden, und damit schon das eigentliche Ritterwesen begründet worden. Den höchsten Aufschwung aber erhielt dieses, als der Ritter in den geistlichen Kriegsorden, durch ein hohes Gelübde auf die große Sache der ganzen Christenheit hingewiesen, sich nun frey von der Lehensabhängigkeit, ja über alle Nationalschranken erhoben fühlte, als ein unmittelbarer Kämpfer und Dienstmann Gottes und der gesammten Christenheit.

II.

Das Ritterthum.

I. Seitdem wir von germanischen Völkern wissen, kennen wir auch den kriegerischen Muth, das tapfere Wesen, als das Erbtheil ihres Characters. Wehre hieß der freye Mann, weil er ein Schwert trug, jedes Unrecht von sich abzuwehren; und jeder Freye war zum Heere gebannt. Er stritt, wenn er es vermochte, für sich, oder begab sich wenn sein Erbtheil zu seinem Unterhalt nicht ausreichte, in das Geleit oder Gefolge eines Edlen. Was durch glücklichen Krieg gewonnen wurde an Land und Gut, das ward nach Maaßgabe der geleisteten Dienste unter den Waffentragenden vertheilt. Nachdem die germanischen Völker jenseits des Rheins große Ländereyen erobert, veranlaßten diese Geleite das Lehenwesen oder Feudalsystem,

das sich in der Länge der Zeit unmerklich daraus entwickelte. Denn die Edlen, welche mit einem Gefolge oder Geleite zu diesen Eroberungen geholfen, empfingen von den eroberten Ländern einen größern Antheil, als die gemeinen Freyen, welche für sich allein gestritten hatten, und die ersteren verliehen von ihrem Antheil wieder Ländereyen an ihre Geleitsmänner oder Vasallen, um sie für den geleisteten Dienst zu belohnen, und sich ihrer Treue für die Zukunft zu vergewissern. — Je öfter nun die Könige in innere Kriege mit großen Vasallen, oder, wegen ihrer erblichen Besitzungen, in Kriege mit den Nachbarn verwickelt wurden; je mehr kam der Heerbann oder die National-Defension außer Gebrauch, besonders seitdem man erfahren, daß sich mit den immer kampffertigen, geübteren Vasallen mehr ausrichten lasse, als mit den Wehrmännern, welche nur im Nothfalle stritten. Hiedurch kam die Ehre, Waffen zu tragen und in den Krieg zu ziehen, fast ausschließend an die Vasallen, und so hatte sich ein Stand gebildet, der das, was er war, nur durch die Waffen geworden, nur durch die Waffen bleiben konnte. Dieß waren die Caballarii, Chevaliers, Reuter oder Ritter.

Es war ferner eine uralte Sitte der Germanen, jedes Unrecht, jede Schmach, jede Beleidigung durch die Faust zu rächen, jeden verwickelten Streit durch das Schwert zu entscheiden. Die christliche Religion konnte diesen Brauch nicht aufheben. Vielmehr wurden die Zweykämpfe feyerlicher, wurden Urtheile Gottes selbst, von Dem man unerschütterlich glaubte, Er werde und müsse sich der Unschuld annehmen, und Er nur könne den Knoten eines Streites lösen, der für beschränkte Menschen allzu verwickelt war. Sobald aber die Ritter einen besondern Stand zu bilden anfingen, mußte ihnen auch das Recht des Zweykampfes ausschließend zu Theil werden.

Seit Carls des Großen Hintritt bis zu den Kreuzzügen waren auffallend wenige Gesetze hierüber gegeben, die meisten Einrichtungen des großen Kaisers vernachläßigt,

und das Faustrecht in vollem Umfange wieder geübt worden, dem der Gottesfriede nicht genugsam steuerte. Im warmen Frankreich, im noch heißern Spanien machten es die unaufhörlichen Angriffe raubluſtiger Normänner, so wie die steten Kämpfe der Araber zuerst fühlbar, wie nothwendig eine Verbindung der Edlen unter sich sey; und in Deutschland hatten, trotz des kräftigen Regimentes der Kaiser, die öftere Anarchie, die vielen innern Kriege dazu aufgefordert, und so stand am Anfange der Kreuzzüge das Ritterthum schon fertig ausgebildet da, das dann durch diese neue Nahrung und Verschönerung erhielt.

II. Religion, Ehre und Tapferkeit waren die Haupttugenden des ritterlichen Gemüthes, die jedes Gesetz dieser Zeit zu nähren und zu bilden suchte, wobey die leitende Hand der Kirche nicht zu verkennen ist. Alles, was dazu führte, ward zu einem vollständigen System ausgebildet, welches das Leben des Ritters von früher Kindheit auf in Anspruch nahm.

Im siebenten Jahre ward der Knabe von edler oder ebenbürtiger Herkunft der weiblichen Pflege und Aufsicht im väterlichen Schlosse entnommen. Bey einem fremden Ritter lernte er als Edelknabe oder Page die leichtern Pflichten des Ritterdienstes. Er bediente die Ritter, die Gäste, die Frauen bey Tafel, er zäumte die Rosse, spannte den Bogen und die Armbrust, säuberte die Waffen, und tummelte sich mit Geschoß und Pferden, seinen kleinen Körper stark und gewandt zu machen. Da ward sein zartes Gemüth zur Religion und Andacht, und zu jeder Ritterstugend in täglicher Uebung gewöhnt. — Im vierzehnten Jahre ward er durch Umgürtung eines Wehrgehenks wehrhaft gemacht. Nun hieß er armiger, famulus, ecuyer, garçon, Knappe. Alle Uebung blieb wie vor, nur mit größerer Anstrengung des Geistes und Körpers, wie man sie von der größern Reife der Jahre verlangen konnte. Im Dienste seines Herrn und dessen Angehörigen durfte er sich überhaupt keine Niederträchtigkeit, keinen Raub und

Gewaltthat, keine Unhöflichkeit zu Schulden kommen lassen. Die Knappen zogen mit ihren Rittern in das Turnier, in die Fehde, in das Kampfspiel zu Schimpf und Ernst, in das geheiligte Palästina; sie führten das Schlachtroß des Herrn, und verließen ihn in keiner Gefahr. Wenn sie so stete Zeugen und Genossen von der Tapferkeit ihres Herrn waren, entflammte sich in ihnen die Begier, ein tapferer Degen gleich ihm zu werden; und wenn sie den verwundeten oder gefallenen Helden mit ihren Leibern und Waffen deckten, so ward ihnen Heldensinn mit Menschlichkeit, Freyheitsliebe mit Gehorsam gegen die Regeln ihres Instituts eingeflößt. — War so der Jüngling bis zum zwanzigsten Jahre untadelich geblieben, so ward er zum Ritter geschlagen. Durch Fasten und Gebeth, durch Beicht und Communion, durch Baden und Nachtwache in einer Kirche oder Capelle, bereitete er sich zur schönsten und glorreichsten Stunde seines Lebens vor. Wenn ihn nun der Tag nach langer Ungeduld der nächtlichen Stunden mit goldenem Licht begrüßte, da kamen Bischöfe, Prälaten, Aebte, Ritter und Frauen in reichem Schmucke zur Kirche. Knappen trugen die Rüstung, den Streitkolben, das Schild und das Schwert, edle Frauen den Helm, die Sporen, das Wehrgehäng. Hierauf beschwor er mit feyerlichem Eide das Gelübde: „die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion sammt ihren Dienern und Häusern, alle Schwache und Unvermögende, alle Wittwen und Waisen zu beschirmen, die unterdrückte Unschuld zu retten, keinen Schimpf gegen edle Frauen und Jungfrauen zu dulden, und die Ungläubigen zu bekriegen.“ Dann ward er von Knappen in die volle Rüstung gekleidet, mit dem Schwerte umgürtet, von den Frauen geschmückt, mit Helm, Schild und Lanze ausgerüstet, und im Namen des heiligen Erzengels Michael und des heiligen Ritters Georg durch drey flache Schwertschläge auf Hals und Schultern („als die letzte Beleidigung, die er geduldig ertragen müsse“) zum Ritter geschlagen. Zu dem Haupt-

gelübde kamen in verschiedenen Ländern und Zeiten noch besondere Verbindlichkeiten, deren Erfüllung zur allgemeinen Achtung führte, und mit großen Vorrechten für sie selbst, wie für Frauen und Kinder, verbunden war.

Der Ritter trug einen Panzer und unter demselben ein ledernes Koller, oder ein mit Flachs, Hanf u. dgl. gefüttertes Wamms; über demselben einen glänzenden, mit seinem Wappen bezeichneten Waffenrock*). Statt des eisernen Panzers finden wir bisweilen einen Maschenpanzer oder ein Panzerhemd. Der eiserne Helm war inwendig, um den Druck zu mildern, stark gefüttert. Auch die Pferde waren mehr oder weniger geharnischt, und über die Sättel wurden oft große geschmückte Pferdedecken gehangen.

III. Am meisten glänzte das Ritterthum auf jenen prachtvollen und feyerlichen Spielen, zu denen streitbare Ritter und schaulustige Frauen aus allen Landen strömten, wie einst Griechen vom Isthmus, aus dem fernen Thessalien, aus dem nahen Arcadien, aus dem stolzen Attica, aus dem heiligen Phocis nach Olympia. Diesen Anblick erneuerten die Turniere in der eigenthümlichen Gestalt ihrer Jahrhunderte. Waffenspiele nämlich hatten schon die alten Germanen, Kampfspiele die Franken und Deutschen gekannt, und die eigentlichen französischen Turniere waren nur eine sinnreiche Ausbildung dieser deutschen Sitte. Ludwig der Deutsche, Kaiser Heinrich I., und Kaiser Otto I. hatten schon solche Kampfspiele zu Straßburg, Merseburg und Speyer gegeben, wo kein beleidigendes Wort und kein verwundender Streich fallen sollte, als der Franzose Gottfried von Preuilly sie zu dem machte, was sie fast bis zum sechszehnten Jahrhunderte waren; wie sie denn auch den Namen von dem französischen Worte tourner (wenden, drehen) bekamen.

*) Im eilften Jahrhunderte fing nämlich der hohe Adel an, erbliche Geschlechts-Wappen zu führen; der niedere folgte darin ein Jahrhundert später.

Wenn ein festliches Beylager gehalten, wenn ein Sieg gefeyert wurde, oder wenn überhaupt mehrere Jahre verflossen waren, schrieb man ein Turnier aus. Kaiser Heinrich VI. brauchte das Turnier, um einige Große seines Reichs zu gewinnen, und das gesunkene Nürnberg wieder zu heben, weil Alles auf gemeinsame Kosten bestritten ward. Richard Löwenherz füllte seinen leergewordenen Schatz damit; Markgraf Albrecht von Brandenburg bath Nürnberg um ein Stechen, um sich wieder mit der Stadt zu versöhnen; und Andere schrieben ein Turnier aus, wenn sie in die Fehde, in den heiligen Krieg, zu ziehen gedachten. Dann wurden alle Herzoge, Fürsten, Grafen, Freyherren und Ritter, alle Edelfrauen und Edelfräulein des ganzen Reichs, eingeladen. Auf dem zu Zürich (1165) waren 14 Fürsten, 91 Grafen, 84 Freyherren, 133 Ritter, und 302 vom Adel; auf dem zu Cöln (1179) die Gräfinnen von Holland mit 600 Pferden, 10 weissen englischen Zeltern, und 15 vergoldeten Kammerwagen, auf welchen ihre Fräulein sassen. Auf dem Nürnberger-Turnier Kaiser Heinrichs VI. (1195) waren 620 Helme (Turnierfähige) und 148 Frauen und Jungfrauen von Adel. Auf dem letzten Turnier zu Heidelberg (1487) sollen, wie Rürner in seinem „Turnierbuche" sagt, 3499 Pferde gewesen seyn; der Churfürst Philipp, Pfalzgraf bey Rhein, die Herzoge Ott und Georg von Bayern, die Markgrafen von Brandenburg, Albrecht und Friedrich, verherrlichten es durch ihre Gegenwart.

Nicht jeder durfte hier Proben seines Muthes und seiner Tapferkeit ablegen. Zwölf Artikel bestimmten die Turnierfähigkeit. Sie forderten Gottesfurcht, Gehorsam gegen den Kaiser, und vier Ahnen. Sie schieden vom Turniere aus: jeden, der Frauen oder Jungfrauen entehrt hatte; den Regelbrüchigen, Meineidigen, Ehrlosen; den, welcher feldflüchtig geworden, oder seinen Herrn verrathen hatte; den muthwilligen Mörder; den, der Kirchen oder Clausen, Wittwen oder Waisen beraubt hatte; den Straßenräuber,

und jeden, der ehrloser Fehde schuldig war; den, der Neuerung im Reiche machte, und den Adelichen, der sich mit Verkauf, Wechsel, Handel und Wucher nährte. — Um zu verhindern, daß sich solche in die Schranken drängten, wurden viele Tage vorher die Wappen und Helme derer, welche turnieren wollten, zur Schau gestellt, und geehrte Ritter, Frauen und Fräulein zur Helmschau ausgewählt. Zudem mußte sich jeder Ritter bey dem Turniervoigt einschreiben lassen, so wie er einen Turnierbrief nach dem Turnier erhielt. Auch sein Roß, sein Kolben, sein Schwert, seine Rüstung wurden beschaut, und die Erlaubniß zum Turnier nach Beschaffenheit der Umstände verweigert. Von Einem Geschlechte durfte in Turnieren nicht mehr als Ein Helm turnieren *); die Schwerter durften nur zwey bis drey Finger breit, an Spitze und Schneide stumpf abgeschliffen, auch am Pferdezeug nichts stechendes seyn, um die offene Fehde mit Ehren zu bestehen; das Pferd des Gegners sollte nie verwundet, und der Kampf geendet werden, sobald dieser den Helm abnahm. — Allein es würde zu weit führen, alle die Regeln der Ehre und Vorsicht zu erwähnen, welche mit großem Ernste für eine Lustbarkeit vorgeschrieben wurden; es würde zu weit führen, das Amt und die Pflich-

*) Auch Freunde und Bekannte vermieden es, zu entgegengesetzten Schaaren geordnet zu werden; und als dieses einst dennoch dem Grafen Gerwich von Vollmernstein und dem Markgrafen Theobald von Vohburg, Cham und Eger widerfuhr, und Gerwich Theobalden durch einen unglücklichen Zufall gar schwer verwundete: ging jener reuevoll in ein Kloster, und dieser, durch Ehe und Amt von einem ähnlichen Schritte abgehalten, gründete wenigstens eines (Reichenbach). — Als späterhin Theobald in seinen ungeheuren Wäldern unweit Eger der Jagd oblag, stieß er auf die Hütte eines Eremiten. Erzürnt über diese Ansiedelung, ohne daß er als Herr des Gebietes darum begrüßt worden, stellte er den Fremdling zur Rede; und sieh, es war sein Jugendfreund Gerwich, welcher sich aus dem Kloster Siberg nach Regensburg, und von da in diese Einsamkeit begeben hatte. Theobald schenkte nun seinem Freunde die Besitzungen dortiger Gegend zur Gründung eines Cisterzienser-Klosters, in welchem Gerwich die Stelle des ersten Abtes vertrat (1133). So lautet die Sage über den Ursprung des Stiftes Waldsassen.

ten der Turniervögte, Persevanten, Grieswärtel, Seilhalter, Ehrenholde, Waffenholde, Ehrenknechte, Menestrels, Trompeter und Spielleute auseinanderzusetzen. Doch ist es nicht zu vergessen, daß die Strafen mit eben solcher Genauigkeit festgesetzt waren. Verlust der Turnierfähigkeit war die härteste, Verlust des Turniergezeugs, das den Knechten, Buben und Pfeifern zufiel, eine gelindere Strafe. Schimpflich war die Strafe, vom Anfange bis zum Ende des Turniers auf seinem Sattel, aber nicht zu Pferde, sondern auf den Turnierschranken sitzen zu müssen; die schimpflichste, von allen Fürsten, Grafen, Herren, Rittern, Edlen, Frauen und Jungfrauen verachtet und verschmäht zu werden.

Wenn nun Alles zum Turnier bereit war, wenn der Kaiser, die Edlen, die Frauen auf stattlichen Gerüsten oder Balkonen umher saßen, des Volkes neugierige Menge um die Schranken sich drängte, da schmetterten die Trompeten, die Paucken wirbelten, die Fahnen und Paniere flatterten in den Lüften, und auf schnaubenden Rossen, in glänzender Rüstung, mit wehenden Helmbüschen, ritten die Helden daher. Da war Alles Erwartung, Alles Ungeduld. Jetzt kündeten die Herolde das Stechen an, die Seile fielen, die Rosse bäumten, Schwerter blitzten, und mit gewaltigen Stößen gegen die erzbeschirmte Brust, mit kräftigen Hieben auf Helm und Rüstung, mit mancherley Künsten und Listen, stürmten die Kühnen gegen einander an. Mancher brach 50 Lanzen an Einem Tage. Wenn nun der Gegner aus dem Sattel gehoben, wenn er in den Staub der Rennbahn geworfen, da erkannten die Kampfrichter dem Sieger den Preis oder Dank*) zu, und Herolde riefen seinen Namen unterm Getös der Trompeten und Paucken aus. Am Abende folgte dann ein kostbarer Schmaus und großer Tanz. Die, so aus edler Jungfrauen Händen den Dank

*) Die ausgesetzten Preise waren sehr verschieden. So ließ Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen zu einem Turnier nach Nordhausen einladen, wo ein Baum mit goldenen und silbernen Blättern errichtet sey: wer die Lanze seines Gegners breche, erhalte ein silbernes, wer ihn aus dem

empfingen, ein Kleinod, eine Waffe oder einen Kranz, hatten den Vortanz, und nach ihnen führten die Fürsten auf. Vor dem Kaiser her tanzten vier bis sechs Grafen, hinter ihm eben so viele, die Hälfte mit Fackeln oder Windlichtern. Der tanzenden Kaiserinn trugen drey Grafen die Schleppe. — „War nun" — wie Rürner fast alle Erzählungen von sechs und dreyßig Turnieren schließt — „war nun der Abendtanz mit Freuden und Kurzweil vertrieben, so endete sich das adeliche und löbliche Ritterspiel des Turniers, darnach nahm jeder seinen Turnierbrief, und ließ sich einschreiben, darauf schieden die werthen Gäste als gute Herren und Freunde, und zog männiglich dahin, wo er zu schaffen hatte."

Das Turnier war ein gefährliches Spiel: es mußte sehr oft blutig werden, bald durch Zufall, bald dadurch, daß es beleidigte Ritter mißbrauchten, sich zu rächen. Im Jahre 1177 kamen in Sachsen 16 Ritter auf Turnieren um, im Jahre 1241 wurden auf dem Turniere zu Nuys unter Cöln bey sechzig Ritter und Knappen erschlagen, oder von dem entsetzlichen Staube erstickt, und das Turnier zu Darmstadt 1403 ward zur blutigsten Fehde zwischen fränkischen und hessischen Rittern. Daher eiferte die Kirche sehr dagegen. Auf mehreren Kirchenversammlungen verboten die Päpste alle Turniere, und ihre Gesandten oder große Kirchenlehrer, wie der heil. Bernhard, wiederholten und bestärkten ihre Befehle in allen Ländern, den Kampf gegen die Ungläubigen im Morgenlande als das höhere Ziel ritterlicher Tapferkeit darstellend. Schon 1130 lautet das Verbot der unter Innocenz II. gehaltenen lateranensischen Versammlung: „Wir untersagen jene verabscheuungswürdigen Zusammenkünfte und Feste, wo die Ritter sich auf ergan-

Sattel hebe, ein goldenes Blatt. — Auf dem 1225 in Siena gehaltenen Turniere war der erste Preis ein schönes, ganz mit Seide und einer stählernen Rüstung bedecktes Pferd, der zweyte ein Helm mit dem Wappen Siena's geziert, der dritte ein Schwert und ein paar Stahlhandschuhe.

gene Ladung einfinden und kämpfen, um prahlerisch ihre Kräfte und verwegen ihre Kühnheit zu zeigen, woraus Todtschlag für Menschen und Gefahr für die Seelen entsteht.« — Kein im Turnier Umgekommener erhielt Begräbniß in geweihter Erde, so daß Wittwen wohl nach Rom pilgerten, um vom Papste Dispens in diesem Gesetze zu erflehen. Als im Jahre 1175 der Bruder des Markgrafen von Meißen an den Folgen einer im Turniere erhaltenen Wunde starb, bannte der Erzbischof Wichmann von Magdeburg alle Theilnehmer, und verstattete nicht, daß der Leichnam begraben wurde. Vielmehr mußten seine Brüder flehentlich für ihn bitten, und durch einen Priester beschwören lassen, daß er noch vor seinem Tode gebeichtet, und die Lossprechung erhalten habe; sie mußten schwören, keinem Turniere mehr beyzuwohnen, und keines in ihren Besitzungen zu gestatten; sie mußten durch einen Ritter des Papstes Erlaubniß zur Beerdigung aus Rom holen lassen. Deßungeachtet konnte die Kirche mit ihren Vorschriften nicht durchdringen. Selbst Aebte besuchten die Turniere, und zur Zeit Innocenz III. wollten die gebannten Ritter weder das Kreuz nehmen, noch Geld zum Kreuzzuge zahlen, wenn man ihnen ihr Lieblingsvergnügen untersage. Der Papst befahl hierauf, nachsichtiger und den Umständen angemessen zu verfahren. Wenn die Pilger in Palästina Turniere wieder fanden, wie hätte man sie in Europa ausrotten können!

IV. Die schönste Blüthe des Ritterthums zeigte sich in den geistlichen Ritterorden, welche unmittelbar aus den Kreuzzügen hervorgingen, und als die eigentlichen Stützen angesehen werden müssen, wodurch die Macht der Christen im Oriente so lange erhalten ward. In ihren Mitgliedern erhielt sich der Enthusiasmus, nachdem er in den übrigen Theilnehmern längst erloschen war. Durch sie ward insbesondere der Einfluß vermittelt, den der Orient auf die Sitten und die Bildung der Abendländer haben mochte. Sie sind zunächst als der Ursprung des veredel-

ten oder romantischen Ritterthums zu betrachten, das im Grunde nur eine allgemeine Anwendung der Verpflichtungen war, die ihnen insonderheit oblagen, des Kampfes für Gott und die Unschuld. In Verbindung mit den Hierarchen bildeten diese Orden einen Damm gegen die despotischen Anmassungen der weltlichen Macht, deren Eifersucht sie nur zu bald erregten. Auch wurden sie die Muster, nach denen in Europa ähnliche Verbindungen gestiftet wurden, die in einigen Ländern, z. B. in Spanien, eine große Wichtigkeit erlangten.

V. Ein Verein von Kaufleuten aus der neapolitanischen Stadt Amalfi erkaufte im Jahre 1048 die Erlaubniß, in der Nähe des Grabes Christi eine Capelle und ein Kloster mit einem Hospital, dem heil. Johannes dem Täufer gewidmet, zu erbauen. Die Mönche, welche sich Hospitalbrüder oder Johanniter nannten, waren verpflichtet, Arme und Kranke zu verpflegen, und überhaupt den Wallfahrenden beyzustehen. Dieser frommen und nützlichen Stiftung wurden in Europa und Palästina viele Schenkungen gemacht, und auf dem ganzen Wege ähnliche Anstalten gegründet, um die Wahlfahrten zu erleichtern. Nach der Eroberung der heiligen Stadt gab der erste Vorsteher der frommen Gesellschaft, Gerhard, der Anstalt eine bestimmtere Einrichtung; auch wurde sie vom Papste Pascal II. in Schutz genommen, und mit großen Freyheiten versehen. Im Jahre 1118 bildete der damalige Vorsteher Raimund du Puy diesen Mönchsorden, mit Beybehaltung der Mönchsregel, zu einem Ritterorden um, indem er die Glieder desselben, außer den Gelübden des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, noch zur Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen verpflichtete, und ihnen nebst der einfachen schwarzen Kleidung einen schwarzen Mantel mit einem weißleinenen achteckigten Kreuze auf der linken Brust vorschrieb. Auch theilte er sämmtliche Mitglieder in drey Classen: in Ritter, welche die Waffen führen, in Capellane, welche den Gottesdienst besorgen,

und in Waffendiener (Serventi d'armi), welche die Kranken verpflegen, und die Pilgrime begleiten mußten. Die Vorsteher erhielten den Namen Meister, und Hugo von Reval (1260 — 1278) nannte sich zuerst Großmeister. Der Orden breitete sich in allen Ländern aus, und ward daher nach den Sprachen in acht Zungen (Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Arragonien, Deutschland, Castilien und England) eingetheilt. Hinsichtlich der Verwaltung seiner Besitzungen wurden seit Hugo's von Reval Zeiten bessere Verfügungen getroffen, die zur Entstehung der Commenthureyen führten. — Nach dem Verluste des heiligen Landes (1291) räumten die Könige von Cypern den Johannitern die Stadt Limisso ein, um durch ihren Beystand sich desto besser gegen ihre griechischen Unterthanen zu behaupten. Die Ritter fingen sogleich an, Schiffe auszurüsten, theils um Pilger zu geleiten, theils um sich mit den mohammedanischen Corsaren zu messen und ihnen Beute abzunehmen. Allein sie fühlten sich hier zu eingeschränkt, und eroberten 1310 Rhodus. Nun erhielten sie den Namen Rhodiser-Ritter, und verbreiteten sich auf die benachbarten kleinen Inseln im ägeischen Meere. Ihre Nähe war aber den Türken lästig. Zwar vertheidigte sich 1480 Peter von Aubusson mit großem Glück gegen eine außerordentliche Uebermacht; allein, von Europa verlassen, ward, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, Philipp de Villiers von dem Sultan Soliman II. oder dem Prächtigen (26. December 1522) zur Uebergabe gezwungen. Seine Tapferkeit erwarb ihm die Bewunderung des Sultans, der den zurückbleibenden Christen noch gute Bedingungen zugestand. Papst Clemens VII. räumte ihnen vorläufig Viterbo zum Aufenthalt ein, bis ihnen endlich Carl V. 1530 die Insel Malta, Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines beständigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber, und der Rückgabe dieser Insel an Neapel, wenn es dem Orden gelänge, Rhodus wieder zu erobern, zum eigenthümlichen Besitze

überließ. Von dieser Zeit an wurden die Ordensglieder gewöhnlich Malteser-Ritter genannt.

VI. Neun französische Ritter, unter denen Hugo von Pajens und Gottfried von St. Aldemar die ersten waren, legten im Jahre 1118 den Grund zu einem neuen Orden zur Beschützung der Pilger auf den unsichern Straßen nach Palästina, woraus in der Folge seine allgemeine Bestimmung zur Vertheidigung des christlichen Glaubens und des heiligen Grabes gegen die Saracenen hervorging. Sie legten ebenfalls die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams ab, und lebten, bey ihrer kriegerischen Beschäftigung, anfangs von den Wohlthaten der christlichen Großen in Palästina. König Balduin II. von Jerusalem gab ihnen daselbst eine Wohnung an der Ostseite der Stätte des salomonischen Tempels, daher sie den Namen Templarii, Tempelherren, Tempelritter erhielten. Der Papst Honorius II. bestätigte ihren Orden 1127 auf dem Concilium zu Troyes, und verpflichtete sie auf ein aus den Ordensregeln des heil. Benedict geschöpftes Statut, mit dem die Vorschriften des heil. Bernhard, der diese neuen Ordensleute eifrigst empfahl, verbunden wurden. Der Ruf ihrer Thaten verschaffte ihnen nicht nur bald Zuwachs an Gliedern, sondern auch ansehnliche Schenkungen an Häusern, Ländereyen und Capitalien. Die verschiedenen Classen dieses Ordens waren: Ritter und dienende Brüder, und zwar Waffenbrüder (freres servans d'armes) und Handwerker (f. s. des metiers), wozu 1172 auch noch eigene Geistliche kamen. Alle trugen als Ordenszeichen einen Gürtel von leinenen Fäden, der ihre Verpflichtung zur Keuschheit andeutete; die Geistlichen hatten weiße, die dienenden Brüder graue oder schwarze Kleidung, die Ritter überdieß, außer ihrer einfachen ritterlichen Rüstung, weiße leinene Mäntel mit achteckigen blutrothen Kreuzen geziert, weil sie ihr Blut im Dienste der Kirche vergießen sollten. Der Großmeister hatte Fürstenrang, und hielt sich den Souveränen von

Europa gleich, da der Orden, vermöge päpstlicher Freybriefe, unabhängig von jeder geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, den Papst allein als seinen Schirmherrn anerkannte, übrigens aber sich selbst regierte, und seine Güter, deren Insassen und Vasallen ihm den Zehenten entrichten mußten, nach Gutdünken verwaltete. Die Mehrzahl dieser Güter lag in Frankreich; auch waren die meisten Ritter Franzosen, und insgemein bekleidete ein Franzose die Großmeisterwürde. — Der Tempelherren-Orden hat sich um die Vertheidigung Palästinas große Verdienste erworben: mehrere Großmeister wurden gefangen, andere kamen im Gefechte gegen die Ungläubigen um. Allein sie wurden übermüthig, und überließen sich mancherley Ausschweifungen; es ward ihnen Einverständniß mit den Türken, und ungeachtet der heldenmüthigen Tapferkeit, die sie bewiesen, der schlechte Ausgang der Kreuzzüge Schuld gegeben. Auch trug die Eifersucht zwischen ihnen und den Johannitern wohl dazu bey, sie verhaßt zu machen. Die Bischöfe und Fürsten waren einer Verbindung abgeneigt, die, von aller andern Gerichtsbarkeit freygesprochen, nur ihren eigenen Gesetzen unterworfen war, und Niemand sah sie wegen ihrer Anmassungen sich gerne in seiner Nähe ansiedeln. Zunächst reitzten die Reichthümer des Ordens die Habsucht Philipps IV. von Frankreich, der in ihm auch eine Opposition gegen seine despotischen Entwürfe fürchtete; er beschloß ihr Verderben, zu dem selbst Papst Clemens V., der seinen Wohnsitz in Avignon aufgeschlagen hatte, wider seinen Willen die Hände bieten mußte. Unter scheinbaren Vorwänden ward der Großmeister Jacob von Molay von Cypern (wo nach dem Verluste von Palästina der Hauptsitz des Ordens war) nach Frankreich gelockt; am 13. October 1309 wurden alle Tempelherren in ganz Frankreich verhaftet, und ihre Güter eingezogen; ihren Tempel in Paris wählte der König zu seiner Wohnung. Als Beschuldigung gegen die Ordensbrüder wurde vorgebracht: daß sie bey ihrer Aufnahme das Crucifix mit Füßen treten

und anspeyen müßten, ein Götzenbild mit Augen von Carfunkeln, Namens Baffometus, anbetheten, mit dem Teufel im Bunde stünden, und die unnatürlichsten Laster begingen. Der Prozeß gegen sie ward mit der schamlosesten Uebereilung betrieben, alle Aussagen galten gleich, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Zeugen; vielen waren sie vorher eingegeben, andern wurden sie durch die Folter abgepreßt: dieß ist von vielen Rittern laut und wiederholt erklärt worden. Das Verfahren des Königs von Frankreich war um so widerrechtlicher, da der Orden nur allein den Papst als Richter anerkennen durfte. Auch sprach Clemens selbst gegen die willkührliche Behandlung des Ordens, doch bewog ihn Philipp bald zur offenen Theilnahme an der Unterdrückung desselben. Im Jahre 1310 wurden 54 Ritter, die jedes Verbrechen geläugnet hatten, lebendig verbrannt, und im Jahre 1312, den 22. März, hob der Papst auf einem Concilium zu Vienne in der Dauphiné, zwar nicht auf dem Wege eines gerichtlichen Urtheilsspruches, sondern auf provisorische Weise und aus apostolischer Machtvollkommenheit, den Orden förmlich auf. Durch allerley Kunstgriffe hatte man auch dem Großmeister Molay Aeußerungen abgelockt, die die Schuld des Ordens zu bestätigen schienen. Er sollte sie am 18. März 1314 öffentlich wiederholen; allein er läugnete alle Beschuldigungen. Philipp, hierüber erbittert, ließ ihn, nebst dem Großprior von der Normandie, Guido, noch an demselben Abend verbrennen. Noch auf dem Scheiterhaufen soll Molay die Unschuld des Ordens behauptet, und den Papst Clemens und den König Philipp binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht geladen haben. Wirklich starb der Papst schon den 19. April, und der König den 29. November desselben Jahrs. Die Güter des Ordens waren auf dem Concilium zu Vienne dem Johanniter-Orden zuerkannt, auch seine Schätze und Kleinodien; in Frankreich fiel aber das Meiste der Krone zu. Die ihrer Gelübde entbundenen Ritter traten meist zu den Johanni-

tern über, die, wenn sie auch den Untergang ihrer Nebenbuhler gerne sahen, doch unmittelbar nicht dazu mitwirkten.

VII. Aus der milden Stiftung eines Deutschen in Jerusalem zur Verpflegung armer und kranker deutscher Pilger, welche besonders während der Belagerung von Accon durch Bremische und Lübeckische Kaufleute an Umfang und Zweckmäßigkeit gewann, und das Marienhospital zu Jerusalem besaß, ward, noch während dieser Belagerung im Jahre 1190 vom Herzoge Friedrich von Schwaben der dritte geistliche Ritterorden, der deutsche Orden, gebildet. Veranlassung dazu gab hauptsächlich die Eifersucht der deutschen Ritter gegen die Johanniter und Tempelherren, welche nur selten Deutsche in ihre Corporationen aufgenommen, und noch nie einen Deutschen zu ihrem Meister gewählt hatten. Kaiser Heinrich VI. und Papst Cölestin III. bestätigten den Orden, der bloß deutsche Ritter in seine Mitte aufnahm, und die beyden Zwecke der Johanniter- und Tempelherren-Orden, die Verpflegung der Armen und Kranken und den Kampf gegen die Saracenen, gemeinschaftlich in sich vereinigen wollte. Sein erster, im Feldlager vor Accon gewählter Meister war Heinrich Walpot von Bassenheim; das Abzeichen des Ordens war ein schwarzer Rock und ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze. Daß aber dieser Orden bald so mächtig und einflußreich wurde, verdankte er seinem ausgezeichneten Hochmeister, dem Thüringer Hermann von Salza, der zwanzig Jahre lang (1220 — 1240) an der Spitze desselben stand. Unter ihm erhielt derselbe große Freyheiten, und erwarb sich bedeutende Güter. Die Grafen von Hohenlohe schenkten ihm 1220 die Stadt Mergentheim. Beym Verfall der christlichen Macht im Orient verlegte Hermann seinen Sitz nach Venedig, und suchte dem Orden irgendwo eine sichere Heimath in Europa zu verschaffen, wozu Kreuzzüge gegen die heidnischen Völker im Osten und Norden eine gute Gelegenheit zu geben schienen. König Andreas von Un-

garn räumte ihm 1211 den östlichen Theil von Siebenbürgen ein, um durch die Ritter eine Vormauer gegen die tartarischen Völker zu bilden. Allein ihn gereute dieser allerdings gefährliche Schritt; er widerrief 1227 die Schenkungen, ungeachtet der Orden bereits Clausenburg gegründet hatte. Der Papst suchte diesen zwar durch Drohungsbullen zu schützen; aber da sich eine bessere Gelegenheit darbot, scheint er selbst seine Ansprüche aufgegeben zu haben. Der polnische Herzog Conrad von Masovien war nicht im Stande, den heidnischen Poruſſen oder Preußen aus lettischem Stamme zu widerstehen, und rief im Jahre 1226 die Ritter, deren Tapferkeit weit und breit erschollen war, zu seinem Beystande herbey, indem er ihnen nicht nur ein ansehnliches Gebiet, sondern auch den Besitz aller Eroberungen anbot. Diesem Antrage folgten sie: Hermann Balk führte die ersten Schaaren an die Weichsel, die bald aus allen Ländern verstärkt wurden. Erst nach einem dreyundfünfzigjährigen Kampfe war die Kraft der Preußen gebrochen, und das Land unterjocht, das nun das Eigenthum des Ordens und der Mittelpunct seiner Macht wurde. Conrad von Feuchtwangen hatte den hochmeisterlichen Sitz nach Marburg, und Siegfried von Feuchtwangen nach Marienburg verlegt.

VIII. Aber nicht nur in den geistlichen Ritterorden, sondern auch in den mannigfaltigsten Dichtungen sprach sich der Geist des Ritterthums aus. In der Provence und in Catalonien blühete dieser Heldengesang im Laufe des zwölften Jahrhunderts zuerst und am schönsten. Aus Frankreich verbreitete er sich nach der Schweiz, Italien, dem südlichen Deutschland, und nach Thüringen. Ja selbst in England und Schottland erklangen seine tiefen, gemüthlichen Töne *).

*) Unter den Deutschen zeichneten sich (1150 — 1500) aus die Minnesänger Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Conrad von Würzburg und

IX. Die Folgen des Ritterthums haben fortgedauert, nachdem es selbst, dem veränderten Geiste der Zeiten weichend, im Leben erloschen war. Manche Verfeinerung des geselligen Tones, manche Delicatesse in der Freundschaft, die Heilighaltung des Ehrenwortes selbst unter jenen, die der moralischen Pflichten spotten, und vor allem die Züge der Menschlichkeit und Großmuth, welche mitunter die Zerstörungen der Kriegswuth und die Gräuel des Schlachtfeldes mildern, — sind wohl meistens Vermächtnisse oder Nachklänge aus der schönen, alten Ritterzeit.

III.

Das deutsche Reich.

1.

Kaiser Lothar der Sachse.

(1125 — 1137.)

I. Nach dem Aussterben des fränkischen Kaiser-Hauses mit Heinrich V. (1125) war wieder ein Augenblick gekommen, da die deutschen Fürsten, wenn sie unabhängige und selbstständige Herrscher seyn wollten, keinen neuen Kaiser über sich zu setzen brauchten. Allein ein solcher Gedanke war ihnen fremd, und sie wollten lieber einem aus ihrer Mitte gehorchen, den sie selbst auf die höchste Stufe der Ehre erhoben, als daß Deutschland in viele kleine Herrschaften zerfallen sollte.

Die deutschen Völker lagerten sich, der vom Erzbischofe Adalbert von Mainz ergangenen Ladung gemäß, an den

---

Heinrich von Ofterdingen. Nach ihnen, in dem Zeitalter der politischen Anarchie, artete die Dichtkunst unter den Meistersängern in Zunftgeist aus, und verlor ihren frischen Glanz.

Ufern des Rheins, und vierzig aus den vier Hauptvölkern, den Sachsen, Franken, Bayern und Schwaben, ausgewählte Männer versammelten sich in Mainz zur ersten Wahl. Es wurden drey Fürsten in Vorschlag gebracht: Friedrich von Schwaben aus dem Hause der Hohenstaufen, Lothar von Sachsen, und Leopold von Oesterreich. Die letzten beyden bathen fußfällig und weinend, sie mit so schwerer Last zu verschonen; Friedrich aber dachte in seinem stolzen Sinne, es gebühre die Krone keinem andern, als ihm: solche Gedanken konnte man auf seinem Gesichte wahrnehmen. Da legte der Erzbischof von Mainz allen dreyen die Frage vor: ob sie sich auch jedem andern Fürsten, den man etwa noch wählen könnte, freywillig unterwerfen würden? Lothar und Leopold antworteten sogleich mit Ja; Friedrich aber zauderte und begab sich aus der Versammlung hinweg, unter dem Vorwande, daß er mit seinen Freunden rathschlagen müsse. Dieß verdroß die Fürsten, und sie wählten nun den Lothar, fast wider seinen Willen (30. August 1125).

Wie fern von Herrschsucht das Gemüth des neuen Königs war, geht aus den Bedingungen hervor, welchen er sich unterwarf. Er bewilligte nämlich unter andern, daß eingezogene Lehen nicht in den Besitz des Königs kommen, sondern dem Reiche anheim fallen sollten. Auch opferte er, die Freyheit der Kirche achtend, alle durch das Wormser Concordat buchstäblich erhaltenen oder mittelbar zu erwerbenden Rechte auf, indem er den bey der Wahl anwesenden päpstlichen Gesandten und dem Erzbischofe Adalbert versprach, »daß Bischöfe und Geistliche nur den Lehenseid, nicht den Huldigungseid schwören, und nur unbeschadet und mit Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhältnisse Gehorsam leisten; daß der König nicht allein niemals Wahlen erzwingen, sondern auch deren Freyheit fernerhin durch seine oder seiner Bevollmächtigten Gegenwart nicht mehr beschränken dürfe; und daß der Erwählte erst nach der Weihe die Belehnung mit dem Scepter erhalte.«

Die Stimme Heinrichs des Stolzen von Bayern, aus dem Welfischen Hause, war bey der Erwählung Lothars entscheidend gewesen. Darum vermählte dieser seine einzige Tochter an den schon mächtigen Herzog, und gab ihm außer Bayern noch das Herzogthum Sachsen: fast das erste Beyspiel, daß einer zwey Herzogthümer verwaltete. Die für Deutschland und Italien verderblich gewordene Eifersucht zwischen dem Hause der Welfen oder Guelphen, und dem der Hohenstaufen oder Waiblinger (Ghibellinen) *) kam dadurch zu vollem Ausbruche, und verheerte, fast die ganze Regierungszeit des neuen Königs hindurch, die schönen Länder von Schwaben, Franken und Elsaß, bis sich die beyden Gegner, Herzog Friedrich von Schwaben, und sein Bruder Herzog Conrad von Franken, endlich doch genöthigt sahen, sich vor der königlichen Majestät zu demüthigen (1135).

Nach dem Tode des Papstes Honorius II. (18. Febr. 1130) entstand in der Kirche eine Spaltung, indem die eine Partey der Cardinäle noch am Todestag desselben den Gregorius Papareschi, einen gebornen Römer, als Innocenz II., die andere aber den Cardinal Petrus Leo, dessen Vater (der Sohn eines gebornen Juden) durch seinen Reichthum sowohl als seine Gewandtheit die Päpste in ihrem Streite mit dem Kaiser aus allen Kräften vertheidigt hatte, als Anaclet II. zum Papste erwählte. Anaclet wurde unterstützt von Conrad dem Franken und dem normännischen Herzoge Roger II., den er, als seinen Vasallen, zum Könige von Sicilien ernannte. Dagegen entschied der König von Frankreich für Innocenz, seinem Beyspiele folgte der König Heinrich von England, und auf einem Reichstage zu Würzburg wurde, den Anträgen des Erzbischofes zu Ravenna gemäß, Anaclet gebannt. Um jedoch über manche Angelegenheiten schneller und zweckmäßiger verhandeln zu können, begab sich Innocenz im

*) Waiblingen war eine Burg der Hohenstaufen an der Rems.

März des Jahres 1131 nach Lüttich, wo er den König mit seiner Gemahlinn Richenza krönte, und der Bann über die Feinde des Papstes und Lothars ausgesprochen ward. Lothar führte darauf den Papst nach Rom, und ließ sich daselbst am 4. Junius 1133 von ihm zum Kaiser krönen. Um dieselbe Zeit kam auch über das Allode der im Jahre 1115 verstorbenen Markgräfinn Mathilde (sie hatte in einem Testamente vom 17. Nov. 1102 der Kirche alle ihre eigenthümlichen Güter vermacht) ein Vertrag zu Stande, in welchem der Papst dasselbe gegen einen jährlichen Zins von hundert Mark zunächst dem Kaiser, und hierauf seinem Schwiegersohne, dem Herzoge von Bayern, zu Lehen überließ, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß nach ihrem beyderseitigen Ableben das Ganze als ein Eigenthum der römischen Kirche an diese zurückfalle.

II. Seit Lothars Regierung blieb unter Conrad von Wettin (1127) die markgräfliche Würde in Meissen erblich bey diesem Hause; ein Vetter des Kaisers, Ludwig, der ohnedieß schon ansehnliche Allodialgüter in Thüringen besaß, erhielt von ihm (1130) den landgräflichen Titel; und Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt und Aschersleben, ward (1133) Markgraf von Nordsachsen, ein Name, der im Jahre 1144 in die Benennung »Markgraf von Brandenburg« überging. — Ueberhaupt erhielt die ganze Verfassung und geographische Eintheilung Deutschlands in diesen stürmischen Zeiten eine wesentliche Veränderung. Die großen deutschen Lehen, die Herzogthümer und Grafschaften, wurden, nicht durch ein Decret, sondern durch Observanz erblich, und blieben bey den Familien, die sie besaßen. Dadurch bildete sich der doppelte Adel, der höhere, der unter dem Kaiser unmittelbar, und der niedere, der unter Herzogen und Grafen stand. Die aus dem niedern Adel, welche aus Armuth oder Gemächlichkeit in die Dienste des höhern Adels traten, hießen Ministerialen. Das Nämliche thaten mehrere aus dem

hohen Adel bey dem Kaiser; sie begleiteten die Aemter der Marschälle, Kämmerer, Jägermeister, Schenken u. dgl. — Auch veränderten sich die Benennungen der deutschen Gauen. Der Name Herzog, Markgraf, Pfalzgraf, bezeichnete nun nicht mehr ein deutsches, von dem Kaiser nach Willkühr zu ertheilendes Staatsamt, sondern den erblichen Besitzer eines bedeutenden Grundeigenthums, auf welchem nur noch die frühere Benennung, nicht aber der frühere Character des Lehens haftete. Allmählig kamen auch die kleineren Dynasten gegen die mächtigen Herzoge und Markgrafen, in deren Gebiete ihre Besitzungen lagen, in dieselben Lehensverhältnisse, in welchen die Herzoge, Markgrafen und Pfalzgrafen zu dem Kaiser standen. Die nunmehrigen erblichen Besitzer der Lehen nannten sich, seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, nach ihren Ländereyen und Schlössern, und mehrere der noch jetzt blühenden, oder seit jenen Zeiten erloschenen Familien reichen in ihren Genealogien hinauf bis in jenes oder das nächstfolgende Zeitalter. — Auch die Städte gewannen in diesen Zeiten an Bevölkerung, Wohlstand und Cultur, besonders weil schon Lothar's Vorfahrer, Heinrich V., alle Handwerker und Künstler für frey erklärt hatte, und so Handel und Gewerbe, von bedeutenden Privilegien unterstützt, zu höherem Flore emporblühten. Die Ausbildung des Patriciats und der republicanischen Städteverfassung war davon eine eben so nothwendige Folge, so wie die Nährung des Zunftgeistes für jene Zeiten nützlich war, weil er die Aufnahme unfähiger Mitglieder in die Zünfte verhinderte. Doch wurde die Freyheit der Städte schon dadurch gefährdet, daß die Fürsten und Bischöfe ihre Wohnsitze in denselben aufschlugen, und in der Folge die ursprünglich unabhängigen Städte sich zu unterwerfen und mit ihren Besitzungen zu verbinden wußten.

III. Im Jahre 1136 unternahm Lothar einen zweyten Feldzug nach Italien, um den Gegenpapst Anaclet gänzlich zu demüthigen. Er unterwarf sich Italien, und

seine Waffen gegen Roger waren so glücklich, daß er einen andern Herzog von Apulien und Calabrien einsetzte. Es währte aber nicht lange, so gewann Roger wieder die Oberhand; und selbst Innocenz mußte ihn im Jahre 1139 noch als König von Sicilien anerkennen. Auf seiner Rückreise von Italien ward Lothar krank, und starb zu Breitenwang, einem Dorfe in Bayern, den 3. Dec. 1137 im 62. Jahre seines Alters.

2.

Die schwäbischen oder hohenstaufischen Könige und Kaiser.

(1137—1254.)

I. Nun glaubte der mächtigste Fürst Deutschlands, der Herzog Heinrich der Stolze von Bayern und Sachsen, Lothars Tochtermann, das nächste Recht auf die deutsche Krone zu haben. Er war aber von den deutschen Großen zu sehr gefürchtet und gehaßt, als daß ihn ihre Wahl hätte begünstigen sollen. Dagegen ward der Erbe der salischen Besitzungen in Deutschland, Herzog Conrad von Franken, am 22. Febr. 1138 in Coblenz (der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz war eben erledigt) zum Könige gewählt. Mit ihm beginnt die Reihe der deutschen Regenten aus dem Hause der Hohenstaufen. — Zwar weigerte sich Heinrich von Bayern, den neuen König als seinen Herrn anzuerkennen; aber Conrad zeigte ihm bald, wie sehr er die königliche Gewalt zur Schwächung des guelphischen Hauses zu benützen verstand. Er verlangte von Heinrich einen Theil seiner Reichslehen zurück, weil nach der deutschen Verfassung zwey Herzogthümer nicht in Einer Person vereinigt seyn könnten; und als Heinrich nicht gehorchte, ward er in die Acht erklärt und beyder Herzogthümer entsetzt. Das Herzogthum Sachsen gab Conrad dem Markgrafen von Brandenburg, Albrecht dem Bären; doch konnte sich dieser gegen die guelphische Partey in Sachsen nicht behaupten. Bayern selbst

erhielt der Markgraf Leopold V. von Oesterreich, gegen welchen aber Heinrichs Bruder Welf VI. die Rechte seines Hauses mit Nachdruck und Glück vertheidigte. Der Tod des Herzogs Heinrich des Stolzen (1139) brachte Sachsen auf seinen minderjährigen Sohn, Heinrich den Löwen, zurück: allein anders ging es in Bayern. Wohl nahm jetzt Welf dasselbe aus Erbrecht in Anspruch, und verband sich mit Geisa von Ungarn und Roger von Sicilien, welche beyde des Königs Uebermacht fürchteten; auch blieben mehrere bayerische Edle dem alten Herrscherstamme getreu. Aber in einer Schlacht am 21. Dec. 1140, in welcher man zum ersten Male den Parteyruf: »hie Welf! hie Waiblingen!« hörte, ward Welf von Conrad besiegt *), und Bayern erhielt Heinrich Jasomirgott, des im October desselben Jahres verstorbenen Leopolds Bruder, der sich mit der Wittwe Heinrichs des Stolzen vermählte.

Nach einer richtigen Politik mischte sich Conrad nicht in die italienischen Streitigkeiten zwischen den Päpsten, Normännern und Römern, ob er gleich mehrmal dazu eingeladen war, besonders als das römische Volk, veranlaßt durch die ketzerischen Lehren des Petrus Abälard zu Paris und seines Schülers Arnold von Brescia, einen Aufruhr gegen den Papst als ihren Landesfürsten erregte. So weise sich Conrad in dieser Hinsicht benahm, so wenig konnte er doch der Versuchung widerstehen, einen

*) Unmittelbar nach dieser Schlacht, welche in der Gegend von Weinsberg vorgefallen war, kam es zur Belagerung von Weinsberg selbst. Lange und hartnäckig widerstand die Stadt, und im Eifer beschloß der König, sie mit Feuer und Schwert zu zerstören; doch gestattete er den Weibern, die darin waren, vorher auszuziehen, und soviel von ihren Gütern mitzunehmen, als sie auf den Schultern zu tragen vermochten. Und sieh, als der Tag herankam und die Thore aufgethan wurden, zogen die Frauen in langen Reihen hervor, und eine jede trug ihren Eheherrn oder sonstigen lieben Anverwandten. Anfangs zürnte Herzog Friedrich über diese List! aber Conrad sprach: „Ein königliches Wort soll man nicht drehen noch deuteln!“ und beyde Brüder ließen ihnen nun freywillig auch die zurückgelassenen Kleider und Kostbarkeiten ausliefern.

Kreuzzug zu thun, auf welchem er wenig ausrichtete. Zwey Jahre nach seiner Zurückkunft übereilte ihn der Tod im Jahre 1153 den 15. Febr. auf dem Reichstage zu Bamberg, als er eben sich entschlossen hatte, einen Römerzug zu unternehmen.

II. Ihm folgte, seinem Wunsche gemäß, nicht sein noch unmündiger Sohn, sondern sein Neffe, Friedrich von Schwaben, der den Kreuzzug mitgemacht, und sich durch Tapferkeit und Klugheit außerordentlich hervorgethan hatte.

Dieser Friedrich, der Erste seines Namens, war einer der gewaltigsten unter den alten Kaisern, hochgesinnt, tapfer, mit eisernem, unbiegsamem Willen und trotziger Kraft. Auch in seinem Körper zeigte sich der großartige Geist. Seine Gestalt war männlich kraftvoll, die Gliedmassen wohl gebaut und stark. Gelbe Locken bedeckten die erhabene Stirne, und unter ihr blickten die scharfen, durchdringenden Augen. Das Kinn schmückte ein hochgelber Bart, und nach ihm hat er seinen Beynamen Barbarossa oder Rothbart erhalten. Jugendlich frische Röthe und natürliche Freundlichkeit gaben dem Gesichte den gewöhnlichen Ausdruck der Heiterkeit. Aber der feste, stolze Gang und die ganze Haltung des Körpers zeigten den Herrscher.

Da Friedrich von väterlicher Seite zu dem waiblingischen, von mütterlicher zu dem welfischen Geschlechte gehörte; so hoffte man von ihm, er werde den Streit beyder Häuser vergessen machen. Und wirklich war auch eine seiner ersten Handlungen in Deutschland zu Gunsten des welfischen Hauses. Er gab nämlich das Herzogthum Bayern wieder an Heinrich den Löwen, und entschädigte den Markgrafen Heinrich Jasomirgott dadurch, daß er Oesterreich zu einem Herzogthume erhob und mit großen Rechten und Freyheiten beschenkte.

Nun war Heinrich der Löwe wieder so mächtig, als sein Vater gewesen war, und wurde bald noch mächtiger;

denn er breitete seine Herrschaft auch nach Norden zu über Holstein, Meklenburg und Pommern aus. Da wohnten noch die wendischen Völker, die zur Zeit der Völkerwanderung aus Polen und Rußland eingerückt, und nicht deutschen Stammes waren. Diese hat Heinrich der Löwe unaufhörlich in ihren Sitzen bekriegt und zum großen Theile unterworfen, so daß er mit seiner Herrschaft von den Küsten der Ostsee der Länge nach durch Deutschland bis zu den Gebirgen der Alpen reichte. Er war ohne Bedenken der mächtigste deutsche Fürst; denn selbst der Kaiser hatte nicht so viele Länder, als er. Im Norden war eine seiner Hauptstädte Bardewick, jetzt nur ein großer Flecken nahe bey Lüneburg, damals aber eine große und mächtige Stadt; ferner Braunschweig, wo er auf dem Markte, zur Warnung für seine Feinde, einen großen Löwen aus Erz aufrichten ließ; in Bayern aber hat er München angelegt.

Der Kaiser Friedrich dagegen wollte seine Macht jenseits der Alpen, in Italien, vermehren. Dahin hat er seine Zeit und Kräfte mehr, als auf Deutschland, gerichtet; und dahin ist auch nach ihm das Bestreben seines Hauses gerichtet gewesen.

III. In Italien, besonders in dem obern Theile, gab es, wie noch heut zu Tage, viele blühende Städte: Mailand, Pavia, Cremona, Crema, Verona, Venedig, Mantua, Pisa und viele andere. Diese waren durch die Betriebsamkeit ihrer Bürger, und besonders seit den Kreuzzügen durch den Handel mit dem Morgenlande sehr reich geworden. Die am Meere gelegenen holten auf ihren Schiffen die kostbaren Waaren des Morgenlandes, und führten sie dann, mit Hülfe anderer Städte, weiter in's Land und über die Alpen nach Deutschland. Da vertheilten sich diese Waaren auf verschiedenen Wegen im Lande umher, oder wanderten weiter nach Norden zu, bis an die Nord- und Ostsee, und sogar nach England, Dänemark, Schweden und Norwegen. Auch die deutschen

Städte, die an dieser großen Handelsstraße lagen, z. B. Augsburg, Ulm, Regensburg, Nürnberg, Straßburg, Mainz, Cöln, Braunschweig, Erfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck und andere, wurden nach und nach sehr reich, und legten dazu in dieser Zeit den Grund. Aber noch viel schneller ging es mit den italienischen Städten. Sie waren in kurzer Zeit so mächtig geworden, daß der sonst mächtige Adel im Lande umher es nicht mehr mit ihnen aufnehmen konnte, sondern gezwungen war, sich mit ihnen zu verbinden, in ihre Mauern zu ziehen, und es als eine große Ehre anzusehen, daß er zu ihren Bürgern gehören durfte. Unter der unruhigen Regierung Heinrich's IV., Heinrich's V. und Lothar's von Sachsen hatten sie es sich sogar in den Sinn kommen lassen, auch die kaiserliche Oberherrschaft nur in so weit gelten lassen, als es ihnen genehm war, viele kaiserliche Rechte nicht zu achten, und sich selbst nach eigener Willkühr Obrigkeiten zu setzen. Vor allen war das Haupt der lombardischen Städte, das mächtige Mailand, hochfahrend und trotzig. Als nun der Kaiser Friedrich I. im Jahre 1154 über die Alpen ging, und den ersten großen Reichstag, nach alter Sitte, auf den roncalischen Feldern am Po-Fluße hielt, erhoben viele Orte Klagen gegen die Bedrückungen jener stolzen Stadt; und da sie sich weigerte, darauf zu antworten, ja sogar dem königlichen Schreiben die Siegel abriß, und es mit Füßen trat, da entbrannte Friedrich in seinem Zorne und erklärte sie in die Reichsacht. Gewalt brauchte er dießmal nicht gegen sie, weil er zu so wichtigem Kriege nicht gerüstet war. Zu Pavia ließ er sich indeß zum Könige der Lombardey krönen, zog dann nach Rom, wo er vom Papste Hadrian IV. am 18. Juny 1155 zum Kaiser gekrönt wurde, obgleich die Römer einen Aufruhr erregten, der nur mit Gewalt der Waffen gestillt werden konnte. (Ehe Friedrich in Rom eingezogen war, kam der Papst, der sich aus Rom nach dem wohlbefestigten Castellana geflüchtet hatte, ins deutsche Lager. Als nun der König ihm

beym Absteigen vom Pferde den Steigbügel nicht hielt, wie doch frühere Kaiser gethan, flohen die den Papst begleitenden Cardinäle eilends nach Castellana zurück, indem sie solche Versäumniß als ein böses Zeichen von der Gesinnung des neuen Kaisers ansahen. Hadrian aber stieg vom Rosse, und setzte sich auf den bereitstehenden Sessel; und nun warf Friedrich sich nieder, und küßte seine Füße. Da faßte der Papst wieder Muth, und machte dem Könige Vorwürfe, daß er ihm vorhin die schuldige Ehrerbietung nicht erzeigt; und dieser gab hierin nach, als seine Fürsten ihn versicherten, daß auch Lothar dem Papste Innocenz gleiche Ehre erwiesen habe. Doch entschuldigte er sich, stolz lächelnd, mit den Worten: „er werde es ungeschickt machen, denn er sey noch nie ein Stallknecht gewesen.«)

IV. Bald nach Rückkunft Friedrichs nach Deutschland entstanden Streitigkeiten zwischen ihm und dem Papste. Der Kaiser hatte sich nämlich im Frühjahre 1153 von seiner Gemahlinn Adelheid, einer gebornen Markgräfinn von Vohburg, »wegen Verwandtschaftsnähe« (im sechsten Grade) von einigen Bischöfen scheiden lassen, und heirathete nun Beatrix, die Erbinn von Burgund. Hadrian machte ihm über diese Scheidung Vorwürfe. Noch mehr geschah dieß, als Erzbischof Eskyl von Lund, auf der Rückreise von Rom nach Schweden, in Burgund von einigen Edlen gefangen und geplündert ward, ohne daß Friedrich gegen die Uebelthäter mit so viel Schnelligkeit und Nachdruck vorschritt, als Hadrian verlangte. Deßhalb erschienen zwey Cardinäle, Roland und Bernhard, im October 1167 auf dem Reichstage in Besançon, und überbrachten dem Kaiser päpstliche Briefe folgenden Inhalts: »Schon einmal schrieb ich deiner kaiserlichen Majestät über jene schreckliche, fluchwürdige, in Deutschland bisher unerhörte Schandthat; und ich muß sie dir nochmal in's Gedächtniß zurückrufen, weil du das Schwert, welches dir durch Gottes Gnade zum Schutze der Guten und zur Bestrafung der Bösen anvertraut ist, keineswegs gehörig gebraucht, ja den Frevlern

nicht einmal Veranlassung gegeben hast, ihre Unthat auch nur im geringsten zu bereuen. Ganz unbekannt und unbegreiflich ist mir der Grund dieses Verzuges, dieser Nachlässigkeit. Denn mein Gewissen zeihet mich keines Fehls, womit ich deiner Ehre zu nahe getreten wäre: vielmehr liebte ich dich stets als meinen theuersten Sohn, und als den christlichsten, zum Schutze des apostolischen Stuhls berufenen Fürsten. Deinerseits, ruhmwürdigster Sohn, mußt du aber vor die Augen deines Geistes zurückrufen, wie gern und wie freudig im vorigen Jahre deine Mutter, die heilige Kirche, dich aufnahm, mit welcher herzlichen Zuneigung sie dich behandelte, welche Fülle der Macht und Ehre sie dir übergab, wie sie nichts unternahm, was deinem Willen zuwider seyn konnte, und wie sie endlich durch willige Ertheilung der Kaiserkrone deine Größe zum Gipfel erhob. Auch gereuet es mich nicht, deine Wünsche überall erfüllt zu haben; sondern wenn du, was freylich unmöglich ist, noch größere Wohlthaten (Beneficia) aus meiner Hand erhalten hättest, so würde es mich freuen, bedenkend, welcher Vortheil und Zuwachs der Kirche Gottes und mir durch dich entstehen kann« u. s. w. Nachdem dieses Schreiben lateinisch vorgelesen und dann treulich verdeutscht worden war, nahmen die Fürsten an jener Stelle den größten Anstoß, wo das Kaiserthum als ein Beneficium des Papstes bezeichnet war. Denn im amtlichen Latein des Mittelalters hieß beneficium auch ein Lehen, und man glaubte: der Papst habe behaupten wollen, das deutsche Reich sey ihm lehenspflichtig. Anstatt nun den lauter werdenden Streit zu beruhigen, oder die unschuldigere Bedeutung des Wortes herauszuheben, fragte Cardinal Roland: »Von wem hat denn der Kaiser das Reich (Imperium), wenn nicht vom Papst?« Da sprang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach im höchsten Zorne auf, zog sein Schwert, und würde, in der Kirche, den Cardinal getödtet haben, wenn der Kaiser ihn nicht eiligst zurückgehalten und die Ruhe wieder hergestellt hätte. Die Car-

dinäle aber erhielten die Weisung, am nächsten Morgen ihre Rückreise nach Rom anzutreten, und zwar ohne links oder rechs vom Wege abzuweichen, oder bey Bischöfen und Aebten zu verweilen. Von dem Vorfalle selbst gab Friedrich sogleich allen deutschen Fürsten und Prälaten umständliche Nachricht, und fügte anklagend hinzu: »Hadrian habe, seines Versprechens ungeachtet, ein Gemälde nicht vertilgen lassen, worauf Lothar knieend den Papst Innocenz II. um die Krone bitte, und die Inschrift jenen einen Lehens-Mann des Papstes nenne*). Diese unerhörte und ganz sinnlose Behauptung wäre in dem Schreiben des Papstes erneuert, und dadurch Veranlassung gegeben zu Spaltung und Aergerniß. Wehe aber denen, durch welche Aergerniß komme! Wer das kaiserliche Ansehen beeinträchtige, breche auch den Frieden der Kirche, weil diese vor allen durch die von Gott gegründete Macht des Kaisers beschützt werde.« Diese und ähnliche Schreiben, und nicht minder vielfache Begünstigungen, welche Friedrich zu rechter Zeit den Bischöfen zu Theil werden ließ, erzeugten die größte Einigkeit unter den Ständen, so, daß auf ein Schreiben des Papstes an die deutschen Bischöfe, in welchen er sich über die Behandlung seiner Gesandten beklagte, und sie ermahnte, den Kaiser auf den rechten Weg zurückzuführen, einstimmig geantwortet wurde: »Durch die Worte Eures ersten Schreibens ist das ganze Reich in Bewegung gerathen; weder das Ohr des Kaisers, noch das Ohr der Fürsten vermochte sie zu ertragen; und auch wir (nicht übel deute es Eure Heiligkeit) können oder dürfen die Fassung desselben auf keine Weise billigen, weil sie ungewöhnlich, ja unerhört, und von schädlicher Zweydeutigkeit

*) Die Inschrift lautete:
„Rex venit ante fores, jurans primum urbis honores,
Post homo fit Papae, sumit quo dante coronam.“
Doch haben mehrere bemerkt, daß sich der Ausdruck „homo fit Papae“ auf den Eid beziehen könne, die katholische Kirche zu beschützen.

ist. Euer späteres an uns gerichtetes Schreiben haben wir mit schuldiger Ehrfurcht empfangen, und dem Befehle nach den Kaiser, euren Sohn und unsern Herrn, ermahnt. Allein er hat uns, Gott sey Dank! geantwortet, wie es einem katholischen Fürsten gebührt. Das Reich, sagte er, müsse beherrscht werden nach den Gesetzen und dem löblichen Brauche der Vorfahren. Frey sey die deutsche Krone von Gottes Gnade, und werde übertragen durch freye Wahl, wobey der Erzbischof von Mainz zuerst, dann jeder Fürst in seiner Ordnung stimme, der Erzbischof von Cöln die königliche, und der Papst die kaiserliche Krönung verrichte. Was darüber sey, sey vom Uebel, und kein Grund vorhanden, die Rechte der Kirche zu vermehren oder zu beschränken. Das Kaiserthum habe mit Gottes Hülfe die Kirche gehoben; jetzt wolle diese, wie es scheine, ohne Gott das Kaiserthum zerstören. Mit Gemälden habe man angefangen, Schreiben seyen gefolgt, und schon suche man diesen Gesetzeskraft beyzulegen. Wahrlich, der Kaiser werde solche Eingriffe nie dulden, sondern lieber die Krone niederlegen, als sie jemals unter seiner Regierung erniedrigen lassen.« Jetzt entschloß sich Hadrian, zwey andere Cardinäle an den Kaiser abzusenden, welche auf dem Reichstage zu Augsburg im Junius 1158 Schreiben des Inhaltes vorlegten: „Der Papst habe das Wort Beneficium nur in dem, auch von der Schrift bestätigten Sprachgebrauche genommen, wonach es eine Wohlthat und kein Lehen bedeute (beneficium est bonum factum, non feudum); er habe sich gegen Friedrich stets günstig bezeigt, und seinetwegen in Rom und anderwärts manches Ungemach erduldet: mithin verfahre der Kaiser nicht billig, wenn er im Zorne sogleich das Böseste voraussetze.“ Zugleich versprachen die Legaten so bestimmt die Achtung aller Rechte des Reiches und die Freundschaft des Papstes, der Cardinäle und der gesammten Geistlichkeit, daß der Friede wieder hergestellt, und gegenseitig alle beschränkenden Verfügungen aufgehoben wurden.

V. Im Jahre 1158 machte Kaiser Friedrich einen zweyten großen Heereszug nach Italien. Alle deutsche Fürsten, auch der König von Böhmen (diesen Namen hatte ihm Friedrich statt des herzoglichen gegeben), leisteten die Heeresfolge. Das immer noch ungehorsame Mailand wurde belagert, und ergab sich auf Gnade und Ungnade; denn der zürnende Herrscher wollte von keinen Bedingungen wissen. Demüthig flehend, erschienen die Mailänder vor ihm in einem den Deutschen ganz ungewöhnten Aufzuge: Geistliche und Weltliche kamen barfuß gezogen, die ersteren mit Kreuzen in den Händen, die Consuln und der Adel mit Schwertern auf den Nacken, die übrigen mit Stricken um den Hals; so fielen sie dem Kaiser zu Füßen und bathen um Schonung. Und dieser, welcher nur ihre Unterwerfung wollte, verzieh ihnen, ließ sie Treue schwören und versprechen, daß sie die kleineren Städte nicht an ihrer Freyheit kränken wollten, nahm dreyhundert Geiseln, und setzte ihnen einen kaiserlichen Adler auf ihren Domthurm. Allein ihre Demuth war nur äußerlich und ein Werk der Noth gewesen, und dauerte so lange, als des Kaisers Macht sie schreckte. Denn als er nun, den kaiserlichen Rechten gemäß, einen Bürgermeister in Mailand setzen wollte, fielen sie über seinen Kanzler Raynald und die übrigen Gesandten mit solcher Wuth her, daß diese nur mit genauer Noth das Leben retten konnten. Da zog der Kaiser 1160 zum dritten Male nach Italien, und gelobte, so lange seine Krone nicht wieder auf das Haupt zu setzen, bis er die übermüthige Stadt gezüchtiget habe. Zuerst belagerte und eroberte er Crema, welches mit den Mailändern im Bunde war, und machte es der Erde gleich; die Einwohner mußten in andere Orte Italiens wandern. Die starke Stadt Mailand aber konnte er erst im dritten Jahre bezwingen, nachdem viel Blut von beyden Seiten geflossen war (März 1162). Seine Langmuth war erschöpft; er beschloß, durch ein hartes Strafgericht den Geist der Widerspenstigkeit zu schrecken. Die Mailänder mußten ihr

Carrocium (das auf einem Wagen im Streite vorangeführte Hauptbanner der Stadt) mit allen Stadtschlüsseln ausliefern; dann mußten ihre Vornehmsten nach Lodi kommen, und im Angesichte dieser von ihnen verachteten und gemißhandelten Stadt, und am folgenden Tage vor seiner Gemahlinn das Schauspiel ihrer ersten Uebergabe mit Kreuzen, Schwertern, Stricken und in bloßen Füßen wiederholen. Sie thaten es dießmal mit so kläglicher Geberde, daß alle Zuschauenden bis zu Thränen gerührt wurden; von dem Kaiser aber konnten sie nichts erflehen, als nur ihr Leben. Denn er befahl, ihre Stadt in einen Steinhaufen zu verwandeln, und Salz auf die Trümmer zu streuen, zum Zeichen des Fluches über jeden, welcher an dieser Stätte wieder eine Wohnung gründen würde; und die Einwohner selbst mußten sich an vier Stellen ihres Gebietes niederlassen, wo sie unter der Aufsicht kaiserlicher Beamten leben sollten. Nun hatte die Stadt Mailand in ihrem Uebermuthe viele andere Städte hart gekränkt: Lodi, Cremona, Pavia, Vercelli, Novara und andere; diese bathen sichs zu besonderer Gnade aus, daß sie die stolze Stadt niederreissen durften, und zahlten sogar noch große Summen für diese Erlaubniß. Und so geschah es, daß durch die Stärke ihres Hasses in Kurzem vollbracht wurde, worauf gedungene Arbeiter wohl Monate verwendet hätten; denn wie durch ein plötzliches Erdbeben lagen die Mauern und Paläste und Häuser der großen, prachtvollen Stadt in Trümmern. Da setzte Kaiser Friedrich bey einem glänzenden Feste in Pavia seine Krone wiederum auf.

VI. Nach diesem Siege ließ der Kaiser die italienischen Städte durch seine Statthalter nach aller Strenge regieren*). Diese drückten nun das Land schwer, und er

*) Schon im Jahre 1158 hatte Friedrich auf einem in den roncalischen Feldern gehaltenen Reichstag durch vier Rechtsgelehrte der hohen Schule zu Bologna festsetzen lassen, welche Hoheitsrechte ihm als Kaiser gebührten, und sie hatten (nach dem römischen Rechte) als Staatsgrundgesetz aufge-

achtete der Klagen nicht, die deßhalb vor ihn gebracht wurden. Da traten die lombardischen Städte in einen großen Bund zusammen, an dem selbst solche Theil nahmen, die vorher der Mailänder Feinde gewesen waren. Venedig, Padua, Verona und Vincenza standen an der Spitze des Bundes; und eine Hauptstütze desselben war der kühne und staatskluge Papst Alexander III., ein Gegner des Kaisers, da dieser nicht ihn, sondern den Gegenpapst Victor III., und nach dessen Tode den Gegenpapst Paschalis III. unterstützte. Daher zog Friedrich, als er ein neues Heer zusammengebracht hatte, 1167 zuerst gegen Rom. Der Papst floh heimlich aus der Stadt, in der Kleidung eines Pilgrims; und die Römer, nachdem sie eine Niederlage erlitten hatten, und das Feuer der Zerstörung schon die Peterskirche erreichte, unterwarfen sich für den Augenblick und erkannten des Kaisers Papst Paschalis III. an. Allein gleich darauf brach plötzlich eine furchtbare Seuche in dem kaiserlichen Heere aus, als an einem sehr heißen Sommertage auf einen starken Regen die brennendste Sonnenhitze folgte. Die Krankheit raffte viele Tausende in wenigen Tagen fort; acht Bischöfe, vier Herzoge und einige Hunderte edler Grafen und Herren kamen um. Da schrie das Volk: »Das ist Gottes Strafe für die Flammen der Peterskirche!« Der Kaiser war genöthigt, Italien wieder zu verlassen, und fast ganz allein, heimlich und verkleidet, über die Alpen zu gehen. Die Städte aber erhoben ihr Haupt desto höher. Sogleich führten sie die Mailänder wieder in ihre alte Stadt zurück, und halfen ihnen zur Wiederaufrichtung derselben. Und nachdem dieses geschehen war, baute der lombardische Bund eine neue Stadt, als Festung gegen den Kaiser, in einer

---

stellt: daß der Kaiser Herr der Welt sey, und alle Herzogthümer, Grafschaften, Gerichtsbarkeiten, Zölle, Münzen, Fischereyen, Mühlen, Weggelder und Steuern Regalien wären. Dadurch wurden die kaiserlichen Einkünfte jährlich um 30,000 Pfund Silber vermehrt.

furchtbaren Gegend, von drey Flüssen und von tiefen Sümpfen umgeben, und nannte sie dem Papste zu Ehren Alexandria. In Jahresfrist war die Stadt fertig und mit 15,000 Kriegsmännern besetzt.

VII. Friedrich war unterdessen in Deutschland nicht unthätig. Zwar wurden die deutschen Fürsten immer schwieriger, nach Wälschland zu ziehen. Aber durch seine siegende Beredsamkeit und unermüdete Thätigkeit brachte er doch wieder ein Heer zusammen, und erschien 1174 zum fünften Male in Italien. Er belagerte die Stadt Alexandria, welche ihm den Weg versperren sollte. Sieben Monate lag er vor der Stadt. Dann, als eben sein Heer durch einen unterirdischen Gang hineindrang, zog der Gewalthaufe der lombardischen Städte wohlgerüstet heran; zugleich drängten die Bürger die hereinbrechenden Deutschen wieder hinaus und fielen das Lager an. Da mußte der Kaiser die Belagerung aufheben, und so eilig eine andere Stellung suchen, daß er genöthiget war, das eigene Lager in Brand zu stecken.

Es ward darauf eine Zusammenkunft der Parteyen zum Vergleiche nach Pavia verabredet. Der Cardinal von Ostia erschien im Namen des Papstes; des Bannes wegen grüßte er den Kaiser nicht, aber er bezeugte ihm seinen Schmerz darüber, indem er die Bewunderung seiner großen Eigenschaften aussprach. Friedrich indessen wollte keine Bedingungen eingehen, welche den Gegnern Vortheile brächten; denn er erwartete einen Zuzug seines Heeres über Como. Da dieses die Verbündeten merkten, ersahen sie schnell den günstigen Augenblick und lieferten ihm die entscheidende Schlacht bey Lignano (29. May 1176). Sie waren die stärkeren an der Zahl. Ueberall glänzte Kaiser Friedrich, wo Heldenmuth oder Rath erfordert wurde. Schon hatte er der Feinde erstes Treffen über den Haufen geworfen, und sich ihres Hauptbanners bemächtigt; aber die Mailänder wußten wohl, welches Schicksal ihnen bevorstand, wenn er siegte. Sie ermannten sich wieder, und

griffen von neuem an. Besonders tapfer kämpfte „die Schaar des Todes," neunhundert edle Jünglinge, die sich durch einen Schwur auf Leben und Tod mit einander verbunden hatten. Sie wollten um jeden Preis das Carrocium wieder gewinnen. Der Kaiser vertheidigte es auf das tapferste; da sank sein Fahnenträger mit der Reichsfahne neben ihm zu Boden. Noch diente der Helmbusch und die goldene Rüstung des Kaisers den Seinigen zum Wahrzeichen. Plötzlich stürzte auch er mit dem Rosse nieder und verschwand vor ihren Augen. Da kam Schrecken über sie, und bald waren Flucht und Verwirrung allgemein. Wie durch ein Wunder kam der Kaiser unter seinem Streitrosse wieder hervor, und durch die Flucht davon; sein Heer wurde gänzlich geschlagen.

VIII. Hierauf begehrte der Kaiser den Frieden, und Papst Alexander äußerte: »daß ihm nichts erwünschter sey, als von dem größten Helden der Welt Frieden zu erhalten; er bitte um das einzige, daß er ihn auch den Lombarden ertheile; er selbst wolle sich in jener Lande begeben.« Die beyden großen Gegner hatten sich gegenseitig achten gelernt: Friedrich wünschte eine Unterredung mit dem Papste, und dieser begab sich nach Venedig. Seine Reise dahin glich einem Triumphzuge; man sah ihn als den Retter der Freyheit, als den Vater der italienischen Freystaaten an. Auch Friedrich kam dahin (27. Jun. 1177); und indem — wie ein alter Geschichtschreiber sagt — Gott sein Herz lenkte, daß er plötzlich den löwenartigen Stolz seines Gemüthes ablegte, und mild und sanft wurde wie ein Lamm, warf er sich am Eingange der St. Marcus-Kirche vor den Füßen des Papstes nieder und küßte sie, und der Papst hob ihn mit Thränen auf, und gab ihm den Friedenskuß und führte ihn in die Kirche, und die Deutschen sangen: »Herr Gott, dich loben wir!« Am folgenden Tage fanden noch größere Feyerlichkeiten statt: der Papst selbst las, auf ausdrückliches Verlangen des Kaisers, die heilige Messe; und Friedrich, nachdem er

gleichsam als Pförtner, dem heiligen Vater den Weg durch die Menge gebahnt hatte, wohnte derselben unter dem Chore der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe bey. Als der Papst nach Beendigung des Gottesdienstes hinwegreiten wollte, hielt ihm der Kaiser den Steigbügel, und wollte ihn bis in seine entfernte Wohnung begleiten, was sich aber Alexander höflich verbat. Beyde sahen sich seitdem mehrere Male ohne äußerliche Förmlichkeiten, wobey ernste und wichtige Gespräche zwar vorwalteten, sehr häufig aber auch munterer Scherz dazwischen trat, die Erinnerungen milderte und die günstigen Hoffnungen erhöhte.

Am ersten August hielt man im Palaste des Patriarchen eine feyerliche Versammlung. Der Papst saß auf einem erhöhten Throne, zur Rechten der Kaiser, zur Linken der Erzbischof von Salerno als Stellvertreter Königs Wilhelm von Sicilien. Nachdem Alexander seine Freude über die Herstellung des Kirchenfriedens ausgesprochen, und Friedrich die Gründe seines bisherigen Widerstandes entwickelt hatte, wurde die Friedens-Urkunde vorgelesen, beschworen, und jeder Uebertreter derselben gebannt. Sie lautete folgendermassen: »Der Kaiser erkennt Alexander als rechtmäßigen Papst an, leistet ihm, was seine Vorgänger den Päpsten leisteten, und hält getreuen Frieden mit der Kirche. Deren Besitzungen giebt er zurück, und sorgt, daß den Geistlichen ersetzt werde, was ihnen seit der Kirchenspaltung um derselben willen oder ohne ordentlichen Rechtsspruch genommen ist. Ihm verbleibt der Nießbrauch der mathildischen Güter auf fünfzehn Jahre, und die hiebey gebliebenen Zweifel sollen im gütlichen Wege beseitiget werden. Es tritt eine allgemeine Vergessenheit und Verzeihung für die wechselseitigen Anhänger ein. Der Gegenpapst entsagt seiner Würde und empfängt eine Abtey; seine Cardinäle kehren in ihre früheren Verhältnisse zurück, sofern sie dieselben nicht freywillig aufgegeben oder durch Rechtsspruch verloren haben. Zur Erhaltung der Kirchen- und Reichs-Rechte leisten sich Kaiser und Papst

wechselseitigen Beystand. Für die Lombarden tritt ein Waffenstillstand auf sechs Jahre, für das sicilische Reich auf fünfzehn Jahre ein. Während dieser Zeit verlangt Friedrich von den Lombarden keinen Eid der Treue, verhängt keine Strafe wegen unterlassener Lehensmuthung, und hält kein Gericht über vergangene Dinge. Etwa neu entstehende Streitigkeiten sollen nie durch Gewalt, sondern nur durch schiedsrichterliche Urtheile beseitigt werden. Die Kaiserinn, Friedrichs Sohn Heinrich, alle Cardinäle, die römischen Edlen, die Hauptleute Campaniens, die deutschen Fürsten, die lombardischen Obrigkeiten beschwören diesen, auch alle Nachfolger verpflichtenden Vertrag.« In alle Welt gingen nunmehr Eilboten, den Kirchenfrieden zu verkündigen; und die gesammte Christenheit dankte Gott, daß man nach der Unruhe, den Fehden, den Verwüstungen so vieler Jahre sich endlich des Friedens erfreuen könne, und die innerlichen Zweifel ein Ende nehmen, welche, schwerer als alles andere, die Gewissen gedrückt und die Gemüther geängstigt hatten.

IX. Als Kaiser Friedrich im Jahre 1174 nach Italien zog, war auch Heinrich der Löwe bis in die Alpen mitgezogen, entschloß sich aber dann plötzlich, wieder umzukehren, obgleich Friedrich dringend bath und mahnte, und sogar, wie erzählt wird, die kaiserliche Hoheit so sehr vergaß, daß er dem Herzoge zu Füßen fiel. Der Stolze hob ihn nicht einmal auf, sondern zog von dannen, und seiner Abwesenheit hatte Friedrich wohl am meisten das Unglück bey Lignano zuzuschreiben. Das konnte er ihm nicht vergessen; und als er nun nach dem Frieden von Venedig nach Deutschland zurückkehrte, und von mehreren Seiten Klagen gegen den Herzog ertönten, forderte er ihn vor einen Reichstag nach Worms. Heinrich, der wohl merkte, daß es auf seinen Untergang abgesehen sey, erschien nicht. Ein zweyter Tag ward ihm nach Magdeburg angesetzt; auch da erschien er nicht. Und als er nun auf den dritten zu Goslar auch nicht kam, saß der Kaiser (1180)

über ihn zu Gericht, und die Fürsten erkannten die Entsetzung von allen seinen Reichswürden und Lehen als Strafe. Da sprach der Kaiser die Reichsacht gegen ihn aus, und vertheilte seine Lehen unter andere Fürsten. Sachsen sprach er einem Sohne Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt, zu, und Bayern dem so geistvollen als tapfern Otto von Wittelsbach, welcher dem Kaiser seit dreyßig Jahren treu gedient hatte; einen Theil Westphalens gab er dem Bischofe von Cöln unter dem Titel eines Herzogthums, und andere Stücke den Bischöfen von Magdeburg, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Verden und Münden; die Städte Lübeck und Regensburg wurden freye Reichsstädte, und in Pommern, welches nun mit dem Reiche verbunden wurde, machte Friedrich die Brüder Casimir und Bogislaus zu Herzogen. Jeder setzte sich nun in Bereitschaft, seinen Theil in Besitz zu nehmen; aber der alte Löwe wehrte sich tapfer. Sie konnten nichts gegen ihn ausrichten, und wurden sogar wiederholt geschlagen, bis Friedrich selbst mit einem Heere herbeykam. Da ward er so hart bedrängt, daß er sich endlich 1182 zu Erfurt dem Kaiser zu Füßen warf. Die Demüthigung des alten Welfenbruders, dessen stolze Seele nun gebrochen war, preßte dem Kaiser Thränen aus; er verzieh ihm. Aber damit der Feinde Haß durch die Zeit besänftiget werden möchte, rieth er ihm, auf drey Jahre Deutschland zu meiden, und bey seinem Schwiegervater, dem Könige von England, zu verweilen (seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg blieben ihm). So geschah es, gleichsam durch ein wunderbares Vorspiel des Schicksals, daß der Herzog eine Zeit lang als Verbannter in dem Lande wohnte, wo seine Nachkommen einst einen glänzenden Thron besteigen sollten *).

*) In England gebar seine Gemahlinn einen Sohn, Wilhelm, von welchem die jetzigen Könige von Großbritannien, aus dem Hause Hannover, herstammen.

X. Dieses große Beyspiel kaiserlicher Obergewalt in Deutschland mochte auch auf das Gemüth der Italiener wirken; und als im folgenden Jahre (1183) der sechsjährige Waffenstillstand mit den Lombarden abgelaufen war, und der Kaiser sich überdieß als ein gnädiger Herrscher zeigte, kam der Friede von Costnitz (25. Juny) mit ihnen zu Stande, der von nun an als Grundgesetz zwischen dem Kaiser und Oberitalien galt. Der Kaiser behielt große Rechte: er setzte die Bürgermeister durch seine Grafen, erneuerte die Würde von fünf zu fünf Jahren, behielt die oberrichterliche Gewalt, bezog noch viele Abgaben, und alle Bürger von fünfzehn bis siebzig Jahren schwuren ihm den Eid der Treue. Dafür erhielten die Städte die volle bürgerliche Freyheit innerhalb ihrer Mauern, so daß sie nach ihren Gewohnheiten leben, und neue Einrichtungen machen konnten, wie sie wollten; und ihr Bund unter einander durfte fortbestehen.

XI. Nun konnte Friedrich zum letzten Male 1186 in Frieden nach Italien ziehen; und wie in seinem Innern Ruhe und Zufriedenheit war, so bewegte sich auch Alles um ihn herum in Freude und Jubel. Die Lombarden empfingen ihn, als wenn nie Feindschaft zwischen ihnen gewesen wäre. Er ließ seinem Sohne Heinrich die eiserne Krone der Lombarden aufsetzen, und vermählte ihn mit Constantia, einer Tochter König Rogers (König Wilhelm war kinderlos), der Erbinn von Neapel und Sicilien, wodurch dem hohenstaufischen Hause neue und große Hoffnungen aufgingen. Denn wenn er im Besitze von Norditalien nun auch das untere Italien besaß, so mußte bald die ganze Halbinsel ihm unterworfen seyn, und ihre Unterwerfung konnte leicht zu der von ganz Deutschland führen.

XII. Die Nachricht von der Eroberung Jerusalem's durch Saladin brachte in dem 67jährigen Greisen noch den Entschluß hervor, an der Spitze eines großen Heeres zur Befreyung der heiligen Stadt nach Palästina zu ziehen.

Aber er kam nur bis Armenien, wo er in dem Flusse Seleph (10. Juny 1190) seinen Tod fand.

XIII. Heinrich VI. (1190—1197) war schon bey des Vaters Lebzeiten zum Nachfolger ernannt *). Aber er war dem Vater nicht ähnlich. Sein Sinn war hart und grausam; und um große Plane des Ehrgeitzes durchzuführen, stand sein Begehren nach vielem Gelde. Das zeigte sich besonders bey der Gefangenhaltung des Königs Richard Löwenherz von England.

Mit Heinrich dem Löwen, welcher nach seiner Rückkehr aus England die Ursache neuer Kriege geworden war, schloß Heinrich (1193) einen dauernden Vergleich, und die Heirath von dessen Sohn, Heinrich dem Schlanken, mit der pfälzischen Prinzessinn Agnes befestigte die Versöhnung der beyden berühmten Häuser. (Heinrich der Löwe starb im Jahre 1195.)

Nun strebte Kaiser Heinrich vor allen Dingen darnach, Neapel und Sicilien, die Erbschaft seiner Gemahlinn Constantia, seinem Hause zu versichern (1194). Aber die Grausamkeit, womit er Treue erzwingen wollte, wandte der neuen Unterthanen Gemüther nur noch mehr von ihm ab, und vermehrte den Haß gegen die Deutschen. Denn er ließ den Großen, die sich ihm widersetzten, die Augen ausstechen, sie auf Stühle von glühendem Eisen setzen und mit glühenden Kronen martern. Da wurden die Uebrigen freylich so geschreckt, daß sie Gehorsam gelobten; aber es kam nicht vom Herzen.

Wie Heinrich seinen Thron in Neapel und Sicilien durch Grausamkeit befestigt zu haben glaubte, eben so suchte er denselben in Deutschland durch List erblich zu machen. Er verhieß dafür den deutschen Reichsständen, Apulien und Sicilien unabtrennlich mit dem Reiche zu

*) Da er eben auf dem Wege nach Sicilien war, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, so begab er sich sogleich nach Rom, wo er vom Papste Cölestin III. am Ostertage zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

vereinen, die Erbfolge auch der Töchter nach dem Erlöschen des Mannsstammes in den Reichslehen einzuführen, und allen bisherigen Anrechten auf den Nachlaß der Bischöfe und Aebte zu entsagen. Auch waren schon mehr als fünfzig Fürsten dafür gewonnen. Doch der Erzbischof Conrad von Mainz und die sächsischen Fürsten widersprachen dem Entwurfe mit aller Festigkeit, und selbst der Papst, ob er gleich, einigen zweifelhaften Berichten zufolge, den Plan anfangs billigte, äußerte nachher desto bestimmter: „Eine solche Grundveränderung in allen wichtigen Verhältnissen ist stets gefährlich; denn bestehende Rechte werden offenbar gekränkt: ob und was aber jeder zuletzt gewinnt, kann niemand vorhersagen. Die innige Wechselwirkung, wonach die Fürsten ihre Lehen von dem Könige, der König seine Krone von den Fürsten erhält, ist mehr werth, als die Selbstständigkeit, welche jedem um so reitzender erscheint, je eigennütziger er nur an sich denkt und auf Kosten der Uebrigen und des Ganzen zu erwerben hofft. Eine Macht muß die andere unterstützen und wiederum in Schranken halten, und er, der Papst, wird von seinem höhern Standpuncte aus regeln und entscheiden, wenn sich das bloß Weltliche etwa verwirrt." Als Kaiser Heinrich diese Schwierigkeiten sah, stand er von seinem Vorhaben ab, brachte es jedoch dahin, daß sein erst zweyjähriger Sohn Friedrich durch freye Wahl der Stände zum Thronfolger ernannt wurde (1196).

Heinrich starb, an einer Erkältung, in Messina den 28. September 1197, in Gegenwart seiner Gemahlinn, im zwey und dreyßigsten Jahre seines Lebens.

XIV. Ohne Rücksicht auf Friedrich geschah es, daß die beyden Parteyen der Hohenstaufen und Welfen zwey Könige gegen einander wählten, und zwar jene den Bruder Heinrichs VI., Philipp von Schwaben (1197—1208); diese den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto IV. von Braunschweig (1197—1215). Beyde waren wohlgesinnte Männer, die wohl etwas Gutes hätten ausrichten

können, wenn ihre Regierung nicht mit Krieg gegen einander ausgefüllt gewesen wäre. So aber konnten Recht und Gerechtigkeit nicht gedeihen, und in der Verwirrung kam Philipp selbst ums Leben. Otto war nun allein König; aber er konnte die hohenstaufische Partey nicht gewinnen, und diese wartete nur darauf, daß der junge Friedrich, Heinrichs VI. Sohn, der in Neapel heranwuchs, alt genug wurde, um denselben als eigentlichen König aufzustellen. Dieß geschah auch im Jahre 1215, wo Friedrich von seinen Anhängern in Aachen gekrönt wurde, und Otto sank nun wirklich so in Dunkelheit zurück, daß er die letzten Jahre fast unthätig in seinen Erblanden verlebt hat. Er starb auf der Harzburg den 19. May 1218.

XV. „Friedrich II." — schreibt Johann von Müller*) — „war so heldenmüthig, als der Barbarossa. Kein Kaiser ist ihm an Einsicht gleichgekommen. Ueber die Meinungen seiner und folgender Zeiten war er vielfältig erhaben, und in seiner Person war so etwas ausnehmendes, daß er nach seinem Tode im Orient lange berühmt blieb, im Occident viele zweifelten, ob er sterben könne, und nicht vielmehr als der Antichrist bis an das Ende der Zeiten verborgen worden." Die Regierung desselben (1215—1250) ist noch mehr, wie die seines Großvaters, mit Streitigkeit in Italien, zum Theil mit den lombardischen Städten, hauptsächlich aber mit den Päpsten angefüllt**).

---

*) In den „Reisen der Päpste" (sämmtl. Werke Thl. VIII. S. 49).

**) Ueber den Gegenstand des Kampfes zwischen Friedrich II. und den Päpsten sagt Voltaire (Essais sur l'hist. gen. Tom. II. ch. LII.): „Es scheint offenbar, daß Friedrich II. die große Absicht gehabt, in Italien den Thron der neuen Cäsarn aufzurichten; und es ist ganz gewiß, daß er über Italien unumschränkt und ungetheilt herrschen wollte. Dieß ist der Knoten aller Händel, die er mit den Päpsten gehabt. Er gebrauchte abwechselnd bald Geschmeidigkeit, bald Gewalt, und der heilige Stuhl bekämpfte ihn mit den nämlichen Waffen. Die Guelfen, diese Anhänger des Papstthums, und noch mehr der Freyheit, hielten stets der Macht der Ghibel-

Digitized by Google

Im August 1220 war Friedrich nach Italien aufgebrochen, und wurde (am 22. November) in Rom von Honorius III. zum Kaiser gekrönt. Von seinem Kreuzzuge nach Palästina (1229) ist schon gesprochen worden. Nach der Rückkehr von demselben blieb er in Italien, und kam erst nach fünfzehnjähriger Abwesenheit wieder nach Deutschland, wo es unterdessen traurig und unordentlich hergegangen war, und sein eigener Sohn Heinrich, den er als Reichsverweser zurückgelassen, sich gegen ihn empört hatte. Dem Kaiser gelang es, denselben auf dem großen Reichstage zu Mainz (1235), wo 64 Fürsten und 12,000 Ritter und Edle versammelt waren, förmlich zu entsetzen; Heinrich ward gefangen genommen und nach Apulien in's Gefängniß abgeführt, wo er nach sieben Jahren starb. Auf dem nämlichen Reichstage wurden auch Gesetze über den Landfrieden gegeben, und einzelne Ruhestörer bestraft. Allein schon im folgenden Jahre ging Friedrich wieder nach Italien zurück, um dort sein ganzes Leben mit Kämpfen zuzubringen.

„Bewaffnet mit Heeresgewalt, mit Wissenschaft und mit Witz, in Entschlüssen unerschütterlich und mit unverwirrtem Geistesblicke, stritt hier Kaiser Friedrich (nachdem er die Lombarden 1273 bey Cortenuovo gänzlich auf's Haupt geschlagen, und ihre Unterwerfung auf Gnade und Ungnade verlangt hatte, und nun der Papst sich ihrer annahm) wider den Papst, dessen Land er eroberte, und der selbst in Rom oft nicht bleiben durfte. Was ihm gefiel, schien ihm nie unerlaubt; fürchterlich war auch sein Spott, weil er Kaiser war. Die Kirchen wurden entweiht und geplündert, aus den Gefäßen Küchengeschirre geschmolzen, die Leiber der Heiligen aus den Gräbern geworfen, Geistliche gefangen gelegt, geblendet, vertrieben, gehenkt, leben-

---

linen, der Anhänger des Reiches, das Gleichgewicht. Die Spaltungen zwischen Friedrich und dem heiligen Stuhle hatten nie die Religion zum Gegenstande."

dig verbrannt; verbrannt oder ertränkt oder in finstern Thürmen durch Hunger oder Gewürme oder Ungeziefer todtgepeiniget wurden die guelphischen Freyherren und Grafen; Städte aber von Grund aus zerstört, und von Ezzilino, dem Schwiegersohne (und Feldherrn) des Kaisers, 12,000 Bürger von Padua in dem Amphitheater zu Verona verbrannt oder durch Hunger zu Tode gemartert. In diesen großen Unruhen stieg ein Genueser aus dem gräflichen Hause von Lavagna auf den apostolischen Stuhl. Derselbe, Namens Innocentius IV., bot Frieden an, floh aber nach Frankreich, weil kein guter Frieden erwartet werden konnte, so lange der Kaiser den Kirchenstaat besaß. In sehr schweren Krankheiten, in großen Stürmen zur See, zu Land in größerer Noth wegen der feindlichen List, zog er über das Alpengebirg, und berief die Christenheit in die Stadt Lyon (1244). Vor den versammelten Vätern, vor dem constantinopolitanischen Kaiser, vor den Gesandten der Kronen Frankreich, Spanien und England, und vielen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren des römischen Reichs wurde der Kaiser angeklagt, nicht nur der verletzten Immunitäten, sondern zumal, daß er das Christenthum stürzen wolle, und Mosen, Christum und Mohammed weise Troubadours und glückliche Betrüger nenne. Nach Anführung vieler alten Beyspiele wurde er mit großer Feyerlichkeit wiederholt in den Bann gethan, und aller seiner Kronen verlustig erklärt" *).

In Deutschland wurde nun von einigen, meist geistlichen Fürsten Heinrich Raspe von Thüringen, und als dieser im folgenden Jahre starb, der Graf Wilhelm von Holland zum Gegenkönige gewählt. Friedrich selbst starb im Jahre 1250, von Gram immer mehr abgezehrt, auf dem Schlosse Fiorentino in Apulien. Sein Tod stellte die Ordnung nicht wieder her, sondern in Deutschland waren von neuem zwey Könige, indem

*) Joh. v. Müller in den „Reisen der Päpste."

die hohenstaufische Partey Friedrich's Sohn, Conrad, erwählte.

XVI. Conrad IV. (1250—1254) war mehr um seine Erbländer, als um Deutschland besorgt. Er ging 1251 nach Italien, und ließ seine Gemahlinn zurück, die ihm im folgenden Jahre einen Sohn gebar. König Conrad, im Bann des Papstes, wie sein Vater, eroberte zwar Neapel, machte sich aber die Einwohner dadurch zu den unversöhnlichsten Feinden, daß er dem auf dem Markte aufgestellten Pferde, dem Sinnbilde der Stadt, einen Zügel anlegen ließ. Er starb schon 1254 (21. May), der letzte König aus den Hohenstaufen.

Auch der König Wilhelm (1247—1256), welcher sich in einem Theile von Deutschland behauptet hatte, lebte nur zwey Jahre länger, und in so geringem Ansehen, daß ein gemeiner Bürger zu Utrecht mit einem Steine nach ihm warf, und ein Raubritter seine Gemahlinn auf offener Heerstraße ausplünderte. Als er im Winter des Jahres 1256 gegen die Friesen zu Felde zog, und bey Madenblick über das Eis setzen wollte, brach es unter ihm, sein schweres Pferd blieb mit ihm im Sumpfe stecken, und er ward von den Friesen erschlagen.

XVII. Von dem ganzen hohenstaufischen Geschlechte war nur noch ein Knabe, der Sohn Conrads IV., übrig geblieben, der auch Conrad hieß, aber gewöhnlich nur der kleine Conrad, Conradin, genannt wird. Er wuchs ganz still in Schwaben auf den wenig übrig gebliebenen Stammgütern seines Hauses heran; und unterdessen machte sich auf die Einladung des Papstes Urban IV. der Bruder Königs Ludwig des Heiligen von Frankreich, Carl von Anjou, mit einer großen Menge französischer Ritter auf, und nahm Neapel und Sicilien in Besitz. Als nun der junge Conrad größer wurde, und der Länder gedachte, die sein Haus besessen, und wovon eine einzige Stadt reicher sey, als alle seine deutschen Besitzungen, da erwachte der kühne Entschluß in ihm, Carln aus Unterita-

lien zu vertreiben, und seine Ansprüche auf die sicilische Krone geltend zu machen. Im Jahre 1268 zieht er aus mit seinem treuen Jugendfreunde, Friedrich von Oesterreich. Es folgen ihm treue Ritter aus Deutschland, in Italien strömen ihm die zahlreichen Anhänger der ghibellinischen Partey zu, die Römer führen ihn im Triumph in ihre Stadt ein; bald steht er dem Gegner mit einem starken Heere bey Scurcola in Unteritalien gegenüber. Auch in der Schlacht (23. August) war ihm das Glück anfangs günstig, die Feinde wurden in die Flucht getrieben. Aber bey der Verfolgung wich die Ordnung aus seinem Heere, zu früh fiel es über die Beute des feindlichen Lagers her, und in dem Augenblicke brach der Hinterhalt auf die Plündernden hervor. Sie wurden gänzlich geschlagen; und Conradin mit seinem Freunde Friedrich, nachdem sie lange ritterlich gekämpft hatten, floh nach Rom, und als er sich da unsicher glaubte, nach Astura, um zu Schiffe über Pisa nach Sicilien zu entkommen. Schon hatten sie das Schiff bestiegen, als sie eingeholt und gefangen vor Carl von Anjou geführt wurden. Dieser war so grausam, daß er den sechzehnjährigen Conradin sammt seinem Freunde Friedrich öffentlich auf dem Markte von Neapel am 29. Oct. 1268 enthaupten ließ.

Mit dem unglücklichen Conradin endigte sich das mächtige Haus der Hohenstaufen, und zwar durch eben die Besitzungen, durch welche Friedrich I. ihm den größten Glanz zu geben vermeinte. Die Erbgüter in Schwaben aber zerfielen von nun an in viele Theile, und kein Land in Deutschland war nachher in so viele kleine Herrschaften zerstückelt, als Schwaben.

3.

Das Interregnum.

(1254—1273.)

I. Nach Conrads IV. und Wilhelms von Holland Tode wollte kein deutscher Fürst die Kaiserkrone annehmen;

den meisten war mehr daran gelegen, nur ihre eigenen Erblande zu verwalten, und wo möglich zu vergrößern, als die schwere Pflicht auf sich zu nehmen, in den fast verwilderten deutschen Landen Friede und Ordnung herzustellen, und mit Selbstentsagung alle seine Kräfte dem gemeinen Besten zu widmen. Da fielen die geistlichen Churfürsten nothgedrungen auf den Gedanken, einen Ausländer zum deutschen Könige zu machen. Und noch dazu waren sie nicht einig. Die eine Partey wählte den englischen Grafen Richard von Cornwallis, die andere den König Alphons IX. von Castilien. Beyde hatten den Reichsfürsten viel Geld geboten, und Richard kam sogar, wie einige erzählen, mit 32 Wagen nach Deutschland, jeden mit acht Pferden bespannt, und darauf ein, drey Ohm haltendes, Faß mit Sterlingen angefüllt. Er hatte reiche Zinngruben in Cornwallis, damals fast die einzigen in der Welt, und daher so großen Reichthum. Mit solchen Waffen eroberte er bald vieler Herzen, und wurde auch im Jahre 1257 feyerlich zu Aachen gekrönt. Dann kehrte er bald nach England zurück, von mehreren angesehenen Deutschen begleitet. In England aber, der Heimath des Nationalstolzes, ward er nicht anders als jeder englische Große behandelt, und das verdroß die Deutschen, die mit ihm waren, so sehr, daß sie unwillig nach Hause zurückkehrten. Seit der Zeit ist Richard noch dreymal nach Deutschland gekommen, aber jedesmal nur auf einige Wochen; und Alphonsus (den man wegen seiner Kenntnisse in der Himmelskunde den Weisen nannte, der aber auf der Erde nicht so gut Bescheid wußte, indem er sein Land nicht am besten regierte) ist niemals in Deutschland gewesen.

II. In solchen Zeiten mußte wohl Unordnung und Gewaltthätigkeit von Tag zu Tag größer werden, so daß man dieselben vorzugsweise die „Zeiten des Faustrechts" nennt, weil die Faust statt des Wortes entschied, und Gewalt statt des Rechtes. Jeder Fürst hatte seinen

befestigten Sitz, jeder Ritter seine feste Burg, oft auf unzugänglichen Felsen, jede Stadt ihre schützende Mauer; und im Vertrauen auf diesen Zufluchtsort trotzte ein jeder den Forderungen des andern, selbst wenn er Unrecht hatte, bis er mit Gewalt zum Nachgeben gezwungen, oder gar nicht mehr war. Auf den Ausspruch des Richters ward wenig gehört, und so geschah es, daß, während das Reich nach Aussen tiefen Frieden hatte, im Innern die heftigsten Kriege, kleine und große, in vielen Flecken zugleich, wütheten. Die daraus entspringende allgemeine Unsicherheit drückte besonders den Landmann, der keinen Tag sicher war, daß nicht die benachbarten Edelleute auf seinen Feldern ihre Fehden ausfochten, mit den Hufen ihrer Pferde seine Saaten zerstampften, und vielleicht gar in dem allgemeinen Tumult seine Hütte über seinem Kopfe ansteckten.

III. Unter diesen Umständen bildeten sich in Westphalen die sogenannten heimlichen oder Vehm-Gerichte, und breiteten sich von da auch in andern Gegenden aus. In Dortmund war der Hauptstuhl dieser Gerichte. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser, und richteten in seinem Namen über schwere Verbrechen und Bruch des Landfriedens; die ansehnlichsten Fürsten und Ritter waren Stuhlherren und Freygrafen in demselben. Um ihren Sprüchen mehr schreckhaftes zu geben, wurden diese Gerichte heimlich, in stiller Nacht, in Wäldern und Felsenhöhlen, oder in unterirdischen Gewölben gehalten. Wenn jemand dahin geladen werden sollte, so mußten die Bannboten oder Gerichtsdiener den Ladungsbrief, der mit sieben Siegeln des Vehmgerichts versehen war, bey Nachtzeit an die Wohnung des Angeklagten oder an die nächste Heiligencapelle anschlagen, und zum Zeichen, daß sie da gewesen, drey Spähne von den Pfosten des Hauses oder von dem nächsten Baume schneiden. Oft schlugen sie auch dreymal an das Thor des Hauses, und es war ein fürchterlicher Klang in den Ohren der Bewohner, der so durch die Nacht scholl; denn nur wegen schwerer Verbrechen

wurde man vor die heilige Vehme geladen. Wollte sich der Geladene stellen, so mußte er um Mitternacht auf dem nächsten Kreuzwege bey seiner Wohnung erscheinen, und dann wurde er mit verbundenen Augen an die geheime Stelle des Gerichts, und so auch wieder weggeführt, wenn er unschuldig befunden worden. Wurde er als schuldig erkannt, so war meistens die Todesstrafe sein Loos, bisweilen auch Landesverweisung, und im gelindesten Falle Geldstrafe. Kam der Angeklagte aber auf dreymalige Ladung gar nicht vor Gericht, so hatte er dadurch selbst seine Schuld anerkannt; und wenn er noch so weit floh, so ereilte ihn der Dolch der Fronboten doch früh oder spät. Denn es waren ihrer viele, und sie hatten ihre geheimen Kundschafter überall; ein feyerlicher Eid hielt sie gebunden, daß sie ihr Geheimniß weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Freund entdecken durften. Unter einander aber erkannten sie sich an geheimen Zeichen. Eine Zeit lang hielt die Furcht vor diesen Gerichten Manchen von bösen Thaten zurück. Nachher aber artete die Vehme selbst aus, indem sich schlechte Menschen hineindrängten und unter dem Deckmantel derselben die grausamsten Handlungen gegen unschuldige Menschen verübten.

IV. Bey diesem ordnungslosen Zustande waren die Städte, wo nicht die einzigen, doch die wichtigsten Zufluchtsörter für Menschen, welche Ruhe und Frieden suchten. Sie waren damals durch ihre Mauern, mit den festen Thürmen darin, recht geschützt; und um nicht einen gar zu großen Raum mit denselben umschließen zu müssen, der schwer zu vertheidigen gewesen wäre, wurden Häuser und Straßen sehr eng zusammengebaut, wie wir es noch in den alten Städten finden. Auch die Bürger wohnten einfach und eng, und lebten mäßig; nur bey großen, seltenen Festen des Hauses wurde oft ein fürstlicher Aufwand gemacht, und eben so verwandten sie außerordentlich viel auf die großen Gebäude, besonders die Kirchen, die zur Zierde ihrer Vaterstadt gereichten. So entstand eine

neue Art der Baukunst, die gothische genannt; richtiger aber hätte man sie die deutsche nennen sollen, weil ihre edelste und erhabenste Gestalt von deutschen Meistern ausgegangen ist. Unter diesen Meistern war einer der berühmtesten Erwin von Steinbach (einem Städtchen im Badischen), der im Jahre 1277 den Thurm des Straßburger Münsters begann. Zu dem Cölner Dome wurde im J. 1248, unter dem Erzbischofe Conrad von Hochstetten der Grund gelegt, aber nur der Chor davon vollendet. Auch die Dome in Erfurt, Magdeburg, Halberstadt, Regensburg, die Stephanskirche zu Wien, die Sebalduskirche zu Nürnberg, die Elisabethkirche zu Marburg gehören zu diesen außerordentlichen Gebäuden, die mit ihren künstlich durchbrochenen hohen Thürmen, mit ihren schlanken, himmelanstrebenden Pfeilern, mit ihren reichverzierten Portalen, Kreuzen und Statuen jetzt noch als sprechende Beweise von dem ernsten und frommen Sinne unserer Vorfahren dastehen. — Wodurch aber die Städte zu dem Wohlstande gediehen, um solche Gebäude aufführen zu können, war vorzüglich der Handel; und da dieser unaufhörlich von plündernden Rittern gestört wurde, so schlossen im J. 1254 siebenzig Städte im südlichen Deutschland den rheinischen Bund; und etwas früher, 1241, vereinigten sich im nördlichen Deutschland Lübeck und Hamburg zum Schutze ihres Handels, zu welchem Vereine schon nach 50 Jahren sechzig Städte gehörten, die eine lange, bewaffnete Linie vom Niederrhein an bis nach Preußen und Liefland bildeten, und später den Namen der Hansa annahmen.

4.

Könige und Kaiser aus verschiedenen Häusern.

(1273—1473.)

I. Als Richard 1272 in England gestorben war, und Alphons sich gar nicht um das deutsche Reich bekümmerte, hielten die deutschen Fürsten im Jahre 1273 einen Reichstag

zu Frankfurt, um einen König zu wählen, der nach Aller Sinn wäre. Er sollte stark und weise seyn, um das königliche Ansehen herzustellen, aber auch nicht zu mächtig, damit die Fürsten nichts von ihm zu fürchten hätten. Beydes war schwer mit einander zu vereinigen. Aber die Vorsehung lenkte die Wahl glücklich zu des Vaterlandes Besten.

In der Schweiz und im Elsaß lebte der Graf Rudolph von Habsburg, der nicht gar mächtig an Land und Leuten war, aber durch Muth, Klugheit und Rechtschaffenheit die Achtung der Großen und des Volkes sich erworben hatte. Oft hatte er Städte gegen wilde Raubritter beschützt; lang war er Schirmvogt und Hauptmann der Städte Zürich und Straßburg und der im Eingange der Gotthard-Alpen gelegenen Waldstädte. In seinen Sitten war die zwanglose Einfalt und Offenheit eines großen Mannes; und in einem Schreiben an den Papst sagt der Erzbischof von Cöln von ihm, daß er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen und großer Frömmigkeit sey, bey Gott und Menschen beliebt, von angenehmer Gesichtsbildung, am Körper abgehärtet, und im Kriege gegen die Treulosen glücklich. Vorzüglich gefiel dem Volke seine Ehrfurcht für die Religion und ihre Diener. Einst begegnete ihm auf der Jagd ein Priester, der mit der letzten Wegzehrung zu einem Kranken eilte. Wegen des angeschwollenen Waldwassers aber war der Weg schlüpfrig und unsicher. Da sprang Rudolph von seinem Rosse, ließ den Priester aufsteigen, und führte demuthsvoll das Thier am Zügel bis vor das Haus des Kranken. Hier wartete er, bis die heilige Handlung vollbracht war, und geleitete dann den Priester zurück; das Pferd aber widmete er von nun an dem Dienste der Kirche, indem er sich für unwürdig hielt, je wieder das Thier zu besteigen, das seinen Erlöser getragen hatte. — Vor allen aber hielt ihn der Erzbischof Werner von Mainz in hohen Ehren. Als dieser einstmals nach Rom reisete, um dort das erzbischöfliche Pallium zu

holen, und ihm der Weg durch die Gebirge der Schweiz nicht sicher däuchte, ersuchte er den Grafen Rudolph, ihm von Straßburg bis an die Alpen und rückwärts das Geleit zu geben. Das that Rudolph mit aller ritterlicher Treue, und auf der Reise lernte der Erzbischof seine großen und einfachen Tugenden kennen. Beym Abschiede sprach er zu ihm: er wünschte nur so lange zu leben, bis er ihm seinen Dienst einigermassen vergelten könnte. Und dazu kam nun die Gelegenheit. Er war es, der Rudolphen vorzüglich zur Königswürde empfahl, und die deutschen Fürsten erhoben ihn auf den Thron des Reiches (29. September 1273). „Geendigt nach langem verderblichen Streit war die kaiserlose, die schreckliche Zeit, und ein Richter war wieder auf Erden." Der Papst Gregor X. erkannte und bestätigte den neuen König auf einem Concilium zu Lyon.

II. Graf Rudolph, der an solche Erhebung keineswegs dachte, erhielt die unerwartete Nachricht davon, als er eben mit Basel im Kriege war, um die vertriebene Partey des Adels, die sich die Sterner nannte, gegen die andere, die Psittcher, wieder in die Stadt einsetzen. Er sowohl als die Stadt waren darob in großer Verwunderung; und alsbald bot Rudolph, weil er nun der Mächtigere war, den Bürgern den Frieden an, und sie waren die Ersten, die ihm zu seiner Erhebung Glück wünschten. Darauf ging er nach Frankfurt, und von dort nach Aachen, wo er (31. October) feyerlich gekrönt wurde. Nach der Krönung liessen sich die anwesenden Reichsfürsten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Könige mit ihren Ländern belehnen. Zufällig war aber kein Scepter vorhanden, vielleicht, weil durch die fremden Kaiser und den Wechsel der Herrschaften die Reichskleinodien zerstreut waren. Es entstand großes Bedenken, womit der König die Belehnung vornehmen möge. Da trat Rudolph selbst ins Mittel, und ergriff ein Crucifix und gebrauchte es statt des Scepters. Denn, sagte er, ein Zeichen, durch welches die Welt erlöset ist, mag doch wohl leichtlich die Stelle eines Scepters vertreten.

Diese Rede gefiel allen Anwesenden sehr wohl. — Dann fing der neue König die Regierung an mit väterlichem Ernste und jenem Wohlwollen, welches der Geringste vom Volke bey ihm fand. Aeußerlich prangte er nicht; sein Glanz war in seinem Verdienste. Und wie er in allen Dingen auch als König blieb, was er zuvor war, eben so leutselig, eben so redlich, eben so einfach; so verachtete er in großen Schlachten eben so den Tod und die Gefahr, als da er noch keine Krone zu verlieren hatte. So wenig hielt er auf äußern Schein und prächtige Kleidung, daß er, besonders auf langen Feldzügen, sich nicht scheute, gleich seinen Kriegsgefährten einen schlechten Mantel zu tragen; und nur einmal, bey seiner ersten Zusammenkunft mit dem Papste in Lausanne (1276), findet sich's, daß er eine bedeutende Summe verwendet habe, um sich, seine Gemahlinn und seine Kinder zu kleiden.

III. Um die Gebrechen des Reiches sogleich in ihrer Wurzel zu heilen, schrieb er an alle Vasallen und Getreuen des Reichs: „Nun gedenke er mit Gottes Hülfe dem schon lange zu Grunde gerichteten gemeinen Wesen wieder aufzuhelfen, und die bis daher Unterdrückten gegen die Tyranney in Schutz zu nehmen, wozu er sich der Stände kräftige Mitwirkung verspreche." Und mit den Worten vereinigte er auch die That. Er zog durch Franken und Schwaben und am Rheinstrom umher, und wo ein Friedensstörer war, der sich nicht in die Ordnung fügen wollte, den strafte er nach der Strenge des Gesetzes. Das geschah gegen die kleineren Räuber und Ruhestörer. Aber Rudolph sah wohl ein, daß, wenn das königliche Ansehen ganz in sein altes Recht eintreten sollte, auch die großen Fürsten zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur schuldigen Ehrfurcht angehalten werden müßten. Nun war aber der König Ottokar von Böhmen, der von solcher Unterwerfung unter den deutschen König nichts hören wollte. Er war ein viel mächtigerer Fürst, als der Graf von Habsburg; er hatte außer Böhmen auch die österreichischen Erbländer,

nach dem Aussterben des herzoglichen Hauses, theils durch Verwandtschaft, theils durch Geld an sich gebracht, nun glaubte keineswegs gehorchen zu müssen. Dazu kam, daß die österreichischen Stände bittere Klagen gegen den König Ottokar erhoben, wie er sie bedrücke und viele Ungerechtigkeit übe. Also ließ Rudolph zuerst den König einladen, daß er auf dem Reichstage zu Nürnberg (1274) erscheinen und von Rechtswegen den Lehenseid leisten solle. Aber der König kam nicht, sondern schickte nur den Bischof Bernhard von Seccau als seinen Gesandten; und dieser war so dreist, vor den versammelten Fürsten eine lateinische Rede anzuheben, worin er beweisen wollte, daß König Rudolphs Wahl ungültig sey. Rudolph unterbrach ihn und sprach: »Herr Bischof! wenn Ihr etwas mit meinen Geistlichen abzumachen habt, so reimt immerhin lateinisch; wenn's aber mich oder die Reichsrechte angeht, so redet, wie es der Brauch ist!« Und die Fürsten, da sie inne wurden, der Bischof wolle Rudolphs Königswahl antasten, enthielten sich kaum, daß sie ihn nicht zur Thüre hinauswarfen. Aber der Bischof kam ihnen durch freywilliges Abtreten zuvor, und reisete eiligst von Nürnberg ab. Nun wurde ein Reichskrieg gegen den widerspenstigen Ottokar beschlossen; und im Jahre 1276 drang Rudolph schnell in Oesterreich ein, und brachte das Land auch bald in seine Gewalt, bis auf die Stadt Wien, die er belagerte. Ottokar stand an der andern Seite der Donau; aber Rudolph schlug zu Aller Erstaunen so schnell eine Brücke über den Strom, um ihn in seinem Lager anzugreifen, daß der König erschrocken den Frieden anbot. Er mußte Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain abtreten; und zur Befestigung des Friedens ward eine Heirath zwischen dem böhmischen Kronprinzen und einer von Rudolphs sechs Töchtern, und zwischen einem Sohne Rudolphs und einer böhmischen Prinzessinn verabredet. Dann kam Ottokar zu Rudolph ins Lager, that fußfällig in Gegenwart aller Bischöfe und Fürsten Abbitte, und wurde nun feyerlich von

Rudolph mit Böhmen und Mähren belehnt (25. Novemb. 1276). Hierauf gingen die Reichsfürsten, wie gewöhnlich nach einem Feldzuge, nach Hause zurück; Rudolph aber blieb mit seinen getreuen elsäßischen und schwäbischen Rittern, die mit ihm, als Grafen von Habsburg, so manche Fehde ausgefochten hatten, in Oesterreich. Als nun Ottokar glaubte, Rudolph habe keine hinreichende Macht mehr bey sich, fing er den Streit von neuem an. Allein Rudolph ging ihm mit seinem kleinen Häuflein muthig entgegen, und lieferte ihm auf dem Marchfelde, jenseits der Donau, eine blutige Schlacht. Lange war der Sieg zweifelhaft. Rudolph selbst war in Lebensgefahr, er wurde vom Pferde geworfen, und deckte sich nur mit seinem Schilde, daß er nicht zertreten wurde. Zuletzt aber siegte er. Ottokar, da schon die Seinigen flohen, focht dennoch fort, wie ein Verzweifelter. Endlich ward er von einigen aus Rudolphs Leuten sammt dem Pferde zu Boden geworfen und getödtet (26. Aug. 1278). Nun wurden die Vermählungen zwischen den beyden Königshäusern geschlossen, und das böhmische Land für Ottokars Kinder durch den Markgrafen von Brandenburg verwaltet. Oesterreich aber wandte Rudolph, mit der deutschen Fürsten Bewilligung, seinem eigenen Hause zu. Es war ja ein durch ihn für das deutsche Reich wiedererobertes Land, und einer der Churfürsten sagte in seinem Willebriefe: daß Rudolph diese Fürstenthümer, die er mit vielem Schweiß und Blut wieder an das Reich gebracht, seinen Söhnen solle zu Lehen geben können, wann es ihm immer gefällig seyn werde. Dann nahm Rudolph (1282) auf einem Reichstage zu Augsburg vor einer zahlreichen Versammlung von Fürsten und Herren die feyerliche Belehnung vor, und gab seinen Söhnen Albrecht und Rudolph die Länder Oesterreich, Steyermark, Krain und die windische Mark; Kärnthen aber gab er dem Grafen Mainhard von Tyrol, dessen Tochter sein Sohn heirathete. So ist König Rudolph der Stifter des mächtigen österreichischen Hauses geworden.

IV. Nach Beendigung dieser Dinge wandte er sich wieder, obgleich er schon hoch bey Jahren war, zu der Sorge für die Ruhe des Reiches. Er ließ die Grafen, Edelleute und Städte in den verschiedenen deutschen Landen einen Landfrieden auf fünf Jahre beschwören; und weil er wohl wußte, daß den, welcher den bösen Willen hat, das Wort nicht genugsam bindet, reisete er selbst in den Ländern umher, zerstörte die Raubburgen und bestrafte die Räuber. So hat er auf einem Zuge nach Thüringen 66 solcher Burgen zerstört und 29 Räuber von Adel hinrichten lassen. Und den Grafen Eberhard von Würtemberg, der einer der unruhigsten deutschen Fürsten war, und dessen Wahlspruch hieß: »Gottes Freund und aller Welt Feind!« belagerte er in seiner Stadt Stuttgart, und zwang ihn, die Mauern der Stadt zu zerbrechen.

Also fand Rudolph in Deutschland so viel zu thun, daß er gar nicht ernstlich daran denken konnte, nach Italien zu gehen, um sich als Kaiser krönen zu lassen. Auch pflegte er zu sagen: »Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welches zwar viele Fußstapfen der Kaiser einwärts, aber wenige mehr auswärts gingen.«

Zuletzt wollte er noch gern auf dem Reichstage zu Frankfurt 1291 seinen Sohn Albrecht von den Fürsten als deutschen König anerkennen lassen; allein die eifersüchtigen Fürsten, denen schon Rudolphs Regierung fast zu kräftig gewesen war, indem sie ihren Vortheil nicht so verfolgen konnten wie vorher, und die da meinten, Deutschland werde aufhören, ein Wahlreich zu seyn, wenn man den Sohn auf den Vater folgen ließe, verweigerten es ihm. Mißvergnügt darüber reisete Rudolph ab. Auf der Reise kündigten ihm seine Aerzte die Nähe seines Todes an. »Wohlan,« sprach er, »nach Speyer, zu den Gräbern der Kaiser!« Aber er kam nur bis Germersheim, wo er am 15. July 1201 in seinem 74. Lebensjahre starb. Er wurde nach Speyer gebracht, und neben dem Könige Philipp begraben. So hoch ehrte man sein Andenken noch lange,

daß in Deutschland die Redensart blieb: »Der hat Rudolphs Redlichkeit nicht!« —

V. Die deutschen Fürsten übertrugen nun auf dem Wahltage zu Frankfurt dem Erzbischofe Gerhard von Mainz die Ernennung des neuen Königs; und dieser ernannte seinen Vetter, den Grafen Adolph von Nassau (19. May 1292). Adolph war zwar ein tapferer Ritter, und besaß viele gute Eigenschaften; allein zu solcher Würde hatte er weder genug Klugheit, noch genug Macht und Ansehen. Sein Vermögen war so schwach, daß er nicht einmal die Kosten des Krönungsfestes bestreiten konnte; und als er sich dadurch aus der Verlegenheit helfen wollte, daß er die Juden in Frankfurt mit einer Steuer belegte, widersetzte sich der Reichsschultheiß in der Stadt; da mußte der Erzbischof Gerhard seine Stiftsgüter für ihn verpfänden.

Als Kaiser suchte Adolph in Rudolphs Fußstapfen zu treten, den Landfrieden aufrecht zu halten, dabey aber auch die Macht seines Hauses zu vergrößern. Mit beydem wollte es jedoch nicht gelingen. So strebte er die Vergrößerung seines Hauses durch solche Mittel zu bewirken, welche die Gemüther von ihm abwenden mußten. Zuerst nämlich, um Geld zu bekommen, versprach er dem Könige von England Hülfe gegen Philipp von Frankreich für eine beträchtliche Geldsumme. Zu der Hülfe kam es nicht, weil der Streit beygelegt wurde; das Geld aber wendete Adolph an, sich ein Land zu kaufen. Es herrschte damals ein böser Markgraf in Thüringen, Albrecht der Unartige; dieser verstieß seine treffliche Gemahlinn Margaretha, Tochter Kaiser Friedrichs II., und heirathete die Cunigunde von Isenberg. Die arme Mutter, als sie ihre Kinder verlassen mußte, biß im Schmerze ihres Abschiedes ihren einen Sohn Friedrich in die Wange, so daß er in der Geschichte den Namen »Friedrich mit der gebissenen Wange« erhielt. Der unnatürliche Vater aber verkaufte die Erbländer der beyden Söhne erster Ehe dem Könige Adolph, um das Geld dem Sohne der Cunigunde, Apitz, zuzuwenden. Die beyden

Söhne, Friedrich und Diezmann, kämpften, als sie herangewachsen waren, ritterlich für ihr Erbe, weil das Land ihnen treu war, und der König sah sich genöthiget, einen ungerechten Krieg gegen sie zu führen. Sie eroberten einen Theil ihrer Länder wieder.

Solch unwürdiges Verfahren hatte den König Adolph in Deutschland verhaßt gemacht. Dazu kam, daß der wankelmüthige Erzbischof Gerhard gleichfalls mit ihm unzufrieden war, weil er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, ihn nach Gefallen zu lenken. Auf seinen Antrieb wurde also in Mainz von vier Churfürsten eine Fürstenversammlung gehalten, und Adolph darüber angeklagt, daß er „Kirchen verwüstet, von einem Geringern (dem Könige von England) Sold genommen, das Reich nicht gemehrt, sondern gemindert, und den Landfrieden nicht gehandhabt habe.“ Adolph wurde dreymal vor die Versammlung geladen, und als er nicht erschien, als abgesetzt erklärt, und statt seiner Albrecht von Oesterreich zum Könige gewählt (23. Juny 1298). Adolph verlor den Muth nicht; er rückte dem neugewählten Könige entgegen, und kämpfte bey Gelheim unweit Worms um die Krone, verlor aber die Schlacht und das Leben (2. July 1298), da er unvorsichtig in die Feinde eindrang, und den Herzog Albrecht selbst angriff.

VI. Da Albrecht I. von Oesterreich es selbst fühlen mußte, daß ihm die von den verbundenen vier Churfürsten unternommene Handlung kein Recht zur Krone geben konnte: so entsagte er auf dem Wahltage zu Frankfurt seiner ersten Wahl, und wurde, nachdem er auch die drey andern Churfürsten gewonnen hatte, einstimmig zum römischen Könige gewählt (9. Aug. 1298), und nach zwey Wochen zu Aachen gekrönt. Darauf schickte er eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken nach Rom, und ließ um die Bestätigung seiner Wahl ansuchen. Allein Papst Bonifacius VIII. erklärte, daß Albrecht der Reichsregierung unfähig sey, weil er seinen Herrn und König umgebracht

habe. Doch Albrecht setzte sich über diese Erklärung des Papstes hinaus, und verband sich mit dessen Feinde, dem Könige Philipp IV. von Frankreich, dessen Schwester Blanca mit Albrechts ältestem Sohne Rudolph vermählt wurde.

König Albrecht war nicht milde und freundlich, wie sein Vater, sondern ein strenger und fast harter Herr. Zwar gegen den Mainzer Erzbischof war seine Strenge gerecht: denn da er dessen Willen nicht in allem thun wollte, derselbe aber sprach, er habe noch mehr Könige in seiner Tasche, und wirklich damit umging, einen neuen wählen zu lassen, trieb ihn Albrecht schnell zu Paaren, daß er um Gnade bitten mußte. Aber in andern Fällen waren seine Anschläge nicht immer dem Rechte gemäß. Sie gingen darauf hinaus, viel Land und Gut an sich zu bringen. Auf Thüringen, Böhmen, Holland warf er seine Blicke: da vernichtete plötzlich der Tod alle diese Entwürfe. Im Frühlinge des Jahres 1308 kam Albrecht in seine Erblande an der Grenze der Schweiz, um große Macht zum Kriege wider Böhmen zu rüsten. Mit ihm war sein junger Vetter, Johann von Schwaben, der Sohn seines Bruders Rudolph, dem er, obwohl er nun mündig geworden war, seinen Antheil an den habsburgischen Erbgütern vorenthielt. Vergeblich bath ihn der ehrgeitzige Jüngling wiederholt um sein Erbe; und als der König es immer verweigerte, faßte er endlich mit vier Rittern, welche gleichfalls gegen Albrecht Groll im Herzen trugen, den Entschluß, ihn zu ermorden. Den ersten May 1308, im zehnten Jahre seines Königreichs, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden im Aargau herunter, um nach Rheinfelden ins Hoflager zurückzukehren. Sie kamen durch die Thalgründe an die Ueberfahrt der Reuß bey Windisch. Hier drängten sich die Verschwornen zuerst mit dem Könige in den Kahn, um ihn von seinem Gefolge zu trennen, und fuhren mit ihm über das Wasser. Und als sie nun weiter ritten, durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg ist, rannte plötzlich Herzog Johann

den Speer in des Königs Hals, laut rufend: »Hier der Lohn des Unrechts!« Zu gleicher Zeit durchstach ihn auch Rudolph von Balm, und Walther von Eschenbach spaltete ihm mit seinem Schwerte den Kopf. Der König sank ohnmächtig herab in sein Blut; ein armes Weib, welches die That gesehen, eilte herbey, und in ihrem Schooße starb Albrecht. Die Verschwornen aber sprengten davon, und, von ihrem bösen Gewissen verfolgt, haben sie sich von diesem Tage an nicht mehr gesehen. Der eine von ihnen, Rudolph von Balm, wurde ergriffen, und auf dem Platze der That durchs Rad hingerichtet; die andern alle, sammt dem Herzoge, sind unbekannt im Elende gestorben.

VII. Noch kurz vor dem Tode König Albrechts ist der Grund zu der schweizerischen Eidgenossenschaft gelegt worden, und zwar, nach der Erzählung der schweizerischen Historiker (gegen welche freylich in neuerer Zeit gewichtige Einwendungen erhoben wurden), in folgender Weise. Die habsburgischen Stammgüter lagen, wie wir wissen, in der Schweiz, und machten einen Theil der jetzigen Schweizer-Cantone aus. Ein anderer Theil der Schweiz, namentlich die sogenannten Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, waren freye Glieder des deutschen Reiches, und standen unter keinem Herrn, als nur unter dem Könige. Albrecht, der vor allen Dingen seine eigene Macht vermehren wollte, wenn es auch auf Kosten des Reichs wäre, vergaß seine königliche Würde so sehr, daß er den freyen Schweizern den Antrag machen ließ: sie möchten sich aus dem Schutze des Reichs in den des Hauses Oesterreich begeben, indem sie sich dabey besser stehen würden. Die Schweizer aber wollten von solchem Antrage nichts hören. Da setzte ihnen Albrecht (wozu er als König das Recht hatte) ein Paar Reichsvögte, welche bey ihnen, wie bey allen Reichs-Unterthanen die königlichen Rechte ausüben sollten; aber er nahm dazu Männer, welche nicht im Rufe der Gerechtigkeitsliebe standen: Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg,

Diese fingen an, die Schweizer auf mancherley Weise zu drücken, damit sie doch am Ende aus Noth sich entschließen möchten, Albrechts Willen zu thun und österreichische Unterthanen zu werden. Aber dem Geßler bekam dieß bald am übelsten. Um zu erproben, wie weit sich das freysinnige Volk wohl schon möge gebeugt haben, ließ er auf dem Markte zu Altorf eine Stange, mit einem Hute darauf, aufrichten, und verlangte nun, daß alle Vorübergehenden dem Hute eben solche Ehre erweisen sollten, als ihm selber. Ein Landmann und kühner Jäger, Wilhelm Tell von Bürglen, ging vorbey und that es nicht; die Wachen aber ergriffen ihn, und der Landvogt Geßler legte ihm die unmenschliche Strafe auf, daß er seinem eigenen Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen sollte. Der unglückliche Vater weigerte sich dessen, obgleich er der beste Schütze in der ganzen Schweiz war; aber der Landvogt drohte, den Knaben vor seinen Augen zu tödten, wenn er nicht gehorchte. Da ergriff er die Armbrust, zielte, und traf so glücklich, daß der Pfeil mitten durch den Apfel fuhr. Vorher hatte er noch einen andern Pfeil in seinen Koller gesteckt. Der Landvogt fragte ihn jetzt, warum er den zweyten Pfeil zu sich gesteckt habe? »Dich selbst damit zu erschießen, wenn ich mein Kind getroffen hätte,« war Tells Antwort. Darauf ließ ihn der Landvogt in Fesseln legen, und nahm ihn mit sich in's Schiff, weil er eben über den Vierwaldstätter-See fahren wollte, um ihn nach Küßnacht in den steinernen Thurm zu bringen. Auf dem See aber erhob sich ein heftiger Sturm, und drohte, das Schiff an den Felsen zu zertrümmern. Die Schiffer verloren den Muth, und in der Angst ließ der Landvogt dem Tell, der ein tüchtiger Steuermann war, die Fesseln abnehmen, damit er das Schiff lenke. Tell ergriff das Steuer, lenkte es an eine Felsenplatte, die flach in das Wasser hineinragte, sprang darauf, stieß den Kahn mit dem Fuße in die Wellen zurück, und entfloh über die steilen Felsen. Wohl wissend, daß nun sein und seiner Kinder

Leben unwiderruflich verloren sey, wenn der Landvogt lebe, der aus dem Sturme entkommen war, lauerte er ihm auf, und erschoß ihn in der hohlen Gasse bey Küßnacht.

Diese That regte alle Gemüther auf. Schon lange waren sie über die Tyranney der Landvögte erbittert gewesen, und zuletzt hatten drey freyheitsliebende Männer, Werner Stauffacher von Schwyz, Walther Fürst vom Lande Uri, Tell's Schwiegervater, und Arnold von Melchthal in Unterwalden, mit einander einen Bund zur Befreyung des Vaterlandes geschworen. Jeder hatte zehn vertraute Männer unter seinen Freunden ausgewählt, und diese drey und dreyßig hatten sich in der Nacht Mittwochs vor Martinitag 1307 auf einer abgelegenen, von Felsen umschlossenen Wiese am Vierwaldstätter-See, das Rütli genannt, versammelt, und den alten Bund der Waldstädte beschworen. Sie wollten einander treulich beystehen zur Vertreibung der tyrannischen Vögte und zur Vertheidigung gegen die Angriffe von Oesterreich, die sie als sicher voraussehen konnten. Jetzt nun, als der Geßler durch Tell's Pfeil gefallen war, hatten sie es nur noch mit dem zweyten Vogte, dem Landenberg zu thun. Dessen Veste Sarnen wurde durch eine wohlausgedachte List gewonnen. Am Neujahrstage 1308 gingen 20 rüstige Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, als den gewöhnlichen Neujahrsgeschenken, zur Burg hinauf. Landenberg begegnete ihnen, als er gerade zur Messe herabging, und wies sie in die Burg. Da sie am Thore waren, stieß einer in ein Horn, und auf dieses Zeichen rannten 30 andere aus dem Gebüsche bewaffnet den Berg heran, während die 20 ein Eisen hervorzogen, und an ihren Stöcken befestigten. Die Burgleute wurden gefangen, und Landenberg, der Kunde von dem Vorfall erhielt, floh. Er wurde eingeholt, aber nicht getödtet, weil die Verbündeten geschworen hatten, ohne Noth kein Blut zu vergießen; sie ließen ihn schwören, den Boden der Schweiz nie wieder zu betreten, und ließen ihn über die

Grenze ziehen. Von allen Seiten erscholl nun Jubel über die so leicht und ohne Blut errungene Freyheit; und dazu befreyte sie der Tod des Königs Albrecht von der Gefahr, die ihnen von seiner Seite drohte.

VIII. Ueber die Wahl des neuen Königs konnten die Churfürsten lange nicht einig werden, so daß es dem Könige Philipp IV. von Frankreich unfehlbar gelungen seyn würde, seinen Bruder Carl von Valois auf den deutschen Thron zu bringen, wenn nicht Papst Clemens V. die Churfürsten insgeheim gewarnt, und ihnen den Grafen Heinrich von Luxemburg als den würdigsten Throncandidaten empfohlen hätte. Dieser also wurde zu Frankfurt, durch die wirksame Unterstützung seines Freundes, des Erzbischofs Petrus von Mainz, unter dem Namen Heinrich VII. zum römischen Könige gewählt (27. Nov. 1308), und sechs Wochen darauf zu Aachen gekrönt. Der Papst erkannte den neuen König, und bestimmte ihm einen Tag zur Kaiserkrönung.

Auf seinem ersten Reichstage zu Speyer erklärte Heinrich, mit Beystimmung der Reichsfürsten, den Herzog Heinrich von Kärnthen seiner Rechte auf Böhmen wegen nicht gesuchter Belehnung verlustig, und belehnte dann seinen 14jährigen Sohn Johann mit demselben.

Im September 1310 zog Heinrich nach Italien, um daselbst die gesunkene Reichshoheit herzustellen, und den Parteyen der Welfen und Ghibellinen ein Ende zu machen. Er starb aber schon am 24. August 1313 zu Buoncovento, und hinterließ Italien in größerer Verwirrung, als er es gefunden hatte.

IX. Die neue Kaiserwahl war ganz uneinig: die eine Partey, mit dem Erzbischofe von Mainz an der Spitze, wählte den Herzog Ludwig von Oberbayern; die andere mit dem Erzbischofe von Cöln, den Herzog Friedrich von Oesterreich. Da brach ein neuer Krieg in Deutschland aus. Alles theilte sich in heftigen Zwiespalt. Die Städte, besonders die in Schwaben und Elsaß, und auch die Schwei-

zer, waren für Ludwig; der Adel dagegen war meistens österreichisch. Auch hatte Friedrich eine große Hülfe an seinem Bruder, dem Herzoge Leopold, einem tapfern Ritter und Feldherrn.

X. Leopold beschloß vor allem die Ehre seines Hauses an den schweizerischen Hirten zu rächen, und zog mit einer tapfern Schaar von Rittern in ihr Land. Er drohte, »diese Bauern mit seinem Fuße zu zertreten,« und führte Stricke mit sich, ihre Vorsteher damit zu fesseln. In zween Haufen kam er auf Zug, wo schon die Gebirge ihren Anfang nehmen. Die schwere Reiterey, ganz in Eisen gehüllte Ritter, welche der Stolz und der Kern des Heeres waren, zogen in großer Anzahl voran. Es zog unter dem Herzog der ganze Adel von Habsburg, von Lenzburg und Kyburg, und unter Vielen auch der Vogt von Landenberg und das Geschlecht der Geßler, rachedurstig. Aber die Landleute der Schweiz änderten keineswegs ihre Gesinnung. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten sie sich auf. Bey anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri, und wenige Stunden darauf dreyhundert Unterwaldner; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann, Rudolph Reding von Biberegk, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. Vor allen Dingen, sagte er, müssen sie, als die an der Zahl viel schwächeren, dahin trachten, daß dem Herzoge die überlegene Macht nichts helfe. Und dann zeigte er ihnen, wie sie die Höhe des Morgarten und den Berg Sattel besetzen müßten, um des Herzogs Heer in dem engen Passe zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen, es zu trennen und abzuschneiden. Die Eidgenossen, nachdem sie, nach alter Sitte, knieend Gott um Hülfe angerufen, zogen aus, dreyzehnhundert an der Zahl, und legten sich an den Berg Sattel. Zugleich geschah es, daß fünfzig Männer aus dem Lande Schwyz eines Streites wegen vertrieben waren; diese,

da ihnen die Gefahr ihres Vaterlandes kund wurde, vergaßen ihren Streit, und kamen und legten sich auf den Morgarten, fest entschlossen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen. Die Morgenröthe des 15ten Wintermonats im Jahre 1315 ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Harnische der heranziehenden Ritter; so weit man sah, schimmerte Speer und Lanze. Der Vortrab zog in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reitern angefüllt, und die Reihen waren gedrängt. In diesem Augenblicke wälzten die Fünfzig unter lautem Geschrey viele angehäufte große Steine vom Morgarten herab, und schleuderten andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren. Als die Dreyzehnhundert auf dem Berge Sattel die dadurch entstandene Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab, und fielen in vollem Laufe den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen, und versetzten mit langen Hellebarden schwere Wunden. Da fielen viele der Grafen und Ritter und Edlen aus Leopolds Heer; zween der Geßler wurden erschlagen, und Landenberg nicht mehr verschont. Viele Pferde sprangen aus der ungewohnten Schlacht, vom glattüberfrornen Wege in die See; die meisten drängten rückwärts, und zertraten zum Theil das Fußvolk. Herzog Leopold wurde mit Mühe durch einen landeskundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, und kam auf abgelegenen Pfaden in tiefer Traurigkeit nach Winterthur. Das ganze Heer von Oesterreich nahm die unordentlichste Flucht und die Schweizer hatten binnen anderthalb Stunden ohne beträchtlichen Verlust einen vollständigen Sieg erfochten. Von dieser Zeit an wurde der Bund der Schweizer immer mehr befestigt, und immer mehr Orte darin aufgenommen.

XI. In Deutschland aber dauerte der Streit zwischen Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern noch immer fort. Viele Gegenden wurden mit Feuer und Schwert verwüstet, bis im Jahre 1322 den 28. Sept. bey Amp rte-

gen unweit Mühldorf ein entscheidendes Treffen erfolgte. Friedrich ließ sich unbesonnen in dasselbe ein, ohne seinen Bruder Leopold zu erwarten, der ihm mit Hülfe zuzog. Die Schlacht dauerte von Sonnenaufgang zehn Stunden lang. Friedrich selbst focht ritterlich in vergoldeter Rüstung vor seiner Leibwache. Um Mittagszeit aber machte Ludwigs erfahrener Feldhauptmann, Seyfried Schweppermann aus Nürnberg, eine Schwenkung, wodurch die Oesterreicher Sonne, Staub und Wind in's Gesicht bekamen, und zu gleicher Zeit fiel ihnen der Burggraf von Nürnberg mit fünfhundert Reitern in den Rücken. Dieser Haufen führte österreichische Fähnlein und Kriegszeichen, so daß Friedrich und die Seinen glaubten, Herzog Leopold komme im entscheidenden Augenblicke ihnen zu Hülfe. Als sie aber ihren Irrthum inne wurden, da kam Flucht und Unordnung unter die Oesterreicher. Friedrich selbst wurde gefangen, und nach dem festen Schlosse Trausnitz in der Oberpfalz gebracht.

XII. Ludwig war nun alleiniger Herr in Deutschland. Allein Friedrichs Bruder Leopold und andere Fürsten wollten ihn nicht als solchen anerkennen, sondern setzten den Krieg gegen ihn fort; und auch der Papst Johann XXII. (die Päpste wohnten seit dem Jahre 1305 nicht mehr zu Rom, sondern zu Avignon in Frankreich) war ihm entgegen und sprach sogar den Bann über ihn aus. Beyde Thron-Candidaten nämlich hatten schon 1317 denselben um die Bestätigung ihrer Wahl ersucht; sie waren aber beyde abgewiesen worden. Johann hielt den deutschen Thron für erledigt, eignete sich das Reichsvicariat in Italien selbst zu, und befahl allen kaiserlichen Beamten daselbst, ihre Aemter sogleich niederzulegen. Matthäus Visconti, das Haupt der Ghibellinen zu Mailand, gehorchte zwar, ließ sich aber von den Mailändern zum obersten Hauptmann ihrer Stadt erklären. Nach seinem Tode folgte ihm sein ältester Sohn Galeazzo in der mailändischen Herrschaft; und als der päpstliche Legat Bertrand die Belagerung von Mailand unternahm, schickte König Ludwig dem Galeazzo Visconti auf dessen Ansuchen

einen Trupp Reiter zu Hülfe, wodurch der Legat zum Abzuge genöthigt wurde. Darüber ward Papst Johann so erbittert, daß er dem Könige befahl, die Reichsregierung innerhalb drey Monaten niederzulegen, und ihn, als er sich nicht fügte, aller Protestation ungeachtet, in den Kirchenbann that. Da nun Johann den König Carl IV. von Frankreich auf den deutschen Thron zu erheben beabsichtigte: so beschloß Ludwig, sich mit dem Hause Oesterreich auszusöhnen. Er ging deshalb zu dem gefangenen Friedrich auf die Trausnitz, und bot ihm Entlassung aus dem Gefängnisse an, wenn er der Königskrone entsagen, und seine Brüder dahin bringen wollte, daß sie sich ihm willig unterwürfen, und ihm wider seine Feinde beystünden; wenn er aber diese Bedingungen nicht erfüllen könnte, so sollte er wieder in die Gefangenschaft zurückkehren. Friedrich ging den Vertrag ein, und wurde frey (13. März 1325). Aber der dritthalbjährige Kummer hatte ihn so entstellt, daß er, der vorher den Beynamen »der Schöne« von seiner einnehmenden Gestalt erhalten hatte, jetzt kaum von den Seinigen wieder erkannt wurde; und seine Gemahlinn, Elisabeth von Aragonien, hatte sich um ihn, im wörtlichen Verstande, blind geweint. Er erließ nun sogleich die Bekanntmachung wegen seiner Abdankung im Reiche, und ermahnte Alle, Ludwig als ihrem alleinigen Könige zu gehorchen. Allein wenige kehrten sich daran, am wenigsten seine eigenen Brüder, und Friedrich sah die Unmöglichkeit vor Augen, seinen Vertrag ganz in Erfüllung zu bringen. Mancher hätte sich mit dieser Unmöglichkeit bey sich selbst und andern entschuldiget; aber Friedrich, treu seinem Worte, ging nach München zurück, und stellte sich freywillig in die Gefangenschaft. Diese Treue rührte seinen bisherigen Gegner so sehr, daß er ihn mit offenen Armen aufnahm, ihn als seinen besten Freund hielt, mit ihm an Einem Tische aß und in Einem Bette schlief. Und dann theilten sie die Oberherrschaft in Deutschland so mit einander, daß sie sich unverbrüchliche Treue schwuren, einer den andern Bruder nannte, beyde den Namen eines deutschen

Königs führten, beyde gleichen Theil an der Regierung des Reiches hatten, und in der Vorsetzung des einen oder des andern Namens bey Urkunden von Tag zu Tag wechselten. Der Papst Johann, der die deutsche Weise nicht kannte, und dem solche Treue unerhört vorkam, schrieb an den König Carl von Frankreich: »Diese unglaubliche Freundschaft und Vertraulichkeit sey ihm aus Deutschland selbst durch ein sicheres Schreiben gemeldet worden.« Und die beyden Könige hielten die Treue auch bis an Friedrichs Tod (1330).

XIII. Drey Jahre vorher hatte sich Ludwig entschlossen, nach Italien zu gehen, und sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Zu Mailand empfing er (31. May 1327) die italienische Krone, und zog dann über Toscana, Lucca, Pisa und Viterbo nach Rom. Die Römer empfingen ihn mit außerordentlichen Freudensbezeugungen, und machten sogleich Anstalt zur Krönung. Am bestimmten Tage (17. Jan. 1328) führten sie ihn in die Peterskirche; ein Bischof salbte ihn, und der Hauptmann des römischen Volkes setzte ihm die Krone auf. Am 18. April ließ Ludwig den Papst Johann, als einen Ketzer und Majestätsschänder, absetzen, und einen Minoriten, unter dem Namen Nicolaus V., zum Papste wählen. Allein der Geldmangel nöthigte den Kaiser bald, Rom zu verlassen. Er zog sich nach Pisa, und sodann nach der Lombardey. Zu Pavia errichtete er mit seines verstorbenen Bruders Söhnen und ältestem Enkel (3. Aug. 1329) den berühmten Theilungsvertrag, wodurch er ihnen die nachherige Unter- und Oberpfalz überließ, und für sich nur Ober-Bayern behielt. Zugleich wurde darin festgesetzt, daß kein Theil seine Länder und Güter an andere verkaufen, vertauschen oder sonst veräußern, nach dem Abgange des Mannstammes der einen Linie die Prinzen der andern succediren, und die pfälzische Churstimme zwischen beyden Linien abwechseln sollte. Endlich zog der Kaiser (im Decemb. 1329) nach Deutschland zurück.

XIV. Ludwig regierte von da an noch 18 Jahre. Es waren aber unglückliche Jahre für ihn, so wie für das deutsche

Vaterland. Er selbst war fortwährend unter dem päpstlichen Banne; und so viel Mühe er sich auch gab, davon loszukommen — er hat sieben Gesandtschaften deßhalb nach Avignon geschickt: so war doch alles vergebens, weil die französischen Könige die Aussöhnung nicht zuließen. Da versammelten sich die deutschen Churfürsten zu Rense am Rheinstrom im Jahre 1338, und schlossen hier am 15. July das berühmte Bündniß, welches unter dem Namen des ersten Churvereins bekannt ist. Sie versprachen darin einander aufs feyerlichste, daß, weil das heilige römische Reich an seinen Ehren, Rechten und Gütern vielfach angegriffen, beschränkt und beschwert sey und werde, sie dasselbe einmüthig handhaben und beschützen wollten, nach all ihrer Macht und Kraft, wider jedermänniglich. Und darauf ward mit Einwilligung aller übrigen Stände durch einen Reichsschluß feyerlich erklärt: „daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß, von Rechts und alter Gewohnheit wegen, sobald einer zum König oder Kaiser gewählt sey, er sogleich vermöge der Wahl für einen wahren König und römischen Kaiser zu halten sey, ohne daß er erst die Bestätigung des Papstes nöthig habe.« Dieser Reichsschluß ward auch dem Papste durch ein besonderes Schreiben kund gethan.

Ungeachtet dieser Schritte dauerte doch die Zwietracht in Deutschland fort; denn das Haus Oesterreich hatte immer einen Grund der Feindseligkeit gegen Ludwig, und dieser erregte auch dadurch die Eifersucht anderer Fürsten, daß er die Macht seiner Familie glücklich zu erweitern strebte. Seinen Sohn Ludwig belehnte er nämlich, nach dem Aussterben des anhaltischen Mannsstammes, mit der Mark Brandenburg, und verschaffte ihm durch eine Heirath Ansprüche auf Tyrol, so wie er selbst durch seine Gemahlinn Ansprüche auf Holland erworben hatte. Ein großer Theil der Fürsten, darob erbittert, wählte auf den Betrieb des Papstes Clemens VI. im Jahre 1346 den Sohn des Königs Johann von Böhmen, Carl, zum

deutschen Könige. Ludwig überlebte diese Wahl nur Ein Jahr; er starb an einem Schlagflusse, als er eben nicht weit von München auf der Bärenjagd war, den 11. October 1347, in einem Alter von 63 Jahren.

XV. Carl IV. (1347—1378) hat lange über Deutschland regiert*), und hätte daher Zeit genug gehabt, recht viel Gutes auszurichten; aber es ist dessen nicht viel von ihm zu erzählen. Er hat mehr daran gedacht, sich und seinen Nachkommen Vortheile zu verschaffen, und sein Königreich Böhmen zu erheben, als das deutsche Reich zu mehren, obwohl schon damals der deutsche Kaiser in seinem Titel „allezeit Mehrer des Reichs« genannt wurde.

Da durch die Länder-Erwerbungen der deutschen Fürsten sich die königlichen Domainen ganz vermindert hatten: so blieb Carl in seiner Residenz Prag, und seit dieser Zeit hörte der Wechsel des königlichen Regierungssitzes auf. Als Ersatz für die so sehr geschwächten königlichen Einkünfte wußte sich Carl in den vielen Standes-Erhöhungen einen neuen Erwerbszweig zu verschaffen. Unter ihm entstand der Briefadel, wo durch ein königliches Diplom die höhere Würde ertheilt und zugesichert, und ihr nunmehriger Besitzer den bisherigen Inhabern derselben Würde gleichgesetzt wurde. So wurden Barone zu Grafen, Grafen zu Fürsten, Fürsten zu Herzogen erhoben. Am schnellsten stieg seit dieser Zeit die Macht des herzoglichen Hauses Burgund.

Für die innere Organisation Deutschlands begründete Carl (1356) in der goldenen Bulle (so genannt von der goldenen Kapsel mit dem Reichssiegel, die an dem Pergament hing) das erste Reichsgrundgesetz der Nation,

*) Das Haus Bayern stellte Carln gleich anfangs ein paar Gegenkönige auf, nämlich den Markgrafen Friedrich von Meissen, den er aber mit 10,000 Mark Silbers abkaufte, und darauf den Grafen Günther von Schwarzburg, einen tapfern Ritter, der ein gewichtigerer Gegner gewesen, wenn er nicht kränklich geworden, und bald (1349) gestorben wäre.

dessen Bestimmungen aber zunächst sich auf die Königswahl und auf die Rechte der Churfürsten beschränkten. Denn in ihr wurde das ausschließende Wahlrecht der sieben Churfürsten, Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg bestätigt, und zugleich die Primogenitur in den Ländern, auf welchen die weltliche Churwürde haftete, die Untheilbarkeit dieser Länder, die Theilung des Reichsvicariats zwischen Churpfalz und Churſachsen bey einem Interregnum, das den Churfürsten mit vielen andern Rechten ertheilte Jus de non appellando, und die Art und Weise der Königswahl zu Frankfurt und der Krönung durch Churcöln zu Aachen festgesetzt. Auch erklärte sich die goldene Bulle nachdrücklich gegen das Faustrecht, doch ohne diesem Uebel in Deutschland steuern zu können.

XVI. Auf eine andere Weise ist Carls Regierung durch die Unglücksfälle merkwürdig, die Leid und Jammer durch ganz Europa verbreiteten. Schon acht Jahre vor seiner Erwählung war ein Theil Deutschlands, so wie die benachbarten Länder Ungarn und Polen, von so ungeheuern Schaaren von Heuschrecken verheert worden, daß Augenzeugen die Felder meilenlang von ihnen bedeckt gesehen haben. Sie fraßen alles weg, was Menschen und Thieren zur Nahrung dient; und die Hungersnoth, die durch sie in einzelnen Gegenden entstand, wurde in den folgenden Jahren durch Näſſe und Mißwachs über ganz Europa verbreitet. Kaum hatten sich die Menschen von diesen Schrecknissen etwas erholt, so verfinsterte sich im Januar 1348 die Sonne plötzlich, und bald darauf entstand ein großes Erdbeben fast durch ganz Europa, welches manche Städte und Dörfer gänzlich verwüstete, und die Einwohner unter dem Schutte der Gebäude begrub. Und in dem darauf folgenden Jahre kam noch ein schrecklicheres Uebel, durch italienische Schiffe aus dem Morgenlande herübergebracht, eine Pest, der schwarze Tod genannt, weil die Menschen mit schwarzen Beulen von der Größe

eines Hühnereyes bedeckt wurden, und in wenigen Tagen, oft schon in wenigen Stunden starben. Von Italien verbreitete sich dieses Uebel nach Frankreich und Deutschland, und verwüstete diese Länder furchtbarer, als der grausamste Krieg. Ganze Städte und Flecken starben aus, daß kein lebendiges Wesen mehr darin zu finden war; in andern starb die Hälfte, ja bis zu neun Zehntheilen von allen Einwohnern, und die übrig gebliebenen standen meistentheils ihrer Verwandten und Freunde beraubt einsam da. Diese erschütternden Unglücksfälle wirkten auf die Gemüther vieler Menschen sehr stark. Hunderte von Büßenden zogen von einem Orte zum andern, den Oberleib entblößt, und geißelten sich mit knotigen und stachlichten Geißeln, daß das Blut auf ihrem Rücken herunterfloß. Auf den Marktplätzen der Städte schloßen sie gewöhnlich einen Kreis, und stellten ihre Geißelungen mit solcher Wuth an, daß endlich strenge Befehle dagegen gegeben werden mußten. Und zuletzt, da die Sache in Ketzerey und in eine Art von Wahnsinn ausartete, der selbst die Kinder ergriff, wurde sogar der päpstliche Bannfluch gegen diese Flagellanten ausgesprochen.

Eben so mußten der Papst und die Fürsten einer andern Ausschweifung durch sehr ernstliche Strafen ein Ende machen, den Judenverfolgungen nämlich, die sich um diese Zeit wieder erhoben, wie sie auch zu den Zeiten der Kreuzzüge, und mehrmals nachher stattgefunden hatten. Unter dem Volke war der Glaube verbreitet, die Juden wären es, die die große Pest durch Vergiftung der Flüsse und Brunnen und durch die Bezauberung der Luft verursacht hätten, um die ganze Christenheit mit einem Male auszurotten. Mit der größten Wuth fiel der Pöbel über die Juden her, und ermordete und verbrannte sie in den Städten der Schweiz und am Rheine hinunter. Der Haß des Volkes war im Mittelalter unauslöschlich gegen sie, weil sie durch Wucher fast allenthalben unermeßliche Reichthümer an sich zogen, und von den Fürsten, die sie in ihren

Geldangelegenheiten sehr nöthig hatten, übermäßig begünstigt wurden. Viele Tausende sind in diesen Verfolgungen umgekommen, und aus manchen Städten wurden sie gänzlich vertrieben.

XVII. Der König Carl sorgte unterdessen für das Interesse seines Hauses durch die Verbindung Schlesiens und der Lausitzen mit Böhmen, so wie durch den Ankauf der Mark Brandenburg von den Markgrafen Ludwig und Otto aus dem wittelsbachischen Stamme. Tyrol kam unter seiner Regierung an das Haus Oesterreich.

Auch in Italien ist Carl gewesen, aber nicht, wie es dem Nachfolger der großen Kaiser geziemte, welche die Oberherrschaft dieses Landes durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Er hatte, als ihn der Papst zuerst als deutschen König bestätigte, in einer Wahlcapitulation versprechen müssen, daß er, wenn er zur Krönung nach Rom komme, nur an dem Einen Tage in der Stadt erscheinen, und sie vor Abend schon wieder verlassen, und geraden Weges aus dem Kirchenstaat abziehen wolle. Nun hielt er am Ostertage 1355 seinen Einzug in Rom, ward gekrönt, und schlich sich noch an demselben Tage, unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, zur Stadt hinaus, und wieder aus dem Lande. Die Römer, die die Ursache nicht wußten, waren sehr erstaunt darüber, und Petrarca schrieb ihm sogar: »Was wohl seine Vorfahren sagen würden, wenn sie ihm so auf dem Alpengebirge begegneten?« — Im Jahre 1368 kam Carl noch einmal mit einem starken Kriegsheere nach Italien, that aber auch dießmal nichts, und ließ sich von neuem beschimpfen. Nachdem er von Siena, Florenz, Pisa und Lucca ansehnliche Geldsummen erpreßt hatte, zog er wieder nach Hause.

Ungeachtet die Churfürsten es sich schon längst zum Grundsatze gemacht hatten, nicht mehrere Prinzen aus Einem Hause unmittelbar hinter einander auf dem Throne folgen zu lassen: so getraute sich Carl dennoch, die Wahl seines ältesten Sohnes Wenceslaus durchzusetzen. Er

trat darüber mit den Churfürsten in Unterhandlung, und erkaufte ihre Stimmen mit großen Geldsummen und durch Erweiterung ihrer Rechte und Freyheiten. Zugleich aber wandte er sich an den Papst, und ersuchte ihn um seine Einwilligung. Nachdem sich Carl mit den Churfürsten vorläufig zu Rense vereiniget hatte, begab er sich mit ihnen nach Frankfurt. Hier wurde der fünfzehnjährige Wenceslaus zum römischen Könige gewählt, und einige Wochen darauf zu Aachen gekrönt (6. July 1376).

XVIII. Um diese Zeit entschloß sich der Papst Gregor XI., auf das dringende Anhalten der Italiener, den Sitz des päpstlichen Hofs nach Rom zurückzuverlegen. Wirklich langte Gregor zu Anfang des Jahres 1377 in Rom an. Aber kaum war dieses geschehen, als er wieder nach Avignon zurückzukehren beschloß. Die Ausführung dieses Entschlusses ward durch seinen Tod vereitelt (27. März 1378). Bey der Papstwahl theilten sich die Cardinäle in zwey Parteyen. Die italienische wählte, unter den Drohungen der Römer, den Erzbischof von Bari, der den Namen Urban VI. annahm; und die französische Partey mußte sich dieses gefallen lassen. Aber das heroische und rauhe Betragen des neuen Papstes nebst der Strenge seines Eifers erbitterte die französischen Cardinäle, und sie gingen, nebst drey italienischen, von Rom weg nach Fondi, erklärten Urbans Wahl für erzwungen und nichtig, und wählten den Cardinal Robert von Genf, oder Clemens VII., zum Papste, und dieser nahm seinen Sitz zu Avignon. Der Kaiser erklärte sich, mit ganz Deutschland, für Urban VI., mit dem es auch England, Portugal, Ungarn, Polen und der größte Theil von Italien hielten. Clemens VII. dagegen wurde von Frankreich, Neapel, Savoyen und Spanien unterstützt. Dieses „große Schisma“ dauerte 39 Jahre; denn erst durch das Constanzer Concilium wurde es aufgehoben.

Im Herbste 1377 machte der Kaiser Carl noch eine Reise nach Frankreich, um seinen Schwestersohn, den Kö-

nig Carl den Weisen, zu besuchen. Nicht lange nach seiner Rückkunft starb er zu Prag, den 29. November 1378, im 62. Jahre seines Alters.

XIX. Wenceslaus (1378—1400) war zur Regierung noch untauglicher, als sein Vater. Dieser war eigennützig, und gebrauchte seinen Verstand nur für den Vortheil seines Hauses; bey Wenzel aber ist man in Verlegenheit, zu bestimmen, welches sein eigentlicher Fehler gewesen sey: so sehr waren Indolenz, Willkühr, Grausamkeit, Wollust und Habsucht in seinem Wesen gemischt. Er schien ganz darauf hinzuarbeiten, das königliche Ansehen herabzuwürdigen, während einzelne Reichsglieder unter sich, zur Vertheidigung und Erweiterung ihrer Rechte, in Conföderationen zusammen traten. So bildete sich der schwäbische Bund, der aus 32, nachher aus 41 meist schwäbischen Reichsstädten bestand. Ihm entgegen stellten sich mehrere Gesellschaften des Adels: der Löwlerbund, die Gesellschaft mit den Hörnern, der Falknerbund, und andere. Da konnte es an größeren und kleineren Kriegen nicht fehlen. Die deutschen Städte nahmen sich den Schweizerbund zum Muster, und nannten sich schon Eidgenossen. Und wie in Zeiten der Parteyung und des Hasses meistens kein Theil Maaß hält, und streng bey seinem Rechte bleibt, so war die Klage der Fürsten und des Adels gewiß in vielen Fällen gegründet, daß die Städte ihnen widerrechtlich ihre dienstbaren Leute entzögen, indem sie ihnen Schutz und Bürgerrecht gewährten. Um ähnliche Klagen entstand auch im Jahre 1386 ein neuer Krieg der österreichischen Herren gegen die Schweizer.

XX. Der Herzog Leopold von Oesterreich, an Heldenmuth und Stolz dem Leopold gleich, der bey Morgarten stritt, führte bittere Klage gegen die Schweizer, weil sie solche Orte in ihren Bund aufgenommen, welche ihm unterthan waren, z. B. Entlibuch, Sempach, Meyenberg und Reichensee. Die Klage war gegründet; aber diese Orte waren durch harte und geitzige österreichische

Amtsleute gedrückt, und ferner hatte der Herzog gegen die Verträge Zölle an den Grenzen der Schweizer angelegt, die ihren freyen Verkehr hinderten. Nun sollte ein großes Heer von Rittern und Herren die trotzigen Schweizerbauern bekämpfen, und vielleicht wieder ganz in den alten Gehorsam bringen. Leopold zog mit seinem Gewalthaufen heran aus derselben Gegend, bey Baden im Aargau, wo vor 71 Jahren das Heer Herzog Leopolds des Aeltern sich gesammelt; aber er zog eines andern Weges, gegen Sempach. Hier warteten seiner die Eidgenossen in einem Walde über den Wiesen und Kornfeldern, die sich bis an das Ufer des See's erstreckten. Des Herzogs Fußvolk war noch zurück; aber in seiner Ungeduld glaubte er mit seinen Rittern allein den wenig zahlreichen Feind besiegen zu können. Er ließ die Ritter absitzen, die Pferde hinter die Schlachtordnung führen; und die Ritter schloßen sich nun zu einer festen Schlachtreihe mit vorgestreckten Speeren zusammen. Die Schweizer, nachdem sie auf den Knieen zu Gott gebethet hatten, kamen mit lautem Kriegsgeschrey von ihrem Hügel herunter, und griffen die Ritter an; aber ihre Streitärte und Schwerter waren nicht lang genug, die geharnischten Männer hinter ihren langen Speeren zu erreichen, und viele tapfere Schweizer waren schon durchbohrt gefallen. Es war ein heisser Sommertag, und viel Schweiß und Blut wurde vergossen. Da entschied Arnold von Winkelried aus Unterwalden die verzweifelte Schlacht. Vorspringend umfaßte er so viel Speere aus der Reihe der Ritter, als er mit seinen Armen umspannen konnte, und indem er mit lauter Stimme rief: »Ich will euch eine Gasse machen; sorget für mein Weib und meine Kinder, treue liebe Eidgenossen!« drückte er sich die Speere in die Brust, und riß sie mit seinem Falle mit sich nieder. Schnell drangen die Nachfolgenden durch diese Lücke ein, und schmetterten mit ihren kurzen schweren Waffen die Ritter, die sich nicht so behende rühren konnten, von beyden Seiten nieder. Da verließ das Glück die Oesterreicher: ihr Haupt-

banner sank. Der Herzog Leopold selbst ergriff es, und schwang es hoch über den Schaaren. Man redete ihm zu, sich zu retten; aber er sprach: »Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben!« stürzte sich mitten in den dichsten Haufen der Feinde, und wurde im Gedränge zur Erde geworfen. Er rang in der schweren Rüstung, sich wieder empor zu helfen; aber ein Landmann aus Schwyz erschlug ihn. Der Fall des Fürsten brach den Muth der Seinigen gänzlich. Die Ritter riefen nach ihren Pferden; aber die Troßbuben, die den schlimmen Ausgang gemerkt hatten, waren davon geritten. Da blieb ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, nichts anderes übrig, als ihren Herrn zu rächen, und ihr Leben theuer zu verkaufen. Es fanden 656 Grafen, Herren und Ritter ihren Tod. Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht (9. July 1386). Durch diesen Sieg, und durch einen andern bey Näfels (9. April 1388) schwächten die Eidgenossen Oesterreichs Macht so sehr, daß im Jahre 1389, unter Vermittelung der Reichsstädte am Bodensee, ein siebenjähriger Friede zu Stande kam, durch welchen die Schweizer alles das behielten, was sie erobert, oder was sich freywillig an sie angeschlossen hatte, Oesterreich aber seine Hauptbesitzungen im Aargau und Thurgau.

XXI. Auch in den deutschen Städten weckte das Glück der Schweizer von neuem die Kampflust; der alte Groll zwischen Adel und Bürgern kam wieder zum Ausbruch, besonders in Schwaben, am Rheinstrom und in der Wetterau. Aber es waren hier nicht die günstigen Bergpässe, und die Städter waren auch nicht den Hirten der Schweiz gleich. Sie wurden bey mehreren Gelegenheiten geschlagen, durch den Grafen Eberhard von Würtemberg bey Weil, und durch den Pfalzgrafen Ruprecht bey Worms. Da wurde 1390 durch den Landfrieden von Eger die Ruhe einigermassen wieder hergestellt.

XXII. Der König Wenzel kümmerte sich um alle diese Dinge sehr wenig, kam selten, und von 1391 an sechs Jahre lang nicht nach Deutschland. Die Böhmen, höchst unzufrieden über seine Tyranney, die besonders an der Ermordung des heil. Johannes von Nepomuk, des Beichtvaters der Königinn, sich an den Tag legte, setzten ihn sogar auf dem Prager Schlosse gefangen, bis ihn sein jüngerer Bruder Johann wieder befreyte. In Deutschland aber schritten die Fürsten endlich zu seiner Absetzung, im Jahre 1400. Die Anklage gegen ihn lautete also: »Das heilige römische Reich, die heilige Kirche, die ganze Christenheit ist von dem, von welchem sie Trost, Schutz und Hülfe haben sollte, vielmehr zerrissen, verringert und nachläßig regiert worden. Dieses alles ist ihm schon oft und ohne alle Frucht vorgestellt worden; aber er hat weder der Kirche zum Frieden verholfen, noch kümmert er sich wegen der vielen Fehden und Unruhen im Reiche, so daß keiner weiß, wo er Recht suchen, und Schutz und Sicherheit hernehmen soll. Weil demnach alle Ermahnung nichts gefruchtet, so haben die Fürsten nichts anders schließen können, als daß er gar keine Sorge mehr für das Reich hegen wolle, und entsetzen deßhalb diesen Wenzel als einen Nächläßigen und Unwürdigen hiemit des Reichs.« Am Tage darauf (21. Aug. 1400) wurde zum Könige gewählt:

XXIII. Ruprecht von der Pfalz (1400—1410). Wenzel härmte sich auch hierum wenig. Im folgenden Jahre wurde er von seinem Bruder Sigismund, König von Ungarn, von neuem gefangen genommen, und hat 19 Monate zu Wien gefangen gesessen. — Ruprecht, ein thäger und ritterlicher Mann, suchte der Königswürde wieder Ansehen zu verschaffen; aber die Zeiten waren schon zu sehr verworren, und seine Regierung war zu kurz. Ein Zug, den er nach Italien unternahm, mißlang gleichfalls. Er starb, ohne etwas Erhebliches gethan zu haben, den 18. May 1410.

XXIV. Es war nahe daran, daß es mit dem Kaiser-

thume war, wie mit dem Papſtthume, indem nämlich drey Könige zugleich aufſtanden: der abgeſetzte Wenceslaus, dann der Markgraf Jobſt oder Jodocus von Mähren, und Wenzels Bruder, Sigismund, König von Ungarn. Von den letztern beyden wurde jeder von einem Theile der deutſchen Fürſten zum Könige gewählt. Doch Jobſt von Mähren ſtarb ſchon zu Anfang des folgenden Jahres (3. Januar 1411), und in einer neuen Wahl, zu welcher auch Wenzel, mit Vorbehalt des Königstitels, ſeine Geſandten bevollmächtigt hatte, wurde Sigismund allgemein als römiſcher König angenommen (21. July 1411). Er regierte 36 Jahre, und zeigte ſich während ſeiner ganzen Regierung als einen der rechtſchaffenſten, redlichſten und treuherzigſten Männer ſeiner Zeit, und als einen der beſten Kaiſer.

XXV. Sein nächſtes Augenmerk richtete er auf die verderbliche Spaltung in der Kirche. Wohl hatte die Mehrzahl der Cardinäle ſchon auf dem Concilium zu Piſa im J. 1409 dieſelbe zu heben geſucht, indem die damaligen zwey Päpſte Gregor XII. und Benedict XIII. abgeſetzt, und ein neuer, der Cardinal Peter von Candia, als Alexander V. erwählt wurde. Aber nun waren ſtatt zweyer Päpſte ſogar drey (Alexander in Italien, Gregor in Frankreich, und Benedict in Spanien), und alſo die Spaltung noch ärger, indem jeder derſelben ſeinen Anhang hatte, und als Alexander ſtarb, ſogleich der Cardinal Balthaſar Coſſa als Johannes XXIII. zum Papſte gewählt wurde. Sigismund betrieb nun zur Herſtellung der Ordnung die Anſetzung eines allgemeinen Conciliums, handelte darüber mit dem Papſte Johannes, und vermochte dieſen dahin, daß das Concilium außerhalb Italien, zu Conſtanz oder Coſtnitz, gehalten werden ſollte. Nie iſt wohl eine Verſammlung größer und glänzender geweſen. 346 Cardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, 504 Prälaten, Lehrer und Meiſter der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, und 1600 Fürſten, Grafen, Herren und

Ritter kamen daselbst zusammen, und bisweilen stieg die Zahl aller Fremden bis auf hundert tausend.

XXVI. Papst Johannes XXIII., welcher am 9. December 1413 die Einladungsbulle zur allgemeinen Kirchenversammlung nach Constanz auf Allerheiligen-Fest des nächsten Jahres hatte ergehen lassen, hielt am 28. October 1414 seinen feyerlichen Einzug in diese Stadt, eröffnete am 1. November das Concilium mit dem Hochamte vom heiligen Geiste, und bestimmte den 16ten desselben Monats als den ersten Sitzungstag, an welchem die Beamten des Kirchenrathes erwählt werden sollten. Er nährte noch immer die Hoffnung, daß Concilium werde die beyden Gegner absetzen, und ihn, als den römischen und darum rechtmäßigen Papst, anerkennen. Diese Hoffnung schwand aber nach der Ankunft des Königs Sigismund (am Vorabende des Weihnachtsfestes) immer mehr, indem nun die Meinung unter den Versammelten lauter wurde, daß man alle drey Päpste zur Niederlegung ihres Amtes bewegen müßte, wenn das Uebel mit der Wurzel sollte ausgerottet werden. Dazu kam noch, daß Sigismund forderte, noch vor der zweyten Sitzung die Gesandten der Päpste Gregor und Benedict zu erwarten, welche denn auch bald nach dem Anfange des Jahres 1415 ankamen. Doch war noch nicht alles für Johannes verloren, da die ihm anhangenden italienischen Bischöfe wegen ihrer großen Anzahl die übrigen leicht überstimmen konnten. Allein auch dieser Trost verschwand für ihn, als beschlossen ward, daß dießmal nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen gestimmt werden sollte. Man theilte nämlich (mit Ausschließung der spanischen, welche sich den Verordnungen des Conciliums nicht unterwerfen wollte) die Versammlung in 4 Nationen, in die italienische, deutsche, französische und englische. Jede dieser Nationen hatte ihren eigenen Präsidenten, hielt ihre besondern Berathschlagungen, und brachte nach der Stimmenmehrheit ihre Beschlüsse vor das Concilium. Sobald sich diese vier Nationen versammelt hatten, erklärten sie einmüthig die

Nothwendigkeit der Abtretung aller drey Päpste. Dieß war ein Donnerschlag für Johannes, der nun allen Muth verlor, um so mehr, da er vernahm, daß man gegen ihn eine lange Anklage großer Verbrechen eingereicht habe, und hierüber eine rechtsförmliche Untersuchung fordere. Diesem Ungewitter auszuweichen, entschloß sich Johannes freywillig zu dem, wozu er vielleicht bald dürfte gezwungen werden. Er ließ nämlich in der zweyten Sitzung am 2. März seine, nur durch die Entsagung der andern zwey Päpste bedingte, Abdankungsformel öffentlich vorlesen. König Sigismund und alle Anwesende waren voller Freude; der König erhob sich sogar, küßte dem Papste die Füße, und dankte ihm im Namen der christlichen Welt, daß er ein so herrliches Beyspiel der Selbstüberwindung gegeben habe. Allein Johannes hatte nur zum Scheine nachgegeben; schon hatte er seine Abrede mit seinem Freunde, dem Herzoge Friedrich von Oesterreich, genommen. Dieser veranstaltete am 20. März ein großes Turnier, und als die Aufmerksamkeit Aller auf dieses Fest gerichtet war, entfloh der Papst, als Reitknecht verkleidet, nach Schafhausen, welches damals noch eine österreichische Stadt war. Der Herzog Friedrich folgte ihm, und in der Nacht entwichen gleichfalls alle italienische und österreichische Prälaten. Sigismund ließ nun den Herzog vor sein Gericht laden, und da er nicht erschien, that er ihn in die Reichsacht, und befahl den schwäbischen Reichsstädten und den Schweizern, dieselbe durch Wegnahme seiner Erbländer zu vollziehen. Die noch übrigen Väter aber, obschon nunmehr ohne Haupt, entschieden in der dritten Sitzung den 25. März: »daß das heilige ökumenische Concilium rechtmäßig sey zusammenberufen und angefangen worden; daß es durch die Entweichung des Papstes und anderer Personen nicht getrennt werde, und vor der gänzlichen Tilgung des Schisma, so wie vor der Reformation der Kirche am Haupte und an den Gliedern nicht getrennt werden könne.« Und in der vierten Sitzung am 30. März wagten sie es sogar folgenden

Satz aufzustellen: »Das heilige, wahrhaft allgemeine, und die ganze streitende Kirche vorstellende Concilium zu Constanz, welches sich rechtmäßig zur Tilgung des Schisma, zur Herstellung der Einigkeit und der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern versammelt hat, entscheidet und erklärt: daß es unmittelbar von Jesu Christo seine Macht erhalten habe, welcher jedermann ohne Unterschied des Standes und der Würde, selbst der päpstlichen, zu gehorchen schuldig sey in jenen Stücken, welche den Glauben und die Ausrottung der Kirchenspaltung betreffen, und daß unser Herr, der Papst Johannes XXIII., nicht Macht habe, ohne Gutheißung dieses Conciliums, den römischen Hof und dessen Beamte, noch auch überhaupt solche Personen von Constanz wegzuziehen, deren Abwesenheit die Auflösung des Conciliums verursachen, oder ihm nachtheilig seyn könnte, und daß alle Censuren und Kirchenstrafen, zu welchen er deßwegen jemand verurtheilen würde, ungültig seyn sollten.« Diesem Satze zufolge ward in der fünften Sitzung (am 6. April) ein Decret vorgelesen, worin ausdrücklich gesagt wurde: »daß der Papst gehalten sey, sowohl im Puncte der Reformation an Haupt und Gliedern, als auch in Materien des Glaubens und in der Ausrottung des Schisma dem Concilium zu gehorchen, und daß man ihn, wenn er nicht in sich ginge, nach Verdienst zur Strafe ziehen, und sogar, wenn es nöthig wäre, gerichtlichen Zwang gegen ihn brauchen würde.«

Unterdessen hatte sich Johannes immer weiter von Constanz entfernt, und war über Lauffenburg und Freyburg im Breisgau nach Neuenburg gekommen. Allein da König Sigismund mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich wieder Frieden geschlossen hatte, dessen erste Bedingung die Auslieferung des Papstes war, so sah sich Johannes genöthigt, nach Freyburg zurückzukehren, und sich zu der in der sechsten Sitzung (17. April) geforderten Abdankung durch Stellvertreter zu verstehen. In der siebenten Sitzung (den 2. May) ward beschlossen, dem Papste den Proceß zu

machen, und ein Decret abzufaſſen, kraft deſſen er innerhalb 9 Tagen perſönlich vor den Vätern »als ſeinen Richtern« zu erſcheinen habe. Dieſe Vorladung wurde an allen Kirchthüren und an den Stadtthoren zu Conſtanz angeſchlagen. Jetzt verließen den Papſt drey ſeiner Cardinäle und der größte Theil ſeiner Beamten, der Herzog von Oeſterreich entzog ihm ſeinen Schutz, und lieferte ihn dem Könige aus, der ihn im Schloſſe Rudolfszell, zwey Meilen von Conſtanz, einſperren ließ. Man ſtellte gegen ihn gerichtliche Unterſuchungen an, nicht nur über ſein Zaudern und Weigern, ſondern auch über ſeinen ganzen Lebenswandel von Jugend auf. Endlich am 29. May, in der zwölften Sitzung, wurde das Urtheil der Abſetzung über ihn geſprochen, und entſchieden, daß man ohne ſeine Einwilligung zur Wahl eines neuen Papſtes ſchreiten könne. Zwey Tage darauf machte man ihm dieſes Urtheil bekannt; er unterwarf ſich demſelben gänzlich, und ſchwur, daß er ihm niemals entgegen handeln, und ſich von dieſem Augenblicke an nicht mehr als Papſt betrachten wolle, er wolle nimmermehr eine Würde begleiten, in welcher er keinen fröhlichen Tag genoſſen, und er wäre ſo wenig geneigt, das Papſtthum zu behaupten, daß er, wenn er durch eine neue Wahl dazu erhoben würde, es nie annehmen wollte. Er wurde nun nach dem Schloſſe Gottlieben, eine halbe Meile von Conſtanz, gebracht; nachher gab man ihn dem Churfürſten von der Pfalz zur Verwahr, der ihn zuerſt nach Heidelberg und dann nach Mannheim bringen ließ. Erſt nach drey Jahren kaufte er ſich aus der Gefangenſchaft los, und ſtarb bald darauf als Cardinal-Biſchof von Frascati (1419).

Der zweyte Papſt, Gregor XII., erklärte ſich gleich anfangs bereit, ſeine Würde niederzulegen, wenn der Friede der Kirche es erfordere; er dankte nunmehr auch (in der vierzehnten Sitzung, den 4. July) durch Stellvertreter feyerlich ab, und wurde Cardinal-Biſchof zu Porto, als welcher er zwey Jahre darauf ſtarb. Benedict XIII. aber, der ſich nach Spanien geflüchtet hatte, war nicht zum Nach-

geben zu bewegen. König Sigismund selbst übernahm, auf Ersuchen der Väter, die Reise nach Spanien, um den alten Mann zur freywilligen Abdankung zu bereden; dennoch richtete er bey ihm nichts aus. Jetzt verließen ihn die Mächtigsten seiner bisherigen Anhänger, und zu Constanz ward er, nach einer langwierigen Untersuchung in der 37ten Sitzung (26. July 1417) als abgesetzt erklärt *). Von dem an traten die spanischen Cardinäle und Bischöfe als fünfte Nation den Versammelten bey.

XXVII. Nebst der Tilgung des Schisma hatten sich die Väter in Constanz auch noch die Verdammung der Ketzereyen, die sich vermittelst dieser traurigen Spaltung in Deutschland ausgebreitet hatten, zum besondern Gegenstande ihrer Sorgfalt gemacht. Johann Wiclef, Doctor der Theologie an der Universität zu Oxford und Pfarrer zu Lutervolt in der Diöcese Lincoln, war, um die zweyte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, der erste Urheber derselben. Er machte den Anfang damit, daß er einige besondere Meinungen vertheidigte, welche aber vom Papste Urban V. und von den Bischöfen Englands verdammt wurden. Um sich dagegen zu rächen, griff er die ganze Geistlichkeit an, und lehrte öffentlich: der Papst sey nicht das Oberhaupt der Kirche; die Bischöfe haben keinen Vorrang vor den gemeinen Priestern; durch eine Todsünde verlieren sie alle geistliche Macht, so daß ein Bischof oder ein Priester, der sich in einem solchen sündhaften Zustande befindet, weder weihen, noch consecriren, noch taufen könne; die äußerliche Beicht sey unnütz, wenn der Mensch wahrhaft reuig ist; im Altarssacramente sey Jesus nicht wahrhaft und wesentlich gegenwärtig u. dgl. Er hinterließ auch

*) Benedict fuhr fort, sich als Papst zu betragen, obschon ihn fast Niemand dafür erkannte. Nach seinem Tode im Jahre 1424 ließ König Alphons von Aragonien einen Domherrn von Barcellona, Aegidius Mugnos, zum Papste wählen, der sich Clemens VIII. nannte. Erst im Jahre 1429 entsagte Mugnos freywillig dem Titel eines Papstes.

eine große Anzahl Schriften, die von dem Ritter Hieronymus Faulfisch von Prag, der zu Oxford studiert hatte, nach Prag überbracht wurden. Kaiser Carl IV. hatte hier im J. 1348 eine Universität gestiftet, welche bald von Studirenden aus allen benachbarten Ländern besucht wurde. Aber Carl hatte den Deutschen viele und große Vorrechte bey derselben eingeräumt, worüber die Böhmen unzufrieden waren; und diese hatten es im Jahre 1409 dahin gebracht, daß der König Wenzel den Deutschen diese Rechte wieder nahm. Aufgebracht darüber, zogen Tausende von fremden Studenten mit ihren Lehrern aus Prag fort, und stifteten oder vermehrten andere hohe Schulen. Johannes Huß — geboren zu Hussenetz den 6. July 1373, und seit 1400 Priester und Prediger an der Bethlehems-Capelle zu Prag, und zugleich Beichtvater der Gemahlinn des Königs von Böhmen — wurde nun Rector der Universität. Schon als Prediger hatte er die schismatischen und ketzerischen Lehrsätze Wiclefs auf der Kanzel vorgetragen, und als ihm der Erzbischof von Prag deßhalb das Predigen verbot, dieselben in Privat-Unterredungen mit Bürgern und Handwerkern, Weibern und Dienstmägden auszubreiten gesucht. Diese Ausbreitung gelang ihm nun als Rector um so leichter, da er von einem Fürsten geschützt wurde, der, dem Trunke und den schändlichsten Wollüsten ergeben, für die Religion eben so wenig, als für den Staat besorgt war. Vergeblich war das Verdammungs-Urtheil des Papstes, das dieser im Jahre 1409 über die Sätze Wiclefs und die Anhänger desselben ausgesprochen hatte: Huß lachte über dieses Urtheil, und appellirte von dem übel berichteten an den besser zu berichtenden Papst. Ja er verbreitete nun desto emsiger seine Irrlehren in Städten und Dörfern, und er und seine Gehülfen, Jacobel von Meißen und Hieronymus von Prag, beeiferten sich, das Volk wider die Geistlichen aufzuhetzen. Sie widersprachen auch dem allgemeinen Ablaß, der im Jahre 1311 verkündet wurde, mit großer Dreistigkeit, und Hieronymus

unternahm es sogar, die päpstliche Ablaßbulle öffentlich unter dem Galgen zu verbrennen. Nun wurde Huß in den Bann gethan, und die Stadt Prag mit dem Interdicte belegt. Der Erfolg war, daß die Prager in zwey gleich mächtige Parteyen sich spalteten, welche als Katholiken und Hussiten gegen einander wütheten. Huß berief sich auf das Urtheil einer allgemeinen Kirchenversammlung, und hoffend, seine Entfernung würde die Ruhe wieder herstellen, verließ er die Stadt, zog sich nach seinem Geburtsorte Hussenetz, dann nach Krakowitz zurück, schrieb einige Abhandlungen zur Belehrung des Volkes, und „predigte im Lande herum, unter dem Namen des göttlichen Wortes, das Wort des Geistes, von dessen Macht er überwältiget war.“ Sobald Papst Johannes die General-Synode nach Constanz ausgeschrieben hatte, kam auch an Huß eine Vorforderung dahin, um wegen Beschuldigung der Ketzerey sich öffentlich zu rechtfertigen. Huß entschloß sich, der Vorforderung Folge zu leisten, und Wenceslaus erwirkte für ihn von König Sigismund einen Geleitsbrief (vom 18. October 1413), dessen Inhalt „den ehrsamen Meister Johannes Huß, welcher, unter des Königs und Reiches Schutz und Schirm stehend, aus Böhmen nach Constanz zur allgemeinen Kirchenversammlung reisete, allen geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen, Baronen, Herren, Städten, Dorfgemeinden, insgesammt und jedermann besonders empfahl. Sie sollten ihn freundlich aufnehmen, liebreich behandeln, und sich zu allem, was seiner Reise Schnelligkeit und Sicherheit zu Wasser und zu Lande fördern mag, bereitwillig erweisen; ihn auch mit Begleitung, Gefolge, Pferden und Gepäcke durch ihre Pässe, Ueberfahrten, Brücken, Gebiete, Herrschaften, Gerichtsbarkeiten, Städte, Marktflecken, Burgen und Dörfer, ungehindert hinziehen, daselbst verweilen und wieder zurückkehren lassen; auch, wo es nöthig wäre, ihm und den Seinigen sicheres Geleit mitgeben: aus Achtung und Ehrfurcht gegen königliche Majestät.“ Dieß war Alles

(schreibt Feßler), was der Geleitsbrief ihm gewähren, der König ihm zusichern konnte; nichts davon entzog ihn dem Urtheile der General-Synode, der Strenge bestehender Gesetze, und der Vollziehung derselben durch den weltlichen Richterstuhl.*) Huß selbst gab vor, man habe seine Lehre verläumdet, und ließ noch vor seiner Abreise zu Prag an allen Kirchthüren in drey verschiedenen Sprachen eine Schrift anschlagen, durch die er allgemein bekannt machte, daß er sich dem Urtheile des Conciliums unterwerfe, und bereit sey, sich allen über die Ketzer verhängten Strafen zu unterziehen, wenn man ihn auch nur des geringsten Irrthums wider den Glauben überweisen würde. Zettelchen gleichen Inhalts theilte er auch überall auf seiner Reise aus. Er kam am 3. November 1414 sammt seinen Vertheidigern und Vertretern in Constanz an.

„Aber anstatt hier seine Kläger durch die Reinigkeit und Einfalt seines Glaubens zu beschämen, fuhr Huß vielmehr fort, die Gottlosigkeiten Wiclefs auszustreuen, indem er heimlich in seiner Wohnung leichtsinnige und unruhige Köpfe sammelte, und ihnen das Gift seiner Irrthümer beybrachte. Endlich versuchte er, auf einem Strohwagen versteckt, aus der Stadt zu entweichen, wurde aber ertappt. Er hatte also der erste gegen die Zusage gehandelt, welche ihm war gemacht worden, um sich seiner Lehre wegen verantworten zu können, und verdiente es, daß man sich seiner bemächtigte, und ihn der Freyheit beraubte. Da fand er sich genöthiget, sein mit großer Zuversicht gethanenes Versprechen auszuführen. — Um seinen Lehrmeister und Freund zu vertheidigen, war auch Hieronymus von Prag ohne einen Geleitsbrief nach Constanz gekommen. Aber als er merkte, daß ihm ein ähnliches Schicksal, wie seinem Freunde, bevorstehen dürfte, machte er sich flüchtig, und kam bis an die böhmischen

*) S. J. Feßler „die Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen." Vierter Theil. Leipz. 1812. S. 295.

Grenzen (nach Hirschau in der Oberpfalz). Hier fing er wieder an, seine Irrlehren auszustreuen, und stieß so viele Lästerungen gegen das Concilium aus, daß endlich die Klagen an den Magistrat gelangten, der ihn anhalten und nach Constanz zurückbringen ließ. — Man gab sich alle erdenkliche Mühe, diese beyden gefährlichen Irrlehrer zurecht zu weisen. Die vornehmsten Doctoren, besonders der berühmte Gerson (Kanzler der Universität Paris), die Bischöfe, die Cardinäle, der Kaiser selbst verwendeten sich mit allem Eifer für sie. Huß schien anfangs geneigt, seine Irrthümer zu bekennen und abzulegen; ja er sagte, daß er in dieser einzigen Absicht nach Constanz gekommen sey, um sich dem Concilium zu unterwerfen. Die Freude darüber war so groß, daß man unter Läutung aller Glocken der Stadt Gott dafür zu danken befahl. Man dachte schon an Gnadengehalte für die Büsser. Allein die Häupter einer Secte sind nicht so leicht und schnell zu bekehren. Bald kehrte Huß wieder zu seinem vorigen Starrsinne zurück, und läugnete, was er gesagt und geschrieben hatte, oder gab demselben eine ganz willkührliche Auslegung. Nachdem man nun sieben Monate lang alle Mittel erschöpft hatte, ihn auf bessere Gesinnungen zu bringen; nachdem der Kaiser selbst ihm inständiger als jemals zugeredet hatte, sich dem Concilium zu unterwerfen, und nichts erzwecken konnte, so wurde er in der fünfzehnten Sitzung *), den 6. July 1415, als ein offenbarer Ketzer erklärt, der überdieß noch in vierzig Puncten des Aufruhrs überwiesen war; dann wurde er degradirt, und dem weltlichen Gerichte übergeben. Man setzte ihm hernach eine Haube von Papier auf den Kopf, mit der Aufschrift: „Dieser ist ein Erzketzer," und führte ihn zum

*) In der nämlichen Sitzung wurde auch die von einem französischen Geistlichen aufgestellte ruchlose Lehre von der Erlaubtheit und Verdienstlichkeit des Tyrannenmordes verdammt.

Scheiterhaufen *). Als er schon an den Pfahl gebunden war, näherten sich der Herzog von Bayern und der Graf von Pappenheim, und ermahnten ihn noch einmal, in sich zu gehen. Allein er that gerade das Widerspiel, betheuerte immer seine Unschuld, und während er noch eine eindringende Rede an das Volk hielt, zündeten die Gerichtsdiener das Feuer an, welches ihn endlich unter seinen aufrührerischen Klagen erstickte. — Hieronymus von Prag folgte dem Beyspiele seines Lehrmeisters. Man bemühete sich drey Monate lang, ihn zum Geständniß und zur Abschwörung seiner Irrthümer zu bringen. Endlich that er dergleichen, als wollte er sich ergeben. Man führte ihn dem Concilium in der 19ten Sitzung, den 23. September, vor; er bestieg die Kanzel, und schwur die Irrthümer des Wiclef und Huß ab, legte das römisch-katholische Glaubensbekenntniß ab, und betheuerte, daß er in diesem Glauben leben und sterben wolle. Er setzte sogar hinzu, daß, wenn er wieder in die Ketzerey zurückfallen würde, er sich aller Strenge der canonischen und bürgerlichen Gesetze unterwerfen wolle. Allein er hielt nicht Wort. Da er sah, daß er sich durch seine Abschwörung die Verachtung seiner Secte, deren Abgott er war, zugezogen, ohne die Achtung der Katholiken zu gewinnen: so versöhnte er sich wieder mit seinen Anhängern, und versuchte zum zweyten Male zu entweichen. Er wurde aber wieder ergriffen, und behauptete nun hartnäckiger als zuvor seine Irrthümer. Man übergab ihn also auch dem weltlichen Arm, und er wurde, wie Huß, verbrannt (30. May 1416). Diese beyden Irrlehrer gaben sich in den letzten Augenblicken ihres unseligen Todes einen großen Anschein der Frömmigkeit und Unerschrockenheit." **)

---

*) Nach dem 351sten, von Kaiser Friedrich II. bestätigten Gesetze des schwäbischen Landrechts.

**) S. Berault-Bercastel „Geschichte der Kirche" in einem getreuen Auszuge. V. B. Augsb. u. Wien. 1822. S. 516—518.

XXVIII. Noch blieben zwey Gegenstände den zu Constanz versammelten Vätern übrig, nämlich die Verbesserung der Kirchenzucht und die Wahl eines neuen Papstes. Die Verbesserung betraf weder den Glauben, noch die Grundsätze der Moral, worin die Lehre der Kirche einstimmig und unveränderlich ist; sie betraf einzig die Lebensart der Geistlichen und der gläubigen Laien. Auch vereinigten sich alle Stimmen über die Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung: nur konnte man sich anfänglich nicht über die Zeit verstehen, wann dieselbe sollte vorgenommen werden. Der König mit den Deutschen und Engländern verlangte, daß man sich ohne Verzug damit befassen sollte; die Cardinäle hingegen mit den Italienern, Spaniern und Franzosen glaubten, daß, weil die Herstellung einer vollkommenen Einigkeit der Hauptgegenstand der Versammlung wäre, die Wahl eines neuen Papstes vorhergehen müsse. Diese letztere Meinung ward beliebt, und man beschloß in der 40ten Sitzung, die den 30. October 1417 gehalten wurde: der künftige Papst sollte die Kirche in ihrem Haupte und in ihren Gliedern nach den Regeln der Billigkeit und einer klugen Verwaltung verbessern; er sollte diese Verbesserung einstimmig mit dem Concilium oder dessen Deputirten, und noch vor der Trennung dieser Versammlung vornehmen. Man bestimmte zu gleicher Zeit die vornehmsten Puncte der Reformation, und verordnete, daß zu diesem Zwecke nach 5 Jahren wieder ein allgemeines Concilium, eines nach 7 Jahren gehalten, und so von 10 zu 10 Jahren fortgefahren werden sollte. Nach diesen Vorkehrungen dachte man an nichts mehr, als an die Wahl des Papstes. Es wurde verordnet, daß das Conclave für dieses Mal nicht allein aus den Cardinälen, deren 23 waren, sondern auch aus dreyßig Deputirten der Nationen, deren eine jede sechs ernannte, bestehen sollte; alle diese zusammen machten 53 Stimmen aus, und der Erwählte mußte zwey Drittheile haben; übrigens sollten alle für die Papstwahlen

gemachten Gesetze beobachtet werden. Am 8. November 1417 gingen die Wähler ins Conclave, und am 11. Vormittags fielen alle Stimmen auf den Cardinal Otto Colonna, der zum Andenken des Heiligen, dessen Fest an diesem Tage begangen wird, den Namen Martinus V. annahm. Er wurde den 21. November gekrönt, nachdem er vorher durch drey Tage nach einander zum Diacon, Priester und Bischofe war geweiht worden. Die ganze christliche Welt frohlockte über seine Erhebung, die er schon durch seine Geburt, noch mehr aber durch seine Gelehrsamkeit, seine Tugend, seine Liebe zur Gerechtigkeit, seine Entfernung vom Eigennutz, seine Eingezogenheit, und besonders durch seine einnehmenden Sitten allerdings verdient hatte.

Nach der Wahl des Papstes wurden noch vier Sitzungen gehalten, in denen er den Vorsitz führte. Da alles nach der Reformation geschrieen hatte, so hielt er sich verbunden, Hand daran zu legen. Allein die Sachen hatten schon eine ganze andere Gestalt angenommen. Martinus wollte das nicht anerkennen, was die Versammelten früher über die Zurechtweisung, Bestrafung, Absetzung eines Papstes und über andere Reformationspuncte ausgesprochen hatten. Daher kam dieses Geschäft nicht in den Gang, den mehrere sich versprochen oder gewünscht hatten. Unterdessen machte doch der neue Papst in der 43ten Sitzung (21. März 1418) sieben Puncte bekannt, welche die Reformation betrafen. Auch ging er noch mit einer jeden Nation besondere Concordate ein, die ebenfalls Bezug auf die Kirchendisciplin hatten. Und weiter trieb man gegenwärtig die Forderungen nicht, indem man hoffte, in den nach kurzer Zeit abzuhaltenden Kirchenversammlungen nach und nach das zu Stande zu bringen, was man jetzt nur erst angefangen hatte. In der 44ten Sitzung (19. April) kündigte man wirklich das nächste Concilium an, und bestimmte die Stadt Pavia zum Versammlungsorte der Väter.

XXIX. Gegen das Ende des Conciliums kam noch

ein Gegenstand zur Sprache, der die ganze Aufmerksamkeit des Papstes auf sich zog. Auf die erste Nachricht von der Todesstrafe des Johann Huß entstand zu Prag ein gewaltiger Aufruhr. Seine Schüler hatten sich eilends in der Schloßkapelle versammelt, um ihm die einem Martyrer zustehenden Ehren zu erweisen. Auch sandten ungefähr sechzig vom Adel nach Constanz ein Schreiben voll Bitterkeit, worin sie sich über das Verfahren gegen ihren Landsmann beklagten, und vom Concilium an den Papst appellirten, welcher erwählt werden sollte. Allein die Vorstellungen derselben fanden bey dem Papste kein Gehör; er ließ vielmehr am 21. Februar 1418 zwey Bullen ergehen, um dem Fortgange der Ketzerey Einhalt zu thun. In der ersten verdammte er 45 Sätze des Wiclef und 30 des Huß; in der zweyten bestätigte er alle vom vorigen Papste und von den versammelten Vätern gegen Wiclef, Huß und Hieronymus von Prag erlassenen Decrete.

XXX. Endlich wurde am 22. April 1418 die 45te und letzte Sitzung gehalten. Der Papst, nachdem er einige Tage vorher die Appellationen von den Beschlüssen des heiligen Stuhls als des unumschränkten Richters strenge verboten hatte, gab in dieser Sitzung die Erklärung von sich: „er werde alles unverletzlich halten und beobachten, was in Glaubenssachen durch das gegenwärtige Concilium concilienmäßig beschlossen und decretirt worden; und was so concilienmäßig und nicht anders noch auf andere Weise geschehen, heiße er gut und bestätige es.“ Hierauf wurden die Väter, nachdem sie vom Monate November 1414 bis auf den 22. April 1418, also ungefähr 3 Jahre und 6 Monate, versammelt gewesen waren, mit den Abschiedsworten entlassen: „Ihr Herren, gehet in Frieden. Amen!“ Am Pfingstmontage, den 16. May, zog Martinus V. in vollem päpstlichen Schmucke mit 15 Cardinälen, vielen Bischöfen und großem Gefolge aus Constanz; seinen Zelter führten zur Linken der Churfürst von Brandenburg, zur Rechten der römisch-

ungarische König Sigismund, der ihn bis Gottlieben begleitete, dann über Constanz nach Straßburg, und in den Rheingegenden herumreisete, endlich durch Schwaben, Bayern, Oesterreich nach Ungarn zurückkehrte, und am 3. Februar 1419 in Preßburg seinen Einzug hielt.

XXXI. Unterdessen machten die Hussiten in Prag immer größere Fortschritte; auch setzten andere Lehrer noch neue Lehren hinzu, und besonders fand Jacob von Mieß großen Anhang mit seiner Behauptung, daß das Abendmahl unter beyderley Gestalten ausgetheilt werden müsse. Die Anhänger der neuen Lehre versammelten sich auf einem nahe gelegenen Berge, welcher nachher von ihnen der Berg Tabor genannt wurde, und von welchem sie selbst den Namen der Taboriten annahmen. Der Bannfluch des Papstes mehrte nur die Kühnheit der Neuerer, die durch die wilde Größe, Kraft und unerschöpfliche List ihres neu aufgestandenen Anführers Johann Ziska von Trocznow ermuthigt, und durch den Uebertritt der Prager hohen Schule zur Lehre vom Kelche angefeuert, jetzt unaufhörliche Umgänge mit dem Kelche hielten, Kirchen und Klöster plünderten und einäscherten, die Bilder und Denkmäler zertrümmerten, und insbesondere durch Ziska angehetzt (30. July 1419) das Rathhaus der Prager-Neustadt stürmten, und dreyzehn Rathsbeamte sammt dem Stadtrichter und dem Bürgermeister (welche sie alle als heftige Gegner des Kelches kannten) zu den Fenstern herabstürzten, wo sie von dem rasenden Pöbel mit Spießen aufgefangen oder sonst auf das grausamste ermordet wurden. König Wenzel, als die Kunde dieser Gräuel zu seinen Ohren kam, bebte und erblaßte vor Wuth und Angst; er schwur, die Kelchner alle, und besonders ihre Häupter und Prediger, von der Erde zu vertilgen. Da traf ihn noch am selbigen Tage der Schlag an der linken Seite. Abends am 16. August 1419 traf er ihn zum zweyten Male. Er starb, nachdem er über 58 Jahre gelebt, und 41 Jahre über Böhmen geherrscht

hatte. Einige glauben, seine eigenen Lieblinge, lauter Kelchner, hätten ihn gewaltsam mit Kissen erstickt, um dem Vollzuge der Drohungen seines bekanntlich standhaften Zorns zuvorzukommen.

Sigismund, der nun rechtmäßiger Herr von Böhmen war, aber von den Hussiten nicht als solcher anerkannt wurde, forderte die Hülfe des deutschen Reiches gegen dieselben auf, und brachte selbst ein ansehnliches Heer zusammen. Er rückte 1420 in Böhmen ein, und belagerte Prag, mußte aber, als Ziska den Pragern zur Hülfe kam, wieder abziehen. Noch weniger konnten die Reichstruppen ausrichten. Sie unternahmen (1421) die Belagerung von Saatz, hoben sie aber auf die Nachricht von Ziska's Ankunft auf, und eilten nach Hause. Sigismund selbst wurde bey Deutschbrod (8. Januar 1422) von Ziska aufs Haupt geschlagen. Der Reichszug, der auf dem Reichstage zu Nürnberg im nämlichen Jahre beschlossen wurde, kam nicht zu Stande. Indessen erhob sich Ziska zu einem fast königlichen Ansehen. Vergebens suchte ihn Sigismund durch die vortheilhaftesten Anträge zu gewinnen: Ziska blieb sein unversöhnlicher Feind. Doch Ziska starb, im Lager vor Pribislaw, an der Pest (12. October 1424). Nun theilten sich die Taboriten in zwey Parteyen: die eine behielt den Namen Taboriten, und wählte sich den Procop Holy (den Geschornen, weil er Mönch gewesen) zum Anführer; die andere hielt keinen für würdig, dem verstorbenen Vater Ziska zu folgen, nannte sich deßhalb Orphaniten (Verwaiste), und hatte mehrere Feldherren, unter denen Procop der Kleine sich auszeichnete. Neben ihnen machten die Horebiten und Prager zwey besondere Parteyen aus. Nur bey gemeinsamer Gefahr vereinigten sie sich; sonst schwärmten die abgetheilten Haufen in den benachbarten Ländern herum. Niemand konnte der Wuth dieser Krieger widerstehen. Die Niederlage der meißnischen Truppen bey Außig (1426) setzte ganz Deutschland in solchen Schrecken, daß der

schon beschlossene Reichszug unterblieb. Glücklicher Weise geriethen die Hussiten unter sich selbst in Zwistigkeiten. Um diese zu benutzen, wollte man von drey verschiedenen Seiten in Böhmen einbrechen. Das eine Reichsheer versuchte die Belagerung von Mieß, nahm aber, sobald die Hussiten anrückten, unaufhaltbar die Flucht, und riß auch die andern beyden deutschen Heere, die ihm nach Böhmen nachgerückt waren, in wilder Eile mit sich nach Hause. Dadurch wurden die Hussiten so kühn, daß sie bis ins Herz von Deutschland hereinstreiften. Besonders fürchterlich war der Einfall, den sie 1430 ins Meißnische, und sodann in Franken und Nieder-Bayern unternahmen. Im folgenden Jahre kam wieder ein Reichsheer von 80,000 Mann zusammen. Es legte sich vor Tauß, und der Herzog Albrecht von Oesterreich wollte die Unternehmung auf der Seite von Mähren unterstützen. Allein die Deutschen hielten sich bey Tauß nicht besser, als bey Mieß. Sogleich auf die Nachricht vom Anzuge der Hussiten brachen sie des Nachts auf, und liefen in größter Unordnung auseinander *).

Nun endlich fand man sich überzeugt, daß mit Kriegsheeren wider die Hussiten nichts auszurichten, sondern der Weg der Unterhandlung der einzige und sicherste sey, sie zur Unterwerfung zu bringen. Dieß Geschäft sollte das Concilium übernehmen, das der Papst Eugen IV. am 23. July 1431 zu Basel hatte eröffnen lassen. Sigismund schrieb deßhalb an die Böhmen, und ermahnte sie, Abgeordnete nach Basel abzufertigen. Unterdessen zog Sigismund nach Italien, und empfing zu Mailand (23. Nov. 1431) die italienische, und zu Rom (31. May 1433) die kaiserliche Krone, und kehrte dann über die

*) Der hussitische Krieg ist auch darum merkwürdig, weil sich durch den dabey lebhafter gewordenen Gebrauch des, wie man sagt, durch einen mainzischen Mönch, Berthold Schwarz, zwischen 1290 und 1320 erfundenen Schießpulvers die ganze ältere Tactik veränderte.

Alpen zurück nach Basel, um seine Angelegenheiten mit den Böhmen zu betreiben. Diese hatten sich endlich bewegen lassen, Bevollmächtigte nach Basel zu schicken. Sie legten der Synode vier Artikel vor, die man als ihr Glaubensbekenntniß ansehen konnte. Nachdem man sieben Wochen lang darüber unterhandelt hatte, wurde die Verhandlung abgebrochen. Um sie wieder anzuknüpfen, schickte die Synode eine Gesandtschaft nach Prag. Diejenigen, die hauptsächlich nur auf dem Gebrauche des Kelchs im Abendmahle bestanden, und darum Calixtiner oder Utraquisten genannt wurden, waren zum Vergleiche bereit; die Taboriten und Orphaniten aber widersetzten sich durchaus. Diese Spaltungen benützten die Basler Gesandten so geschickt, daß sie endlich (30. Nov. 1433) mit den Calixtinern zu Prag einen Vergleich zu Stande brachten, der unter dem Namen der Compactaten bekannt ist. Darin bewilligte man das Abendmahl unter beyden Gestalten, jedoch so, daß die Priester das Volk fleißig belehren sollten, daß unter jeder Gestalt Christus ganz empfangen werde. Seitdem ward die Trennung unter den Böhmen so heftig, daß die Calixtiner wider die Taboriten und Orphaniten selbst mit zu Felde zogen. Die letztern wurden bey Böhmischbrod (30. May 1434) völlig geschlagen, und der Rest bequemte sich, nach einer zweyten Niederlage, zur Ruhe. So wurden die Böhmen zunächst durch Böhmen überwunden. Der endliche Vergleich kam den 5. July 1436 zu Iglau zu Stande. Darin gab Sigismund in Ansehung der Religionsfreyheit nach; dagegen erkannten ihn die Böhmen als rechtmäßigen König *).

*) Auf dem Concilium zu Basel waren bald zwischen den daselbst versammelten Vätern und dem Papste Eugen IV. große Zwistigkeiten entstanden, indem dieselben die auf dem Concilium von Constanz in der 4ten und 5ten Sitzung für den damaligen besondern Fall gefaßten Beschlüsse von der Superiorität des Conciliums über den Papst zu allgemein geltenden erhoben, und unter dem Vorwande der Reform

XXXII. Schon im folgenden Jahre (9. December 1437) starb Sigismund zu Znaym, in einem Alter von 69 Jahren. Aus seiner Regierung, welche guter Absichten und Bestrebungen voll war, ist noch dieses merkwürdig, daß die Markgrafschaft Brandenburg an das jetzt regierende preußische Haus gekommen ist. Aus Geldverlegenheit nämlich verpfändete er dieses Land dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, für 400,000 Dukaten; und da diese Pfandschaft niemals wieder eingelöst worden, so blieb das Haus Hohenzollern im Besitze des Landes, und hat sich durch Tapferkeit und Klugheit in die Reihe der ersten Königshäuser von Europa emporgeschwungen.

5.

Könige und Kaiser aus dem österreichischen Hause.

(1473 — 1806.)

I. Nach Sigismunds Tode wählten die Fürsten wiederum (18. März 1438) einen König aus dem österreichischen Hause, und dasselbe ist von nun an fast ununterbrochen auf dem alten Throne der Deutschen geblieben. —

---

an Haupt und Gliedern die Rechte des Papstes so sehr zu schmälern suchten, daß er seiner Aufgabe, die Einheit der Kirche im Glauben und kirchlichen Leben zu bewahren, unmöglich genügen konnte. Dieß, und der Wunsch der Griechen, wegen ihrer Vereinigung mit der katholischen Kirche dem Concilium beyzuwohnen, bewog den Papst, dieses nach der 25sten Sitzung (1438) nach Ferrara, und als hier Krankheiten ausbrachen, (1439) nach Florenz zu verlegen, und sich selbst dahin zu begeben. Deßungeachtet blieben einige Prälaten in Basel zurück, erklärten das Concilium von Florenz für ungültig und den Papst Eugen IV. für abgesetzt, ernannten den Herzog Amadeus von Savoyen als Felix V. zum Papste, und verkündigten, daß alle Zuwiderhandelnden ihrer Würden verlustig seyn sollten, seyen sie Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen, Cardinäle, Könige oder Kaiser! Erst im J. 1443 löste sich diese schismatische Versammlung auf, und im J. 1449 legte auch der Gegenpapst Felix V. seine Würde nieder.

Albrecht von Oesterreich, der zugleich König von Ungarn war, war ein sehr wohldenkender und rechtschaffener Fürst und würde sicher recht viel Gutes für das Reich gestiftet haben, wenn er länger gelebt hätte. Ernst und Milde, Gerechtigkeitsliebe, Edelmuth, Bedächtlichkeit in den Planen wie Raschheit in der Ausführung, dann auch hohe Ehrfurcht gegen die Religion, bildeten die Hauptzüge seines Characters. Für Deutschlands Beruhigung und Erhöhung hatte er die schönsten Plane. So ließ er auf einem Reichstage zu Nürnberg behufs der Aufstellung eines allgemeinen Landfriedens durch seinen verdienstvollen Kanzler Schlik die Eintheilung des ganzen Reiches in sechs Landfriedenskreise in Vorschlag bringen. Auch noch andere nützliche Entwürfe ließ er zur Berathung kommen, namentlich die Erneuerung der goldenen Bulle in Betreff der Befehdungen, sodann Verbesserungen der Rechtsverhältnisse, des Münzwesens u. dgl. Leider machten die stets rührigen Türken seine Gegenwart in Ungarn nothwendig; und dann erreichte er schon nach dritthalb Jahren seines Lebens Ziel, indem er, von einem nicht glücklichen Zuge gegen jene Feinde des Christenthums zurückkehrend, 42 Jahre alt, seinen Geist aufgab (27. Oct. 1439.) Ein Schriftsteller damaliger Zeit bemerkte von ihm, daß „seit Christi Geburt kein König von Edeln und Unedeln, Reichen und Armen so betrauert worden sey, wie Albrecht."

II. Albrechts Vetter, Herzog Friedrich von Oesterreich, wurde nach ihm gewählt (2. Febr. 1440; die kaiserliche Krönung empfing er zu Rom den 19. März 1452). Ein gutgesinnter, nur allzu friedlicher und ruhiger Herr, dessen lange Regierung (1440 — 1493) wenig Merkwürdiges und Rühmliches für Deutschland enthält. Es fehlte Friedrich an Kraft des Willens und an der äußern Macht, um das königliche Ansehen würdig zu behaupten. Von Osten her rückte eine große Gefahr dem Reiche immer näher, ohne daß dagegen ernsthafte Vorkehrungen gemacht wurden; das war die Gefahr von den

Türken. Diese eroberten im Jahre 1453 Constantinopel, und machten dem griechischen Kaiserthum ein Ende; darauf drangen sie immer weiter gegen die Donau vor, und es war nahe daran, daß sie auch Ungarn eroberten. Friedrich, so wie der Papst, redeten viel von einem Kreuzzuge gegen sie; aber die Zeiten der Begeisterung waren vorüber, und niemand ließ sich das Kreuz anheften.

III. In Deutschland waren Händel und Fehden, und die Stimme des Kaisers wurde nicht gehört; ja man hörte nicht einmal mehr auf die Stimme des Vaterlandes, wie ehemals. Der Gemeinsinn und die Liebe des deutschen Namens waren erstorben, die Eigenliebe und der Eigennutz waren an die Stelle getreten; und wo ein jeder nur an sich selbst denkt, da muß das Ganze den Geist und das Leben verlieren. Auf den Reichstagen wurde wenig Ersprießliches ausgemacht; die Fürsten kamen nicht mehr selbst, sondern schickten ihre Gesandten, und diese waren nur darauf bedacht, dem Vortheile ihres Herrn nichts zu vergeben. Sehr häufig wurden solche geschickt, die in dem römischen Rechte, welches jetzt fleißig studiert wurde, wohl erfahren waren; diese kamen mit fein ausgesponnener Rede, und hatten hundert Gründe, mit denen sie bewiesen, daß ihrem Fürsten oder ihrer Reichsstadt zu viel von der Last des Ganzen aufgebürdet sey. Man stritt darum, wer am wenigsten für das Wohl des Vaterlandes beyzutragen brauche; und darüber konnte wohl nie das Rechte und Große zu Stande kommen. Auch fing das Uebel schon an, daß man nicht von Mund zu Mund mit einander redete, einfach, kurz und kräftig, sondern in weitläufigen Schriften und Gegenschriften die Dinge verhandelte; an die Stelle der lebendigen Rede trat der todte Buchstabe. Und wenn man endlich glaubte, daß eine Sache zur Entscheidung gelangt sey, so trat vielleicht ein Gesandter mit der Entschuldigung auf, daß er keine Verhaltungsbefehle mehr habe; und mit der Einholung neuer gingen wieder Monate verloren. So kam

es, daß von nun an fast auf keinem Reichstage ein fester und bündiger Schluß gefaßt wurde; sondern immer verschob man den Ernst der Entscheidung auf eine neue Versammlung, und diese machte wiederum eine neue nöthig. Wie anders war es und besser, als noch die Fürsten selber freyen Angesichts einander gegenüber standen, und in einer Stunde herzlicher Unterredung mehr entschieden wurde, als später in Wochen und Monaten!

IV. Der Kaiser konnte den Ernst in die öffentlichen Dinge nicht bringen; kaum konnte er sein Ansehen bey seinen eigenen Unterthanen behaupten. Der österreichische Adel erkühnte sich, seinem Landesherren Fehdebriefe zuzuschicken; selbst die Stadt Wien empörte sich gegen ihn, und sein Bruder Albrecht hatte seine Freude an diesem Unfug, und schürte das Feuer immer stärker an. Es kam so weit, daß Kaiser Friedrich 1462 von seinen Unterthanen in der Burg zu Wien belagert wurde. Ein gemeiner Bürger, Holzer mit Namen, hatte sich an die Spitze der Aufrührer gestellt, und Herzog Albrecht kam selbst nach Wien, die Belagerung zu leiten. Es ward ein Graben um die Burg gezogen, und man beschoß sie. Der Kaiser zeigte sich dieses Mal standhaft und entschlossen; er munterte seine kleine Besatzung von 400 Mann zur tapfersten Gegenwehr auf, und rief laut von der Mauer: „Diesen Ort wolle er vertheidigen, bis er sein Gottesacker werde.“ Solche Schmach ihres Kaisers konnten die deutschen Fürsten doch nicht gleichgültig ansehen; sie sammelten sich, ihn zu befreyen. Am schnellsten war der König Georg Podiebrad von Böhmen mit seiner Hülfe zur Stelle, machte den Kaiser frey, und vermittelte den Frieden zwischen ihm und seinem Bruder.

V. Das Wichtigste in Friedrichs III. ganzer Regierung ist die Verbindung, die er mit dem burgundischen Hause knüpfte, und die den Grund zu Oesterreichs Größe gelegt hat. Der Herzog von Burgund, Carl der Kühne, war einer der reichsten und angesehensten Fürsten sei-

ner Zeit. Er herrschte über die schönen Länder, welche an den Ausflüssen des Rheines und der Schelde liegen, und mit dem gemeinschaftlichen Namen der Niederlande benannt werden, und ferner über die Grafschaft und das Herzogthum Burgund. Sein stolzer, hochtrabender Sinn stand jedoch nach noch größern Dingen, vielleicht gar nach der Kaiserkrone, und deßhalb sah er es gern, als Kaiser Friedrich III. seinen Sohn Maximilian mit seiner einzigen Tochter Maria, welche einst die Erbinn der schönen burgundischen Länder wurde, zu vermählen wünschte. Als er aber merkte, daß der Kaiser die Nachfolge im Reiche nicht zum Opfer bringen werde, verlangte er von ihm wenigstens den Königsnamen, und zu der Verhandlung dieser Dinge verabredeten beyde eine Zusammenkunft nach Trier, im Jahre 1473. Der reiche Herzog erschien mit mehr als kaiserlicher Pracht, und Friedrich, welcher bey der Unordnung in seinen Erbländern fast immer Mangel litt, erschien neben ihm in gar ärmlicher Gestalt. Vielleicht mißfiel ihm überhaupt der stolze Sinn und das anmassende Betragen des Herzogs; denn so sicher hielt dieser sich der Königswürde, daß er die Kleinodien zu seiner Krönung mit sich gebracht hatte, und schon Anstalten zu dem großen Feste machen ließ. Wie mußte er erschrocken seyn, als der Kaiser plötzlich, ohne ihn gekrönt zu haben, ja ohne Abschied zu nehmen, von Trier wieder abzog, mit der kalten Entschuldigung, daß seine Gegenwart in Cöln, wegen der Uneinigkeit des Erzbischofs und seines Capitels, dringend nöthig sey. Voll Zornes und keineswegs zu der Heirath mit dem österreichischen Hause geneigt, verließ der Herzog gleichfalls Trier. Dennoch war diese Zusammenkunft nicht ohne Folgen. Carl hatte bey dieser Gelegenheit den jungen ritterlichen Kaisersohn, der in allen Leibesübungen ein Meister war, lieb gewonnen, und entwarf bey seiner Rückkunft das Bild desselben seiner Tochter mit den schönsten Farben; und ihr prägte es sich so tief ins Herz, daß sie, ohne Maximilian gesehen zu

haben, von dieser Zeit an eine stille Neigung für ihn hegte, und sich ihm nachher, bloß auf des Vaters Schilderung, in einem Briefe heimlich verlobte.

VI. Der Streit des Erzbischofs Ruprecht von Cöln mit seinem Domcapitel war wirklich zu solcher Höhe gediehen, daß dieses seinen Sitz in der Stadt Neuß genommen hatte, und ihm offenbar widerstand. Der Erzbischof suchte Hülfe bey Carl dem Kühnen, und dieser, der solche Gelegenheit gern ergriff, und sich vielleicht schon im Geiste als Fürsten des Rheinstroms betrachtete, rückte mit einem Heere von 60,000 Mann vor Neuß. Die Stadt aber vertheidigte sich mit äußerster Tapferkeit und und großem Ruhme. Eilf Monate lag der Herzog davor, machte 56 vergebliche Stürme, und verlor über 15,000 Menschen; und endlich mußte er noch zufrieden seyn, durch Vermittlung des päpstlichen Legaten einen Vergleich zu schließen, welcher ihm, wenn auch keinen Vortheil, doch wenigstens keine Unehre brachte. Neuß wurde ihm übergeben, aber nur zum Scheine; denn noch an demselben Tage zog er wieder aus, und gab die Stadt in die Hände des päpstlichen Legaten, der sie bis zur ausgemachten Sache zwischen dem Erzbischof und dem Capitel bewahren sollte (17. Juny 1475).

VII. Der unruhige Herzog wandte sich bald darauf gegen den Herzog Renatus von Lothringen, dessen Land er gern mit dem seinigen vereiniget hätte. Nachdem er die Hauptstadt Nancy erobert hatte, wollte er seine Waffen auch gegen die Schweizer kehren, damit sein Reich von den Quellen des Rheines an bis an dessen Mündung mächtig hinabliefe. Vergebens stellten ihm die Schweizer vor, daß ihr ganzes Land nicht so viel werth sey, als das Geschirr seiner Pferde. Er fiel in die Schweiz ein, und hielt sich des Sieges schon so gewiß, daß er die schweizerische Besatzung von Granson, das er eingenommen, an den Bäumen aufknüpfen ließ. Da rückten ihm die Schweizer entgegen, und nahmen schwere Rache

für diese That; sie schlugen sein Heer in blutiger Schlacht, und erbeuteten sein ganzes, mit Schätzen angefülltes Lager (2. März 1476). Voll Zornes rüstete er ein neues Heer, und zog in demselben Jahre noch einmal gegen sie. Bey Murten trafen die Heere auf einander (22. Juny). Hans von Hallwyl, der die Eidgenossen führte, ließ sie vor der Schlacht knieend ihr Gebeth verrichten, wie ihre Väter zu thun gewohnt waren; und während sie betheten, öffnete sich das Gewölk, das bis dahin den Himmel mit grauer Decke überzogen hatte, und ein heller Sonnenstrahl fiel auf die Bethenden. Er erschien ihnen als ein Bote des Himmels und als ein sicheres Unterpfand des Sieges; und mit solcher Zuversicht griffen sie den Feind an, daß er nicht zu widerstehen vermochte. Bald bedeckten 20,000 erschlagene Burgunder das Schlachtfeld. Ihre Gebeine wurden gesammelt, und in dem Beinhause bey Murten aufbewahrt, mit der Ueberschrift: „Dieses hat das Kriegsheer des mächtigen Herzogs von Burgund hinterlassen.“ — Im folgenden Jahre 1477 kam es zu einer neuen Schlacht bey Nancy, in welcher der kriegerische Herzog endlich seines Lebens Ziel fand (5. Januar). Das vereinigte Heer der Franzosen, Lothringer und Schweizer schlug das seinige gänzlich in die Flucht; und er selbst, der sich im Getümmel der Schlacht verloren hatte, wurde erst spät am andern Tage, fast unkenntlich, unter den Erschlagenen gefunden.

VIII. Sein Tod gab dem schlauen französischen Könige Ludwig XI. Hoffnung, neue herrliche Länder zu erwerben. Er wandte alle Mittel an, die burgundische Erbtochter Maria für seinen ältesten Sohn zu gewinnen; allein die Niederländer hatten einen heftigen Widerwillen gegen alles Französische, und als nun Kaiser Friedrichs Gesandte kamen, und zu aller Erstaunen einen eigenhändigen Brief und einen Ring vorzeigten, welche Maria dem Herzoge Maximilian geschickt hatte, freute sich das Volk, und Maria erklärte offen und frey: ihn habe sie

sich in ihrem Gemüthe auserkoren, ihn wolle sie auch zum Gemahl haben und keinen andern. Darauf machte sich Maximilian selbst auf den Weg nach den Niederlanden, und vermählte sich mit Maria von Burgund (19. Aug. 1477). Er fand bald Gelegenheit, seine Tapferkeit und seine Einsicht den neuen Unterthanen in den Kämpfen gegen den französischen König zu bewähren; denn dieser, der den jungen Fürsten für einen unbedeutenden Gegner hielt und auf seine Uebermacht vertraute, hatte verschiedene Theile des burgundischen Landes mit Gewalt der Waffen an sich gerissen. Maximilian aber bot ihm tapfer die Spitze, schlug den habsüchtigen Feind bey Guinegast (1479), und würde ihm sicher alle Theile der burgundischen Erbschaft wieder abgenommen haben, wenn nicht im Jahre 1482 seine geliebte Gattinn Maria gestorben wäre. Da erkaltete der Eifer der Niederländer zu dem langwierigen Kriege, und Maximilian mußte das eigentliche Burgund in den Händen der Franzosen lassen.

IX. In diesen Kämpfen konnte der Kaiser Friedrich dem Sohne keine Unterstützung gewähren. Er war in seinen eigenen Erblanden hart bedrängt, theils durch die Türken, welche bis in Kärnthen und Krain, ja bis ins Salzburgische streiften, theils durch den König Mathias von Ungarn. Dieser eroberte sogar Wien (1485); und das deutsche Reich, in der Erschlaffung alles Gefühls für die gemeinsame Ehre, konnte erst nach vielen vergeblichen Bemühungen zu einiger Anstrengung für seinen Kaiser gebracht werden. Nur wenige Jahre vor Friedrichs Tode wurde König Mathias durch einen Vergleich zur Herausgabe der österreichischen Länder verpflichtet. Diese letzten Jahre waren die besten in des Kaisers ganzem Leben, und gewährten ihm für viele Müheseligkeiten eine Ruhe, welche er durch seinen treuen, guten Willen vollkommen verdient hatte. Er starb den 19. August 1493, nach einer 54jährigen Regierung.

IV.

Italien.

1.

Die Lombardey nebst einem Theile von Mittel-Italien.

I. Italien, das, seit dem Untergange des abendländischen Reiches, während des Mittelalters nicht wieder zu einem gemeinschaftlichen politischen Lande unter Einem Regenten vereinigt wurde, stand größtentheils unter den Königen Deutschlands während der Regierung des sächsischen, salischen und hohenstaufischen Hauses, wenn gleich die völlige Unterwerfung diesen Königen aus mehreren Ursachen nie ganz gelingen wollte. Besonders hatten sich die lombardischen Städte unter den stürmischen Regierungen der letzten Kaiser sehr empor gehoben, und dem Kaiser Friedrich I., so heroisch er sich auch bey seinen wiederholten Zügen nach Italien daselbst ankündigte, dennoch zuletzt zu Costnitz (1183) einen Frieden abgetrotzt, der ihnen beynahe völlige Unabhängigkeit zugestand. Während der Kreuzzüge stieg der Reichthum und der Wohlstand dieser Städte in demselben Grade, in welchem sich ihre innere Verfassung immer weiter entwickelte, Industrie und Kunstfleiß sich immer mehr verbreiteten und eine höhere Cultur und Civilisation bewirkten. Freylich wogte, neben dieser schönen Blüthe des Handels und der Cultur, der Parteygeist in allen größern Städten und Staaten Italiens. Der Aristocratismus der reichen Bürger wurde bisweilen so drückend, daß das beleidigte Volk nicht selten in einem wilden Sturme nach seinen verjährten Rechten fragte. Dazu kam der Einfluß des päpstlichen Hofes auf alle diese Städte. Lange noch nach dem Untergange des hohenstaufischen Hauses dauerte der Kampf

zwischen den Kaiserlich-gesinnten und den Päpstlich-gesinnten, unter den Parteynamen der Ghibellinen und Guelphen, fort; und je weniger die deutschen Kaiser seit Rudolph von Habsburg in Italien auszurichten vermochten, desto höher stieg die Macht der einzelnen sich bildenden Republiken, und jener Familien, die sich in den reichen Städten allmählig der Regierung zu bemächtigen wußten.

II. So bildeten sich aus den Ueberresten der alten burgundischen Herrschaft in Oberitalien die Besitzungen der Grafen von Savoyen, welche Turin und Asti an sich brachten, und ihre Länder durch Heirath und Erbschaft vergrößerten. Bereits im Jahre 1016 erschien der Ahnherr dieses Hauses, Graf Berthold, im südlichen Theile des Königreiches Burgund. Er stammte von Witekinds Nachkommen, aus dem gräflichen Hause Walbeck. Sein Sohn Humbert erhielt vom Kaiser Conrad II. Besitzungen im Walliser Lande, sein Enkel Otto vermehrte dieselben durch seine Vermählung mit der Gräfinn von Susa im Nordwesten der Lombardey. Ein Gewinn war es für dieses Haus, daß bereits 1383 die Primogenitur in demselben eingeführt, und dadurch allen Theilungen der Länder vorgebeugt wurde. Schon der Graf Amadeus der Friedfertige übernahm die Besitzungen seines Hauses, Savoyen und Piemont, mit welchen noch Nizza und Vercelli verbunden worden waren, ungetheilt, und wurde (1416) durch den Kaiser Sigismund erster Herzog von Savoyen. Seine Nachfolger hatten zwar seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts viele Kämpfe mit den Herzogen von Burgund, mit den Schweizern und mit Frankreich zu bestehen; dennoch aber wußten sie sich in der Folgezeit mit abwechselndem Glücke zu behaupten, bis endlich dieses Haus sogar zur königlichen Würde gelangte.

III. Schneller und stolzer noch erhob sich das durch Handel und Industrie reiche Mailand. Zwar ward

dieſe Stadt von Friedrich I. (1162) zerſtört; aber mächtiger ſtieg ſie aus den Trümmern empor, und ſtand fortdauernd an der Spitze des lombardiſchen Städtebundes. In dieſer Stadt ſtieg bald das Anſehen und der Einfluß der Familie Visconti ſo ſehr, daß Kaiſer Heinrich VII. bey ſeinem Römerzuge den Matthäus Visconti (1310) zum kaiſerlichen Statthalter (Vicarius) in der Lombardey ernannte, und Johann Galeazzo Visconti (1395) von Wenceslaus ſelbſt die herzogliche Würde erhielt. Zu dieſem Herzogthume gehörten damals alle Städte, welche bisher ſchon die Visconti theils als kaiſerliche Statthalter, theils durch die Wahl der Bürgercommunen, theils durch Gewalt beherrſcht hatten, namentlich Brescia, Bergamo, Padua und Vicenza. Was dieſem Staate an Umfang abging, das beſaß er an innerer Kraft der Bevölkerung, des Reichthums und Wohlſtandes. Doch ſchon unter Galeazzo's Söhnen Johann Maria (geſt. 1412) und Philipp Maria (geſt. 1447) verminderte ſich die Kraft dieſes regierenden Hauſes. Valentina, die Schweſter derſelben, war an den Herzog Ludwig von Orleans vermählt. Als nun, nach dem Willen der Mailänder, nach Philipp Maria, mit welchem der Mannsſtamm des Hauſes Visconti erloſch, deſſen natürliche Tochter, Blanca Maria, die mit Franz Sforza vermählt war, zur Regierung gelangte: ſo machte Frankreich dem Hauſe Sforza die Succeſſion ſtreitig. Zwar folgte auf Franz (1466) ſein Sohn Galeazzo Maria, und auf dieſen (1476) ſein Sohn Johann Galeazzo; der letzte aber wurde von ſeinem Oheim Ludwig Moro verdrängt (1494). Mit dieſem argliſtigen Herzoge, welcher Frankreich und Oeſterreich in die italieniſchen Angelegenheiten zu verflechten wußte, erhielt die italieniſche Politik eine neue Richtung, die aber zuletzt ſeinem eigenen Hauſe verderblich wurde.

IV. Später und langſamer gründete ſich die Macht des kleinen Staates von Mantua. Die Stadt Mantua

gehörte im Mittelalter zum lombardischen Städte-Bunde, und nach langen Kämpfen der vornehmsten Familien unter sich, erhielt Franz von Gonzaga (1432) von dem Kaiser Sigismund für 12,000 Goldgulden die markgräfliche Würde von Mantua.

V. Die Städte Pisa, Lucca, Siena und Florenz blühten seit dem Costnitzer Frieden in republicanischen Formen, obgleich auch hier die Factionen der Guelphen und Ghibellinen einen langen Kampf veranlaßten. Während dieser politischen Stürme wuchs die Macht des Hauses Medici in Florenz. Diese Familie florentinischer Großhändler, deren Einfluß auf den Staat (seit 1400) unter Johann von Medici begann, zeichnete sich aus durch ihren Sinn für Wissenschaften und Künste, und durch ihre Unterstützung der armen Bürger gegen den Druck der Reichen und Mächtigen. Die Eifersucht der Florentiner vertrieb zwar (1433) den Sohn des Johannes, Cosmus von Medici; bald ward er aber ehrenvoll zurückgerufen. Von 1434 bis 1464 war er der erste Mann in diesem Freystaate, ohne doch einen Titel zu haben. Unter ihm erhoben sich die Sprachen, Wissenschaften und Künste zu hohem Flore. Zwar ward sein Sohn Pietro (1464 — 1472) wegen seines Eigennutzes gehaßt, und gegen Pietro's Söhne, Lorenzo und Julian, reifte die Verschwörung der Familie Pazzi, als deren Opfer Julian fiel, und Lorenzo entfliehen mußte. Allein nach einiger Zeit kehrte Lorenzo unter den Auszeichnungen seiner Landsleute zurück, gab den Handel auf, und kaufte ansehnliche Besitzungen. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten des Freystaates war bis zu seinem Tode (1492) in seinen Händen.

VI. Die ältesten Besitzungen des, mit dem guelphischen verwandten, Hauses Este lagen im Toscanischen. Im dreyzehnten Jahrhunderte erhielt es das Vicariat von Ferrara, im vierzehnten das Vicariat von Modena. Während der Regierung des Kaisers Friedrich III. ward

(1452) der Markgraf Borso erster Herzog von Modena; er erhielt die Würde vom Papste Nicolaus V. — Papst Paulus II. erhob auch (1467) Ferrara zum Herzogthume, womit er Borso's Bruder, Hercules, belehnte, der jenem (1475) in Modena folgte, und das Herzogthum auf seine Nachkommen vererbte.

VII. Genua ward schon durch seine Lage am Meere zum Handel bestimmt. Seine Macht verstärkte sich, wie die Kraft aller italienischen Städte, während der langen Unruhen im Mittelalter; aber erst 1238 unter Kaiser Friedrich II. erklärte es sich förmlich für frey. Länger als zweyhundert Jahre (1070 — 1290) kämpfte es mit Pisa um die Herrschaft auf dem westlichen Mittelmeere, und um den Besitz von Corsica und Sardinien. Auch auf dem festen Lande dehnte es seine Besitzungen selbst über einige Theile des südlichen Frankreichs aus. Noch war der Kampf mit Pisa nicht geendiget, als es einen ähnlichen (1206) mit Venedig begann, und bis 1382 unter abwechselndem Glücke fortsetzte. — Die Kreuzzüge begünstigten den genuesischen Handel sehr. Durch den Antheil an der Wiederherstellung der comnenischen Herrschaft in Constantinopel (1261) verschafften sich die Genueser freye Schiffahrt und den Alleinhandel auf dem schwarzen Meere, so wie völlige Zollfreyheit in den byzantischen Häfen. Caffa am schwarzen Meere, dann Scio, Tenedos, Creta und Cypern im Mittelmeere gehörten damals den Genuesern. — Im Innern der Republik aber wogte der Kampf auf zwischen der aristocratischen und democratischen Faction, angeregt durch die fortdauernden Parteyen der Guelphen und Ghibellinen. An der Spitze der erstern standen die Fieschi und Grimaldi, an der Spitze der letztern die Familien Doria und Spinola; und bald hielten es jene, bald diese, wie es ihr Interesse mit sich brachte, mit der Volkspartey. Die Geschichte keines Staats zeigt daher so viele Regierungs-Veränderungen, als Genua. Um Ruhe herzustellen, wählte das

Volk 1339 den ersten Doge, als lebenslänglichen obersten Magistrat; und da er allein zu seiner Bestimmung zu schwach war, gab man ihm 1344 einen Rath von zwölf Mitgliedern, sechs aus dem Adel und sechs aus dem Volke, zur Seite. Aber auch so verstärkt konnte er keine Ruhe bewirken. Man übertrug nun die höchste Würde einem Fremden, in der Hoffnung, daß, wenn er zu keiner Partey gehörte, ihm alle Parteyen gehorchen würden. So war 1353—1361 der Erzbischof Johann Visconti höchster Magistrat, und 1369 unterwarfen sich die Genueser dem Könige Carl VI. von Frankreich. Aber auch dadurch konnten die innern Stürme nicht beschwichtiget werden. Doch hinderten dieselben nicht, daß nicht während dieser Zeit (nämlich 1467) die St. Georgenbank zur Bestreitung der Staatsausgaben, die zum Besten des Handels unternommen werden mußten, angelegt wurde. Man sah diese Bank immer als ein Staatseigenthum an, an dem sich keine Partey vergriff, und deren Aufrechthaltung jede siegende Partey immer zuerst beschwur. — Im Jahre 1409 entledigten sich die Genueser wieder der französischen Herrschaft, und 1412 stellten sie die Dogenwürde wieder her, vertauschten sie aber 1421—1436 mit der Unterwerfung unter den Herzog Philipp Maria von Mailand. Als endlich die Vereinigung Siciliens mit Aragonien eben so stark die Freyheit der Genueser bedrohte, wie durch die Einnahme Constantinopels von den Osmanen (1453) ihr asiatischer Handel vernichtet wurde: so begaben sie sich eine Zeitlang (1458—1464) unter die Oberhoheit Frankreichs; und seit 1464 theilten sie das Schicksal Mailands während der politischen Gährungen in Italien.

2.

Neapel und Sicilien.

I. Roger II. (1101—1154) hatte die Eroberung des untern Italiens durch die Besitznehmung der Stadt

Neapel vollendet, und die Länder jenseits des Pharus (Sicilien) und diesseits desselben (das heutige Neapel) zu Einem „Königreiche beyder Sicilien" vereiniget. Mit ihm starb aber schon der normännische Geist aus, und nach Wilhelms I. Regierung (1154—1166) mit Wilhelm II. (1166—1189) auch der successionsfähige normännische Stamm.

II. Schon nahe seinem Aussterben brachte der Bischof von Palermo die Vermählung des Kaisers Heinrich VI. mit Roger's II. Tochter, Constantia, zu Stande, was dem Hause der Hohenstaufen das Königreich beyder Sicilien zusicherte. Nach Wilhelms II. Tode beginnt ein wilder Krieg zwischen Heinrich und Tancred (einem natürlichen Sohne Wilhelms II.) und dessen Sohn Wilhelm III., die auf die Krone von Sicilien Ansprüche machten; im Jahre 1193 sind beyde todt, und Heinrich VI. ist im Besitze des schönen Reichs. Seitdem schien es fast, als ob das Schicksal von ganz Italien von Neapel und Sicilien abhängen würde. Von seinem hohenstaufischen Könige sind die mathildischen Güter in Besitz genommen worden, und werden von ihm zum Theil deutschen Fürsten zu Lehen gegeben; zu Rom sitzt ein kaiserlicher Befehlshaber. Mochten nun auch die Lombarden unter sich nach mehrerer Vereinigung gegen den König von Sicilien streben; er hatte doch in Italien das Uebergewicht. Aber was das Glück der Hohenstaufen schien, ward ihr Untergang.

III. Die Vorboten davon zeigten sich bereits unter der Regierung Heinrichs VI. (1193—1197). Unbekümmert um die immer unruhigen Lombarden richtete er seine ganze Königssorge auf Sicilien; seine Grausamkeit aber wandte die Gemüther der neuen Unterthanen von ihm ab. Nach seinem Tode ließ sich Sicilien seinen Sohn Friedrich II. als König, obgleich noch ein Kind von zwey Jahren, und die vormundschaftliche Regierung seiner Mutter Constantia gefallen, und nach der Zeit die Vormundschaft des Papstes Innocentius III. Auch das nahe Beyspiel der republica-

nischen Gährungen in Ober- und Mittelitalien steckte nicht einmal die größern Städte dieses Reiches an, sondern die Feudalverfassung blieb in ihnen allenthalben unerschüttert. Desto werther wurde auch den Hohenstaufen ihr Königreich Sicilien; und als sie gar die Lombardey für verloren achten mußten, richteten sie auf dasselbe immer größere Aufmerksamkeit. Friedrich II. (1198—1250) wich nicht aus Italien, es mochten Gegenkönige in Deutschland aufgestellt werden, oder die Mongolen an den Grenzen Deutschlands toben; er selbst blieb immer in Italien, und ließ seine Söhne, die römischen Könige, die Kriege in Deutschland führen. Unter ihm blühte sein sicilisches Reich überhaupt, und insonderheit Neapel, durch Künste und Wissenschaften schöner auf, und wetteiferte mit dem Flor der blühendsten Republiken. Desto thätiger war der Papst, die mächtigen Hohenstaufen aus Italien zu verdrängen, und gleich nach Friedrichs Tode stand fast Alles gegen Conrad (1250—1254) auf; doch vergebens: denn er hatte schon Sicilien, Neapel und einen Theil von Toscana kurz vor seinem Tode wieder unterjocht, und hinterließ, als er starb, seinem Sohne, dem unmündigen Conradin, wenigstens Sicilien als ein beruhigtes Reich. Desto mehr strengte jetzt der Papst, während der Minderjährigkeit des Königs und der Reichsregentschaft von Manfred, einem natürlichen Sohne Friedrichs II., seine Kräfte an, Unteritalien den Hohenstaufen zu entreißen; und als Manfred selbst, auf eine (falsche) Nachricht von Conradins Tod (1258) den Königstitel annahm, trug er dem Herzoge Carl von Anjou (dem Bruder Ludwigs des Heiligen in Frankreich) die Herrschaft über die sicilianischen Länder an. Dieser nahm die Krone beyder Sicilien aus der Hand Clemens IV. (1265) als Lehen*), und herrschte zu Neapel, seit Manfred

*) Die Lehensbedingungen waren ein jährlicher Census von 8000 Unzen Goldes, und alle drey Jahre die Ablieferung eines weißen Zelters.

in der Schlacht bey Benevent (1266) gefallen war, ohne weitern Widerstand.

IV. Noch war die Liebe zu den Hohenstaufen in den Herzen vieler Sicilier nicht erloschen, und wuchs bis zur Sehnsucht nach dem letzten Sprößling dieses Stammes, dem Enkel Friedrichs II., Conradin, der in Deutschland aufwuchs, als sie in der Herrschaft Carls von Anjou eine ungewohnte Strenge fühlten. Er erschien gegen den Rath seiner Mutter Elisabeth (einer Tochter Herzogs Otto des Erlauchten von Bayern) auf den Ruf der Neapolitaner, mit seinem treuen Jugendfreunde, Friedrich von Oesterreich, und seinen deutschen Rittern, um sein väterliches Erbreich wieder zu erkämpfen. Aber die Schlacht bey Scurcola (23. Aug. 1268) entscheidet für die Waffen seines Gegners, und Conradin kommt, durch boshaften Verrath des Herrn von Astura, Johann Frangipani, der eben diese Besitzung von den Hohenstaufen erhalten hatte, sammt seinem Freunde in die Gefangenschaft desselben.

Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward jetzt der sechzehnjährige Enkel Kaiser Friedrichs durch Campanien hindurch in die Hauptstadt seines Reiches geführt. Ihm solle kein Leids geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Carls Namen. Welche Milde aber von diesem zu hoffen sey, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reiches; denn nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Conradin aufgestanden waren, oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem Freunde geredet hatte. Viele Hunderte wurden ermordet, Ortschaften geplündert, die Häuser zerstört. Der Papst, welcher sich über die Niederlage Conradin's im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken die böse Natur seines Schützlings,

und ermahnte ihn wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung *).

Auf unparteyischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege — so hieß es jetzt — müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden. Deßhalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reichs nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Recht sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beystimmen: „Conradin sey ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig." Als die Richter diese Anklage hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Carls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und sagte mit lauter und fester Stimme: „Conradin ist nicht gekommen als ein Räuber und Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen worden, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht." Erstaunt über diese unerwartete Erklärung wandte König Carl hiegegen ein, daß Conradin's Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt

*) „Daß Clemens IV. zu dem Frevel gegen Conradin durch ein schlechtes Witzwort: „Der Tod Conradin's ist das Leben Carls!" gerathen habe, ist nicht allein unwahr; sondern man kann auch auf den Grund seiner Ermahnungsschreiben und anderer Zeugnisse annehmen, daß er des Königs Verfahren durchaus mißbilligte." So Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" Bd. IV. S. 662. Die nähern Beweise der Unwahrheit jener Worte findet man noch in Jäger's „Geschichte Conradin's." Auch hat Carl, bey so vielen Vorwürfen, die man ihm wegen seines grausamen Betragens gemacht, sich nie auf einen Ausspruch des Papstes berufen.

erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Conradin und seine Freunde dieß anbefohlen haben? Ist nicht ähnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ Alle Richter, bis auf den einen Robert von Bari, sprachen jetzt Conradin und seine Gefährten frey. Den König aber brachte dieses preiswürdige Benehmen so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurück, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Conradin diese Nachricht beym Schachspiele erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen, und sich mit Gott durch Beichte und Gebeth auszusöhnen. Unterdessen errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bey dem später so genannten neuen Markte, an einem Orte, wo sich der den herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellmare, Sorrento und Massa, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter darstellt. Am 29. October 1268, zwey Monate nach der Schlacht bey Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Carl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! dieser Conradin, Conrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ärndten, und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für verbunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des

Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, dasselbe auch sogleich vor aller Augen vollzogen." Als die Gegenwärtigen dieß sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, sprang, seinem gerechten Zorne freyen Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du, frecher ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt weggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bath Conradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidiget? Und wenn ich auch schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. Da warf Conradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht

werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf, und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten. Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus, und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzt kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel. Nach ihm mordete man noch mehrere. Wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählig auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie andere erzählen, im Kirchhofe der Juden verscharrt. Eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber gebaute Capelle (mögen sie nun später von reuigen Königen, oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten der Mutter Conradin's aufgerichtet worden seyn) bezeichnete Jahrhunderte lang die Blutstelle, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Capelle zerstört, und an ihrer Stelle ein — Schenkhaus angelegt worden!

V. Carl herrschte nun mit eisernem Scepter, und die Bedrückungen seiner Franzosen nahmen mit jedem Tage zu. Die bedrückten Völker wendeten sich an den Papst, und dieser schrieb dem Könige, er solle die königs-

liche Würde nicht durch unkönigliche Thaten entstellen, und den Klagen seiner mißhandelten Unterthanen Gehör geben. Diese Ermahnung blieb aber durchaus ohne Erfolg, und auf die erneuerte Warnung und Weissagung: „daß ein Tag kommen werde, wo über ihn und seine Erben wegen solcher Tyranney unerwartet die Strafgerichte Gottes hereinbrechen würden," erwiederte er mit trotzigem Hochmuthe: „Ich weiß nicht, was ein Tyrann ist, wohl aber, daß Gott, der bisher meine Schritte geleitet hat, mir auch künftig beystehen werde." Aber das Maaß seiner Sünden war voll, und schon auf dieser Erde sollte er nicht ungestraft bleiben. Am 30. März 1282, am Ostermontage, in der Stunde der Vesper griffen die Palermitaner zu den Waffen, fielen über die Franzosen her, und metzelten alle nieder; ja sie verschonten in ihrer Wuth nicht Weiber noch Kinder. Dieses Blutbad ist bekannt unter dem Namen der sicilianischen Vesper. Die übrigen Städte Siciliens verhielten sich anfangs ruhig, aber noch vor Ablauf des Monats April folgten sie dem gegebenen Beyspiele. Wenigstens 12 bis 13000 Franzosen wurden getödtet. Die Herrschaft über Sicilien kam in die Hände Constanzens, der Tochter Manfreds, und ihres Gemahls Peter III. von Aragonien. Vergebens setzte König Carl alles in Bewegung, Sicilien wieder zu erobern; am 23. Junius 1284 ward seine Flotte von dem tapfern Aragonesen Robert von Floria gänzlich geschlagen, und sein Sohn Carl gefangen, und von den Einwohnern Messina's, mit Rücksicht auf Manfreds und Conradins Schicksal, zum Tode verurtheilt. Constanze aber, so viel Veranlassung sie auch gehabt hätte, selbst Rache zu üben, oder der Rachsucht anderer freyen Lauf zu lassen, erinnerte sich jener höhern Vorschrift: „Vergilt nicht Böses mit Bösem!" und rettete den Sohn ihres ärgsten Feindes vom Tode. Diese Schicksale hatten bey König Carl, wenn nicht Reue und Besserung, doch Trübsinn und Gewissensangst erzeugt, und seine Gesundheit

angegriffen; er ſtarb am 7. Januar 1285. Im nächſten Jahre zerſtörte der Sicilianer Bernhard von Sarriano das Schloß Aſtura, wobey ein Sohn des Verräthers Johann Frangipani niedergeſtoſſen wurde.

VI. Nur zwey männliche Nachkommen ſeines Stammes hatte Carl in Neapel zu Nachfolgern: Carl II. (1285 — 1309) und Robert den Gütigen (1309 — 1343). Da nun des letztern Tochter, die Königinn von Ungarn, Johanna I. (1343 — 1382) einen königlich franzöſiſchen Prinzen, den Herzog Ludwig von Anjou, zum Erben ihres Thrones beſtimmen wollte, ſo machte der Papſt Urban VI. von ſeinen lehensherrlichen Rechten Gebrauch, und ſetzte den ungariſchen Neffen der verſtorbenen Königinn, Carl III., Prinzen von Durazzo, auf den Thron (1382 — 1386), dem auch ſein Sohn Ladislaus (1386 — 1414) folgte, ſo daß durch beyde Könige Ungarn und Neapel auf eine Zeit lang verbunden waren. Dem Könige Ladislaus folgte in Neapel ſeine Schweſter Johanna II. (1414 — 1435), welche im Jahre 1420 Alphons V. von Aragonien, und im Jahre 1423 Ludwig III. von dem jüngern Hauſe Anjou zum Erben ihres Thrones beſtimmte, von denen aber der erſtere ſich gegen letztern behauptete (1442).

VII. Sicilien wechſelte in dieſer Zeit drey Regentenſtämme. Bis 1377 blieb ſeine Krone bey den Nachkommen Peters III. von Aragonien, in welchem ſein Mannsſtamm mit Friedrich III. ausſtarb. Maria, die Tochter des letzten Königs, vermählte ſich mit Martin aus der in Spanien herrſchenden aragoniſchen Linie, und ſeine Nachkommen herrſchten bis 1410, wo auch ſein Mannsſtamm ausſtarb. Nun wählten die Aragoneſen für ihren Thron den caſtiliſchen Prinzen Ferdinand I. zum Könige, dem auch die Krone von Sicilien zu Theil ward. Sein Nachfolger Alphons V. ward von Johanna II. zum Erben ihres Thrones in Neapel ernannt, und behauptete auch den Beſitz deſſelben gegen den ihm entgegengeſtellten

Ludwig III. von dem jüngern Hause Anjou. Johanna starb zwar schon 1435; doch kam Alphons erst 1442 zum zum wirklichen Besitz von Neapel.

VIII. Die Vereinigung beyder Reiche dauerte nur so lange, als Alphons V. lebte; als er 1458 ohne legitime Erben starb, so wurden sie wieder getrennt.

Sicilien erhielt Johann II., Alphons des V. Bruder, und von ihm erbte es Ferdinand der Katholische im Jahre 1479, bey dessen Stamm es nachher geblieben ist.

Neapel erhielt Alphons des V. natürlicher und vom Papste legitimirter Sohn, Ferdinand von Aragonien, im Jahre 1458, durch seines Vaters Testament. Seine Nachkommen behaupteten sich auch auf seinem Throne bis auf Friedrich, den Ferdinand der Katholische von Spanien und Ludwig XII. von Frankreich 1501 aus Neapel vertrieben, und sich in sein Reich theilten. Ferdinand wußte aber Ludwig XII. seines Antheils wieder zu berauben, und sich 1504 in den Besitz von ganz Neapel zu setzen. Von 1504 an ist Sicilien und Neapel 200 Jahre lang unter spanischen Vicekönigen vereinigt geblieben.

3.

Venedig.

I. Bey dem Antheile, den die Venetianer in ihren noch nicht ganz eingegangenen Volksversammlungen an der Regierung ihres Vaterlandes, an den Vorfällen in Italien und im Oriente nahmen, bey ihrer ausgebreiteten Schiffahrt und Handlung und dem Wohlstande, der immer Muth giebt, gährte es auch in Venedig beständig. Die reichen und mächtigen Familien waren, wie in allen Freystaaten, mit der Regierung nie zufrieden, und hie und da trat auch ein Volksauflauf ein. Bey einem solchen Volks-Tumulte ward der 38ste Doge, Vitali Michieli, vom Volke ermordet, und die Regierungsform geändert (1132). Ein unter vielen Umständlichkeiten gewählter

Doge blieb zwar an der Spitze, jedoch mit eingeschränkter Gewalt. Ihm ward ein kleiner Rath von 6 Mitgliedern, die der große Rath aus den 6 Quartieren der Stadt (Sestieri) wählte, beygegeben. Ein Hofgericht von 3 Richtern, die aus den Ständen gewählt wurden, entschied in letzter Instanz, bis im Jahre 1179 ein eigenes Oberappellationsgericht von 40 Beysitzern (Quarantia) errichtet wurde. Dem Doge wurde die Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Staates abgenommen, und dagegen drey Beamten der Anlehnungskammer übertragen, welche besondere Untersucher (inquisitori) der Vermögensumstände eines jeden zur Seite hatten. Der große Rath von 480 adelichen und unadelichen Bürgern, die jährlich aus den 6 Quartieren der Stadt von zwölf besonders beeidigten Wahlherren gewählt wurden, besaß die höchste Gewalt. Zu besonders wichtigen und geheimen Deliberationen erbath sich der Doge den Beyrath von einer Anzahl Nobili, deren Ernennung und Zahl von ihm abhing, und die von der Art der Zusammenrufung die Erbethenen (Pregadi) hießen. So lange diese Einrichtung blieb, hatte die Republik noch eine halb democratische Form, nur daß sich das Uebergewicht auf die Seite der edlen Geschlechter neigte.

II. Während dieser Verfassung trat die venetianische Republik in ihre glücklichste Periode. Jetzt reichten ihre Verbindungen durch ganz Italien, und sie trat sogar an die Spitze des lombardischen Bundes. Im Jahre 1202 half sie das griechische Reich zerstören, und gelangte nicht nur zum Alleinhandel mit Alexandrien, sondern auch zum Besitz der ansehnlichsten Inseln des Archipelagus und des mittelländischen Meeres, und kaufte das Königreich Candia. Die kleinern Inseln, welche nicht die Republik selbst in Besitz nahm, eroberten Privatpersonen, und besaßen sie, so lang das lateinische Kaiserthum dauerte, als kleine Souverains. Je größer die Vortheile waren, die Venedig dadurch zufloßen, desto empfindlicher war der Schlag, den es 1261 durch die Wiederherstellung des

griechiſchen Reiches unter genueſiſchem Beyſtand erlitt, zumal, da die Genueſer für ihre Hülfe mit den herrlichſten Freyheiten belohnt wurden.

III. Die Wahl des Doge ward nach und nach mit immer größerer Umſtändlichkeit vollzogen, und die Macht der ihm zur Seite eingeſetzten Würden gegen den Doge ſo vermehrt, daß er zwar ein bloßer Schattenfürſt wurde, aber doch auch keine andere Gewalt — weder die berathſchlagende, noch die geſetzgebende und vollziehende — Eingriffe thun konnte, die zur Unabhängigkeit hätten führen können. Daneben ward die Wahl der Mitglieder des großen Rathes (des serenissimo maggior Consiglio) aus den Nobili immer mehr und mehr einer Scheinwahl ähnlich; und wenigen Familien fiel nach und nach die ganze Staatsgewalt ſo gut wie erblich in die Hände, und dieſe trugen höchſtens einige andere Familien für gute Bezahlung in das goldene Buch dann ein, wenn der Staat in Geldnoth war. So entſtand im ſtillen Gang der Zeit die ſchlaueſte Ariſtocratie, die endlich eine Inquiſition zur Wächterinn ihrer Sicherheit gegen jeden Verſuch einer Anmaßung einſetzte. Dieſe ſtrenge Ariſtocratie ward ungefähr zwiſchen 1297 und 1299 unter dem Doge Peter Gradenigo vollendet.

In den Anfang dieſes Zeitraums fällt der Hauptkampf zwiſchen Genua und Venedig, der ſchon etwas früher (1253) wegen einer Kleinigkeit, nämlich wegen des gemeinſchaftlichen Beſitzes von St. Saba in Accon oder Ptolemais ſeinen Anfang genommen hatte, und der, die ruhigen Zwiſchenzeiten mitgerechnet, gegen 130 Jahre gedauert hat. Erſt kurz vor dem Schluſſe deſſelben, im Jahre 1379, nach der Eroberung von Chiogga, kam Venedig ſeinem Untergange ſo nahe, daß es verloren geweſen wäre, wenn Peter Doria nach ſeiner großen Seeſchlacht geradezu die Stadt Venedig angegriffen hätte. Deſto entſchloſſener rafften die Venetianer ihre Kraft zuſammen, und ſchloßen kurz darauf (1381) einen ſo glor-

reichen Frieden, daß durch ihn Venedigs Uebermacht für die folgenden Zeiten entschieden war.

IV. Gleich darauf trat die Republik in ihre blühendste Periode. Was sie schon im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts angefangen hatte, sich auf dem festen Lande auszubreiten, das betrieb sie nach dem Frieden mit Genua erst recht thätig. Im Jahre 1339 erwarb sie sich die Trevisér Mark; 1386 die Insel Corfu, 1404 Vicenza, 1405 Padova und Verona, 1412 Sebenico und 1418 Cattaro in Dalmatien; 1420 Friaul, und Trau und Spalatro in Dalmatien; 1424 die Insel Liesina in Dalmatien; 1426 Brescia, Bergamo und Crema; 1473 Cypern, 1478 die Insel Vegla in Dalmatien, 1484 Polesine; 1496 erhielt sie Brindisi, Trani, Gallipoli, Otranto und andere in Apulien an der See liegende Oerter pfandweise, und kaufte Taranto von den Franzosen, und 1499 bekam sie auch Cefalonia von den Türken. Die meisten dieser Länder nützte die Republik zur Vermehrung ihrer Manufacturen, die damals in Asien einen unermeßlichen Absatz fanden.

Denn gerade zu der Zeit, da sich die Herrschaft von Venedig auf dem festen Lande ausbreitete, gelangte auch der venetianische Handel mit Syrien und Aegypten auf den höchsten Gipfel seiner Blüthe. Schon 1342 schloß Venedig mit dem Sultan dieser Länder einen Handels-Tractat ab, der ihm große Handelsfreyheiten in den Häfen derselben gab. Sein Handel dehnte sich von nun an unaufhaltbar aus, und machte es zwischen 1400 und 1453 zur größten Handels- und Seemacht der Welt. Erst seit 1453 sank es nach und nach. Den ersten Stoß gab ihm die Eroberung Constantinopels durch die Türken; den zweyten die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien um das Cap (1498), und den dritten die Eroberung Aegyptens durch Selim II. (1517), wodurch die Handlung nach Ostindien über Aegypten, welche bisher die mamelukischen Sultane sehr begünstigt hatten, gänzlich zerstört worden ist.

V.

Spanien und Portugal.

1.

Arabiſches Spanien.

I. Unter der Herrſchaft der Morabethen, die Juſſuff Ebn Taſphir 1091 gegründet hatte, blühete Spanien ununterbrochen fort. Sie gaben, wo ſie herrſchten, ihren chriſtlichen Unterthanen völlige Religionsfreyheit; dieſe konnten nach eigenem Gefallen ſich ihre Biſchöfe und Prieſter wählen, und ihren Kirchengebräuchen ungeſtört folgen. Zu ihrem Acker- und Manufacturfleiß kam von dieſer Zeit an noch ihre Thätigkeit im Bergbau, wodurch die arabiſchen Diſtricte von Spanien auch die goldreichſten wurden. Doch dauerte die Herrſchaft der Morabethen nicht viel über ein halbes Jahrhundert. Die chriſtlichen Könige ſetzten auch unter ihnen ihren Kampf zur Wiedereroberung des Landes fort, und waren ſiegreich. Im Jahre 1146 eroberten ſie Corduba, und 1147 Almeria und Liſſabon. In dieſer Verlegenheit wendeten ſich die Morabethen an die neue Macht, welche vor kurzem zu Marocco aufgeſtanden war, die Muahedier.

II. Unter dem Namen Mahadi, eines von den Mohammedanern erwarteten Propheten, hatte ſich ein gemeiner Menſch aus einem arabiſchen Stamme, der auf dem Gebirge Sus wohnte, zum Haupte einer Secte aufgeworfen, welche ſich Muhadier (Unitarier oder Verehrer des Einen wahren Gottes) nannte, und den Morabethen zu Marocco den Krieg erklärte. Nach dem Tode Mahadi's ſtellte ſich Abdolmumen, einer ſeiner zwölf Räthe, an die Spitze ſeiner Partey, und vollendete die Eroberung von Marocco. An ihn kam der Antrag aus Spanien um Hülfe gegen die chriſtlichen Waffen; und er ſchickte ſie

ungesäumt. Aber die Muahedier wandten darauf ihre Waffen gegen die Morabethen selbst, und verdrängten sie bis 1157 aus Spanien. Nachher setzten sie ihren Eroberungskrieg gegen die Christen fort, und entrissen diesen von 1171 bis 1210 Murcia, Valencia, Jaen, Algarve, Toledo, und Sylves in Portugal. Endlich vereinigten sich die christlichen Mächte von Spanien gegen ihre bisherige Uebermacht, und erkämpften 1220 einen großen Sieg über sie bey Tolosa in den Gebirgen von Sierra Morena, und setzten ihren Kampf mit solchem Glück fort, daß bis 1250 alle arabischen Besitzungen in Spanien mit Ausnahme des Königreichs Granada, von den Christen reunirt waren. Der Stamm der Muahedier erlosch in Spanien und Afrika 1269; aber auch nach ihm blieb Granada noch unter arabischer Herrschaft, bis ihr im Jahre 1492 durch Ferdinand den Katholischen ein Ende gemacht wurde.

2.

Christliches Spanien.

Das christliche Spanien bestand aus zwey abgesonderten Reichen: aus Aragonien und Castilien.

I. In Aragonien herrschte der aragonische Königstamm bis 1410 unter beständigem Wachsthum seiner Ländermasse. Peter II. (1196—1213) erwarb Montpellier durch seine Vermählung mit der Erbinn dieser Grafschaft; Jacob I. (1213—1276) eroberte die balearischen Inseln, Majorca, Minorca und Ivica, die Stadt Valencia und nach und nach das ganze Königreich dieses Namens. Von Peter III. (1276—1285), dem Gemahl von Manfred's einziger Tochter, den Conradin auf dem Blutgerüste zum Erben seiner Krone ernannt hatte, wurde zwar Sicilien (1276) erobert; aber noch ward es kein Theil des aragonischen Reiches, weil es Peter seinem jüngern Sohne Jacob als ein eigenes Reich übergab. Aber noch kurz

vor dem Abgang des alten aragoniſchen Stammes wurde es 1410 von Martin dem ältern (1395—1410) mit Aragonien vereinigt.

Unter dieſem Regentenſtamme bildete ſich die Verfaſſung des Reichs vollkommen aus. Um den König ſtand ein mächtiger Adel, der ſich ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts in einen hohen, der ganze Baronien beſaß, und in einen niedern, der aus minder begüterten Rittern und Edelleuten beſtand, getheilt hatte, und ſich auch getrennt auf den Cortes oder Reichsconventen verſammelte. Die Macht des hohen Adels wußte ſich ſchon 1287 unter Alphons III. das Recht der Inſurrection gegen den König und der Selbſthülfe zu erpreſſen, wenn er in ihre Freyheiten, ihrer dagegen gemachten Vorſtellungen ungeachtet, Eingriffe wagen ſollte. Unter Peter IV. machte der hohe Adel wirklich von dieſem Privilegium Gebrauch, wodurch ein blutiger Krieg herbeygeführt ward, bey deſſen Ende aber (1348) dieſe gefährliche Conceſſion zurückgenommen wurde. Dagegen ward dem Juſtiza mit dem ihm beygeordneten Schöppen das Recht eingeräumt, in Zukunft die Streitigkeiten des Königs mit den Ständen zu entſcheiden. Nur damit der Juſtiza in dieſer erweiterten Macht dem Könige nicht gefährlich werden könne, wurde der hohe Adel, als zu mächtig durch ſeine großen Beſitzungen, von der Stelle des Juſtiza ausgeſchloſſen, und dieſelbe dem niedern Adel, den Rittern und Edelleuten, ausſchlußweiſe vorbehalten. Da aber der König jedesmal den Juſtiza ernannte, und dadurch großen Einfluß auf denſelben zu haben ſchien, ſo wurde 1390 feſtgeſetzt, daß dieſer auf jedem Reichstage einer ſtändiſchen Deputation über ſein Betragen ſeit dem vorigen Reichstage Rede und Antwort geben ſollte.

Auch ein Bürgerſtand hatte ſich ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts (alſo weit früher, als in irgend einem andern Lande von Europa) in Aragonien gebildet, wozu ihm ſein früher Wohlſtand durch ſeine Induſtrie,

welche die arabiſche Herrſchaft erweckt hatte, und ſein daraus entſtehendes Vermögen, das Seinige zu den Kriegen gegen die Araber beyzutragen, verholfen hat. Schon 1116 waren den Bürgern von Saragoſſa große Privilegien eingeräumt; ſchon ſeit 1150 finden ſich ſichere Spuren, daß der Bürgerſtand auf den Cortes erſcheint, um Abgaben zu verwilligen. Zu gleicher Zeit nimmt er regelmäßigen Antheil am Kriege, und hält ſeit 1260 eine Soldmiliz, um die Straßen gegen die Plünderungen der Araber und der gegen ſie gehaltenen Truppen ſicher zu erhalten, und jeden Störer der öffentlichen Ruhe vor ein Gericht zu bringen, das in der Abſicht niedergeſetzt war, ſie für dieſen Frevel zu beſtrafen.

Im Jahre 1410 erloſch der bisherige Regentenſtamm. Bey der Frage, ob nun die männlichen Deſcendenten von entfernteren, oder die weiblichen von näheren Linien folgen ſollten, entſchied eine ſtändiſche Verſammlung für den Sohn des Königs Johann von Caſtilien und der Schweſter des verſtorbenen Königs Martin, Ferdinand (1412—1416); und er ſchwur den Königseid, und die Stände huldigten ihm, ohne vorausgegangene Capitulation. Aber ſeinem Sohne Alphons V. (1416—1458), dem Eroberer von Neapel, wurde nicht mehr, wie ehedem geſtattet, den Juſtiza ohne ſtändiſche Einwilligung von ſeiner Stelle abzuſetzen; dagegen wurde der Juſtiza einer ſtrengen Aufſicht und jährlich einer dreymaligen ſtändiſchen Unterſuchung über die Führung ſeines Amtes unterworfen. Sein Bruder und Nachfolger, Johann II. (1458—1479), brachte zu der Ländermaſſe des Reichs durch ſeine Gemahlinn Blanca auch noch das Königreich Navarra. Und in dieſem Umfange erbte ſie auch Johann's Sohn, Ferdinand der Katholiſche (1479—1516).

II. Die Vereinigung von Leon mit dem Königreiche Caſtilien unter Ferdinand I. (1035—1065) war nicht von Beſtand. Erſt Ferdinand III. (1217—1252) gab derſelben Dauer durch das Geſetz der Untheilbarkeit

und der Erſtgeburt, da bis auf ihn Theilungen auf Theilungen gefolgt waren. Seit dieſer neuen Vereinigung (1230) wurden erſt Caſtilien und Leon unter dem gemeinſchaftlichen Namen des Königreichs Caſtilla zuſammengefaßt.

Während dieſer häufigen Trennungen der caſtiliſchen Ländermaſſe, die der königlichen Macht nicht vortheilhaft waren, thaten die Ritterorden dem Reiche ſehr wichtige Dienſte. Der Ritterorden von Calatrava, welchen der Pabſt Alexander III. 1164 beſtätigt hatte, beſtand den Kampf mit den Arabern. Da ein ſolcher faſt ununterbrochen fortgehender Krieg die Ritter dieſes Ordens ſchon genug beſchäftigte, und ſie zur Sicherheit der Straßen, die bey dem Kriegsgewühl häufig Räuberbanden durchzogen, wenig thun konnten, ſo traten zu dieſem Zwecke, und beſonders zur Beſchützung der nach Compoſtella wallfahrtenden Pilgrime, andere Ritter zuſammen, die 1175 unter dem Namen des Ritterordens von St. Jago von Alexander III. beſtätigt wurden. Zu beyden Zwecken diente auch der militäriſche Orden von St. Julian de el Pereyro, der ſchon 1156 errichtet worden, aber erſt 1219 unter dem Namen des Ritterordens von Alcantara die nöthige Feſtigkeit erhielt.

Ferdinand III. kämpfte mit überlegener Macht gegen die Araber: 1236 entriß er ihnen Corduba, 1241 den größten Theil von Eſtremadura, 1243 und 1244 ganz Murcia, 1245 Jaen, wobey zugleich der arabiſche König von Granada ſein Vaſall wurde, 1248 Sevilla, 1250 Cadix und die umliegende Gegend. Auch ordnete er ſein Reich durch die Niederſetzung eines Juſtiztribunals, das man für den Anfang des Rathes von Caſtilien anſieht. Aber ſeine Nachfolger kamen ihm nicht gleich; und während der ein halbes Jahrhundert fortgehenden Unruhen und Thronſtreitigkeiten konnte nicht nur der Kampf mit den Arabern unmöglich vorwärts rücken, ſondern es mußte auch die Ausbildung der Verfaſſung rückwärts gehen. Der

Adel nahm an Macht und Ungebundenheit zu, un schränkte nicht nur seine Könige ein, sondern erzwang sich auch von ihnen während ihrer Bedrängung die größten Privilegien und Besitzungen. Seitdem sind die kühnen Ansprüche des castilischen Adels zum Sprichworte geworden. Nur der standhafte Alphons XI. (1312—1350) hinderte die völlige Vernichtung des königlichen Ansehens. Seine Regierung verherrlichte der große Sieg bey Tariffa über den König von Granada und dessen maroccanische Bundesgenossen, und die Entdeckung der canarischen Inseln, so wie die völlige Aufnahme des Bürgerstandes unter die Reichsstände. Die nächsten 125 Jahre (1350—1474) flossen in beständigen Unruhen und Kriegen hin, bey denen der König um alle Rechte, und der Adel zu immer höherer Gewalt kam.

Endlich im Jahre 1474 besteigt Isabella, die Schwester König Heinrichs IV. (1454—1474) und seit 1469 die Gemahlinn des Kronprinzen Ferdinands von Aragonien, den Thron von Castilien, und im Jahre 1479, wo Ferdinand der Katholische seinem verstorbenen Vater in der Regierung nachfolgt, werden Aragonien und Castilien, obgleich als zwey getrennt regierte Reiche, in Einem königlichen Ehepaare vereinigt.

III. Zur Zeit dieser Vereinigung war in beyden Reichen die Regierungsform nur dem Scheine nach monarchisch; die ganze Gewalt lag in der Hand der Reichsstände, des geistlichen und weltlichen Adels und des Bürgerstandes, die das Recht der Gesetzgebung, des Krieges und Friedens, und der Besteuerung besaßen; und überdieß schränkte in Aragonien den König der Justiza ein, und in Castilien hielten ihm die Großmeister der drey Ritterorden das Uebergewicht. Je ohnmächtiger die königliche Macht war, desto mächtiger tobte der Fehdengeist und der Uebermuth des Adels innerhalb den Ringmauern seiner Burgen. Selbst durch die Vereinigung der beyden

Reiche wurde anfangs wenig für die königliche Macht gewonnen, da sie nicht zugleich zu Einem Reiche verbunden wurden, sondern getrennt blieben, und das königliche Ehepaar, in Regierungssachen voll Eifersucht auf einander, sich keinen gegenseitigen Einfluß auf das jedem zugehörige Erbkönigreich gestattete, obgleich in allen Edicten, auch für Castilien, Ferdinands Name dem Namen der Isabella voranstand. Aber nach wenigen Jahrzehenden war in beyden Reichen die königliche Gewalt auf den höchsten Gipfel erhoben.

Mit der Reduction der Krongüter, welche Städte und Adel in den Zeiten der Unruhen unter sich getheilt hatten, wurde sogleich der Anfang gemacht, und damit fortgefahren, bis alle reunirt waren. Der allgemeine Landfriede wurde durch strenge Justiz, und besonders durch die 1476 in Castilien und 1488 in Aragonien mit ständischer Einwilligung und unter königlicher Sanction errichtete „heilige Hermandad" hergestellt; allen heimlichen und öffentlichen Feinden der wachsenden königlichen Macht wurde 1484 ein strenges Inquisitionsgericht entgegengesetzt, das der König unter seine unmittelbare Aufsicht nahm. Ueberdieß ließ Isabella ihren Gemahl nach und nach zum Administrator aller drey Großmeisterthümer der Ritterorden von St. Jago, Alcantara und Calatrava wählen, wodurch zuerst die Orden von ihm abhängig wurden, und ihre dem Könige von Castilien so furchtbare Macht schon gesprengt, und die großen Reichthümer derselben der Krone zugewendet waren, ehe noch die drey Großmeisterthümer durch ein Concordat mit Papst Clemens VII. (1524) erblich zu der Krone geschlagen wurden. Nun war nur noch das Reich der Araber zu Granada, wohin sich bisher die Opposition der königlichen Macht zu flüchten pflegte, zu zerstören; und dieß geschah 1492 durch die Eroberung der Stadt Granada. Im Jahre 1502 führte noch das Glück den Cardinal und Erzbischof von Toledo, Francisco Ximenes (geb. 1437, gest. 1517), einen in jeder Hinsicht wahrhaft großen Mann, der

Isabella zum Minister zu, der das große Werk, welches Ferdinand und Isabella angefangen hatten, auf die glänzendste und zugleich wohlthätigste Weise vollendete.

3.

Portugal.

I. Alphons I., Graf von Portugal (1112—1185), hatte seine Grafschaft durch einen großen Sieg über die Araber bey Ourique (1139) bis an die Grenze von Algarbien erweitert, worauf er, jedoch unter Widerspruch der Könige von Leon, den königlichen Titel annahm. Erst als ihn Papst Alexander III. 1179 gegen einen jährlichen kleinen Census als König erkannte, war ihm sein Königstitel durch den päpstlichen Schutz gegen alle Ansprüche von Leon und Castilien gesichert.

Die folgenden Könige brachten ihre Regierungen in Streitigkeiten mit den Päpsten und Bischöfen, und mit Kriegen gegen ihre Nachbarn hin, unter denen nur der unter Alphons III. zwischen 1249 und 1251 merkwürdig ist, weil er Portugal mit dem größten Theile von Algarbien vergrößerte.

Durch die vielen Fehden in dem Lande und die Kriege mit den Nachbarn, und durch ihre Lage am Meere wurden die Einwohner von Portugal ein thätiges, unternehmendes Volk. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts hoben sie sich schon durch Gewerbe, Handlung und Schiffahrt, ja sogar durch wissenschaftliche Cultur, indem unter dem Könige Dionys 1290 zu Lissabon eine Universität angelegt wurde.

Mit dem Könige Ferdinand (1367—1383) erlosch der ächt-burgundische Stamm. Johannes, ein natürlicher Sohn Peters des Grausamen (der 1357—1367 regiert hatte), schwang sich auf den Thron (1383—1433), als eben Castilien und Leon im Begriff war, Portugal wieder mit sich zu vereinigen. Die Waffen entschieden durch den Sieg bey Aliubarotta 1385 für Johannes, und von nun

an saß er bereits sicher auf dem Throne, obgleich der Friede erst 1411 geschlossen wurde.

II. Nach diesem Frieden suchte der thätige Geist der Portugiesen, die von der Landseite durch Castilien eingeschränkt war, sich auf Meeren Luft zu machen. Noch 1411 wird eine Flotte gegen die Mauren auf der Küste der Barbarey ausgerüstet, welche Ceuta erobert, und allen Neigung zu kühneren Unternehmungen einflößt. Im Jahre 1415 macht der König seinen vierten Sohn Don Heinrich zum Director der portugiesischen Entdeckungsreisen, denen er bis auf seinen Tod, theils unter Eduard (1433—1438), theils unter Alphons V. (1438—1481) mit rastloser Thätigkeit vorstand. Im Jahre 1419 wurde die Insel Madera entdeckt, 1432 die Azoren, 1444 die capverdischen Inseln, 1452 die Küste von Guinea. Zwischen die Entdeckungsreisen traten wieder Kriege mit Afrika ein; so wurde 1458 Alcazar Ceguer, und 1471 Arzilla nebst Tanger erobert.

Die Entdeckungen standen nach Don Heinrichs Tod von 1463 bis 1481 still, weil den König Alphons die Kriege um die Krone von Castilien und seine Feldzüge gegen die Mauren zu stark beschäftigten, als daß ihm selbst Entdeckungen auf Meeren in den Sinn hätten kommen können; und der, welcher jetzt die Aufsicht über die Entdeckungen in Afrika führte, der Lissaboner Kaufmann Fernando Gomez, hatte zugleich das Monopol der Handlung in die entdeckten Länder, daher ihm mehr die Benützung des bereits Entdeckten, als neue Entdeckungen am Herzen lagen. Erst Johann II. (1481—1495), der als Kronprinz seine Einkünfte aus den neu entdeckten Ländern gezogen hatte und also ihren Nutzen aus Erfahrung kannte, belebte als König den Entdeckungseifer wieder, ob er gleich seine ganze Regierung hindurch mit dem Adel über die Jurisdiction auf seinen Gütern und wegen der Domänen, die er von ihm zurückforderte, kämpfen mußte. Unter ihm ward Congo, und 1486 Cabo tormentoso, wie es Bartholomäus Diaz von seinen Stürmen nannte, entdeckt. Aber sein König

nannte es das „Vorgebirge der guten Hoffnung," weil er von da aus noch bis Ostindien zu kommen hoffte. Bald darauf (1492) fand Columbus, in spanischen Diensten, den Weg nach Amerika; und da nun Portugal und Spanien sorgten, sie möchten einander in ihren Entdeckungen begegnen, und ihre Sache an den Papst zur Entscheidung brachten: so theilte Alexander VI. (1494) zum voraus die Erdkugel durch einen Meridian, 360 Meilen westlich von den azorischen und capverdischen Inseln laufend, in zwey Theile, und sprach den östlichen Portugal, und den westlichen Spanien zu. Diese Theilung und das Glück der Spanier belebte Emanuel den Großen (1495—1521) mit neuem Eifer, die Schiffahrt gegen Osten so lange fortzusetzen, bis endlich der Weg zu dem gewünschten Indien gefunden würde. Im Jahre 1497 wurde Mozambigue, Mombaza und Melinda entdeckt, und erst 1498 landete Vasco de Gama zu Calicut in Ostindien. Zwischen 1498 und 1500 wurde die portugiesische Schiffahrt bis nach Sina und in die Molucken ausgedehnt, und die Festungen von Goa, Diu und Ormus errichtet; und 1500 ward mit der Entdeckung der Küste von Brasilien den bisherigen Unternehmungen die Krone aufgesetzt.

VI.

Frankreich.

1.

Fortsetzung der capetingischen Könige.

Früher als in Deutschland und Spanien hatte sich in Frankreich eine festere Staatsform ausgebildet, so geschmälert auch dieses Reich, seinem Umfange nach, bey der Thronbesteigung Hugo Capet's war. Hauptsächlich trugen zu dieser allmähligen Consolidirung Frankreichs in diesen

Zeiten bey: die fortdauernde Thronfolge des Sohnes auf den Vater bey einem und demselben Regentenstamme, die lange Regierungszeit mehrerer Könige, und die Sicherheit, mit welcher sie Einen Hauptplan, die Verminderung der Macht der großen Vasallen, festhielten. So verflossen die Regierungen von Robert I. (997—1031), von Heinrich I. (1031—1060) und Philipp I. (1060—1108).

I. Ludwig VI. (1108—1137) machte einen Hauptvorschritt zur Regeneration der königlichen Macht durch die Erschaffung eines Bürgerstandes. Um nämlich sein eigenes Gebiet gegen die Verheerungen raubsüchtiger Baronen zu schützen, erlaubte er — einige sagen, auf den Rath des Abtes Suger — den Städten seiner Domänen, unter der Bedingung, daß sich jeder Bürger zur Vertheidigung der Stadt und zu des Königs und der Kirche Dienst bewaffnen wolle, Communen einzurichten; und der Adel folgte theils freywillig, theils genöthigt, dem Beyspiele des Königs. So gelangten die Städte zu einem eigenen Magistrat, und die Bürgerschaft zu dem Rechte, sich in Bürger-Compagnien zu formiren, unter selbst gewählten Officieren sich in den Waffen zu üben, und das Kriegsrecht zu vollstrecken, nicht nur zur Vertheidigung beym Angriff, sondern auch zum Angriff nach erlittenem Unrecht. Der Magistrat erhielt sein eigenes Stadtinsiegel und das Recht, das Bürgerrecht zu ertheilen und die neuen Bürger zu vereiden. Der immer allgemeiner werdende Zunft- und Corporationsgeist verdrängte das Schlechte und Mittelmäßige, und der militärische Character der Städteverfassung diente dem Könige gegen die Feudal-Aristocratie, während die höher steigende Industrie und der Flor des Handels und des Landbaues der ganzen Nation das Gefühl der Kraft und des Muthes einhauchte. Selbst die Universität Paris, die erst in dieser Zeit als literärische Corporation sich ausbildete, stand unter den Einflüssen dieses neuen Geistes.

II. Freylich hatten die Könige mit den mächtigsten

ihrer Vasallen, mit den Herzogen der Normandie, die seit 1066 zugleich Könige von England waren, einen harten Kampf zu bestehen, der noch härter zu werden drohte, als durch König Ludwigs VII. (1137—1180) Veranlassung auch noch Guienne und Poitou demselben zufielen. Aber Ludwigs Sohn, Philipp II. August (1180—1223) erkämpfte gegen den muthigen Richard Löwenherz von England, mit dem er auf einem Kreuzzuge in Palästina sich entzweyt hatte, den Besitz der Normandie, nebst neun anderen Grafschaften. Zugleich kamen auch während seiner Regierung wichtige Veränderungen im Vasallensysteme zur Reife. Es hatten sich nämlich aus allen großen unmittelbaren Kronvasallen zwölf derselben, sechs geistliche und sechs weltliche, nach und nach so gehoben, daß sie jetzt ein eigenes geschlossenes Corps, einen eigenen höheren Rang machten; sie allein nannten sich Pairs von Frankreich. Auch kamen jetzt zum ersten Male Appellationen der Untervasallen an den König auf, wodurch dieser Gelegenheit erhielt, sich in die innern Verhältnisse der großen Vasallen-Territorien mischen zu können. Ueberhaupt ward Philipp August seiner Macht schon so sicher, daß er, der erste seit Hugo Capet, es nicht mehr nöthig fand, seinen Sohn und Nachfolger noch bey seinen Lebzeiten krönen zu lassen.

Unter Philipp August und noch mehr unter seinem Sohne Ludwig VIII. (1223—1226) wurden die Albigenser bekämpft, eine Secte, die nicht nur die gräulichsten, das ganze Christenthum umstürzenden Lehren behauptete, sondern auch alle Provinzen, in die sie kam, mit Gräuelthaten und Verwüstungen erfüllte.

III. Wichtiger für Frankreich war die Regierungszeit Ludwigs IX. des Heiligen (1226—1270). Nicht nur, daß unter ihm mehrere beträchtliche Grafschaften vereiniget wurden: er beschränkte auch die Gottesurtheile und die willkührliche Befehdung der mächtigen Vasallen durch bessere Gerechtigkeitspflege, mit welcher er

die Stiftung eines Appellationsgerichtes verbanh, das in letzter Instanz die Streitigkeiten der Vasallen entschied, wodurch die Gerichtshöfe der großen Barone stillschweigend dem Gerichtshofe des Königs untergeordnet wurden. Zugleich ließ er von dem Justinianischen Codex eine Uebersetzung verfertigen, durch welche der lebhaftere Gebrauch des römischen Rechts befördert, und mit demselben die höhere Meinung von der Macht des Königs immer mehr verbreitet wurde.

Unter Philipp III. (1270—1285) entstand der Brief-Adel in Frankreich; die Rechte der Souveränität wurden schon in dem Verbrechen gegen die beleidigte Majestät in vollem Umfange ausgeübt.

IV. Philipp IV. der Schöne, der Leibesgestalt, aber nicht dem Character nach, (reg. 1285—1314), entriß dem Adel das Recht, Münzen zu prägen. Bey Gelegenheit seiner Streitigkeiten mit dem Papste Bonifacius VIII. berief er eine Reichsversammlung nach Paris. Hätte diese bloß aus dem Adel und der Geistlichkeit bestanden: so wäre er, wegen der Anhänglichkeit der Geistlichen an den Papst, seines Erfolges nicht gewiß gewesen. Er versammelte deßhalb auch (1303) außer dem Adel und der Geistlichkeit die Deputirten der Städte, der Communen und der Universitäten in seiner Nähe; dieß war die erste Repräsentation des „dritten Standes" (tiers état), wodurch derselbe den beyden andern Ständen in Hinsicht auf den Antheil an den Angelegenheiten des Landes gleichgestellt wurde. Denn seit dieser Zeit trat der dem Könige ergebene Bürgerstand zwischen ihm und die Feudalbesitzer in die Mitte, und brachte ein Gleichgewicht der Staatskräfte hervor, durch welches der verjährte Kampf der königlichen Gewalt mit den mächtigen Vasallen aufgehoben ward. — Die Aufhebung des Tempelherren-Ordens überlebte Philipp nur kurze Zeit; er starb den 29. November 1314.

Schnell folgten ihm seine drey Söhne: Ludwig X.

(1314—1316), Philipp V. (1316—1322), und Carl IV. (1322—1328). Mit diesem erlosch der capetingische Mannsstamm, und der Thron, von dem das weibliche Geschlecht ausgeschlossen war, vererbte auf Philipps des Schönen Brudersſohn, Philipp von Valois.

2.

Könige aus dem Hause Valois.

I. Unter dem neuen Regentenstamme stand die Regeneration des Reichs nicht bloß still, sondern fiel sogar in vielen Stücken zurück, durch den mehr als hundertjährigen Kampf, den die Könige von Frankreich mit ihren Vasallen auf dem englischen Throne (von 1337—1451) unter wechselndem Glücke zu bestehen hatten. Zu den bisherigen Ursachen der Kriege mit den Herzogen der Normandie kam 1337 eine neue durch die Ansprüche an den französischen Thron, welche Eduard III. als Enkel Philipps des Schönen durch seine älteste Tochter machte. Er trat aber erst neun Jahre später, als er sie hätte anbringen müssen, mit denselben hervor, aufgewiegelt durch den Grafen Robert von Artois, und ermuntert durch die Hoffnung, in seinem Kampfe mit Frankreich von den Flandrern unterstützt zu werden, sobald er ihnen durch Wappen und Titel eines Königs von Frankreich einen scheinbaren Vorwand würde gegeben haben, sammt ihrem Versprechen, dem Könige von Frankreich treu zu seyn, zu ihm überzugehen.

Unter Philipp VI. von Valois (1328—1350) erkämpften die Engländer 1340 einen großen Sieg zur See bey Suys und 1346 bey Crecy in einer für die Franzosen höchst blutigen Schlacht, worauf sie 1347 das wichtige Calais eroberten. — Johann der Gute (1350—1364) verlor 1356 an sie die Schlacht bey Maupertuis, und gerieth überdieß in die Gefangenschaft des schwarzen Prinzen (des edlen Prinzen von Wallis, Eduard), und der Friede zu Bretigny 1360 kostete ihm Guyenne, Poitou,

Angoumois, Ponthieu und andere wichtige Stücke seines Reiches. — Doch eroberte Carl der Weise (1364—1380) ohne selbst das Schwert zu führen, wozu er sich nach einem seltenen Selbstgefühl keine Geschicklichkeit zutraute, durch seine Brüder und Officiere, besonders durch den tapfern Ritter Bertrand dü Guesclin, und durch seine Geschäftigkeit im Cabinet, die für alles sorgte, was seine Krieger brauchten, noch so lang Eduard III. und sein schwarzer Prinz lebten, bis auf den ersten Waffenstillstand manche wichtige Plätze; und nach Ablauf des Waffenstillstandes, um die Zeit des Todes jener beyden Kriegshelden, siegten die französischen Waffen diesseits und jenseits des Meeres noch ungehinderter. Schon waren fünf Provinzen wieder erobert, als durch den Tod des weisen Königs die unglückliche Regierung des anfangs unmündigen, und hernach durch einen plötzlichen Schrecken blödsinnig gewordenen Carls VI. (1380—1422) eintrat. Schon dadurch bedenklich, daß sie fast immer eine Regentschaft nöthig hatte, wurde sie noch unglücklicher durch den beständigen Parteyenkampf zwischen den Herzogen von Orleans und von Burgund, und dann wieder zwischen dem Herzog von Burgund und dem Dauphin (dem nachmaligen Carl VII.), der sich jedesmal mit einem Meuchelmord endigte. Unter diesem Parteyengewühl erneuert Heinrich V. von England den Krieg, und erobert nach der Schlacht bey Azincourt (1415) in vier Jahren die ganze Normandie. Um diese Zeit wurde der Dauphin Carl Reichsadministrator im Namen seines blödsinnigen Vaters, und fing seine Reformen damit an, daß er seine ausschweifende Mutter, Isabella von Bayern, vom Hofe verwies. Sie warf sich dem Herzoge Johann von Burgund in die Arme, der sich auch, um ihr Genugthuung zu verschaffen, unverzüglich der Stadt Paris und des blödsinnigen Königs bemächtigte. Gleich nach diesem Gewaltschlag fiel er selbst unter den Augen des Dauphins durch Meuchelmörder (1419). Diesen Meuchelmord zu

rächen, verband sich der Sohn des Ermordeten, Herzog Philipp der Gütige, mit England. Von dieser vereinigten Macht ward der Dauphin besiegt, und Heinrich dem V. von England in dem Vertrage zu Troyes (1420) die Regentschaft während des Königs Wahnsinn, und nach dessen Tode die Succession bestimmt, um die Reiche Frankreich und England zu vereinigen, der Dauphin Carl aber wegen des begangenen Meuchelmordes (1421) vom Parlamente der Thronfolge unfähig erklärt. So nahe war die Vereinigung von England und Frankreich, der man durch die Vermählung Heinrichs mit der Tochter des blödsinnigen Carls, welche sogleich nach dem geschlossenen Vertrage zu Troyes vollzogen wurde, noch mehr Sicherheit zu geben suchte. Dennoch vereitelte der Tod dieselbe. Noch zwey Monate vor Carl VI. stirbt schon Heinrich V. Sein Sohn, ein Kind von neun Monaten, Heinrich VI., wird zwar unter seines Oheims, des Herzogs von Bedford, Vormundschaft auf den Thron gesetzt; aber der Dauphin tritt doch auch unter dem Namen Carl VII. (1422—1461), von einem kleinen Theile von Frankreich noch als König anerkannt, auf den Schauplatz. Sieben Jahre (1422—1428) blieben die englischen Heere dem Häuflein Helden, welches Carls VII. Sache führte, überlegen, und der nahe Fall der festen, von dem brittischen Feldherrn Grafen Salisbury, und nach dessen Tod von dem gleich tapfern Grafen Suffolk hart belagerte Stadt Orleans eröffnete ihnen die Herrschaft über ganz Frankreich. Bereits gab Carl, der damals zu Chinon wohnte, eine weitere Vertheidigung von Orleans ganz auf, und hielt es für unmöglich, sich länger in Frankreich zu halten. Er wollte nach Spanien oder Schottland fliehen, und dort einen Zufluchtsort für seine Person suchen. Doch führte er diesen Vorsatz nicht aus, sondern überließ sich und sein Reich der Vorsehung; und diese belohnte sein Vertrauen.

II. An der Grenze von Lothringen unweit Vaucouleurs (im Departement der Meuse) lag in einem reitzenden

Thale das Dorf Greux und neben diesem der Weiler Domremy. Unmittelbar unter der Krone stehend zeichnete die Gegend sich durch treue Anhänglichkeit an den König aus. Die Bewohner Domremy's waren minder wohlhabende Leute. Unter ihnen lebte seit langer Zeit Jacob d'Arc, ein Landmann, und seine Hausfrau Isabella Romee; sie genossen einen ungetheilt guten Ruf wegen ihrer Frömmigkeit, Menschenfreundlichkeit, Sittsamkeit und Rechtlichkeit. Fünf Kinder hatten sie, drey Söhne und zwey Töchter. Eine derselben hieß Johanna. Geboren um das Jahr 1410 oder 1411, blühte sie im engen Kreise der Häuslichkeit auf, gut, gehorsam gegen ihre Aeltern, sittsam in Wort und That, duldsam, fleißig, fromm und dienstfertig. Hatte sie ihre Tagesarbeit verrichtet, so eilte sie in die Kirche, den Segen des Höchsten zu erflehen. Ihre Freude war, Gutes zu thun, Kranke zu pflegen. Sie war so schüchtern, daß sie verlegen wurde, wenn man sie anredete, und so mildthätig, daß sie oft über ihr Dürfen verschenkte. Seit ihrem zwölften oder dreyzehnten Jahre mied sie Gesang und Tanz. Sie beichtete sehr oft, und genoß regelmäßig das heilige Abendmahl. Ein Lieblingsort ihrer Andacht war eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Capelle bey Domremy, wohin sie oft, die muntern Reihen ihrer Freundinnen verlassend, pilgerte, um dem Gebethe obzuliegen. Uebrigens half sie ihren Aeltern in deren Berufsarbeiten treu und unverdrossen, und weidete, wenn die Reihenfolge sie traf, die Heerde des Dorfes, so wie die Kühe und Pferde ihres Vaters.

Um die Zeit der Belagerung von Orleans zog sie zu ihrem Oheim, Durand Laxart, welcher zu Klein-Bury, einem Dorfe zwischen Domremy und Vaucouleurs, wohnte, und entdeckte ihm: »Schon vor vier Jahren sey ihr in ihrer Einsamkeit ein glanzstrahlendes Wesen mit Flügeln an den Schultern erschienen, und habe ihr verkündet: »Gott »habe Barmherzigkeit mit Frankreich; sie müsse dem Könige »zu Hülfe eilen, durch sie würde die Belagerung von

»Orleans aufgehoben, und Carl VII. in das Reich seiner »Väter eingesetzt werden.« Sie habe demselben erwiedert: sie sey nur eine arme Dirne, und könne weder reiten, noch ein Heer anführen. Der Himmelsbote habe ihr aber befohlen, nichts zu fürchten; »sie müsse sich Robert von »Baudricourt, dem Befehlshaber von Vaucouleurs, vor»stellen; dieser würde sie zum Könige führen; man würde »ihr Leute geben, um sie dahin zu bringen, und sie würde »diese Reise ohne Hinderniß zurücklegen.« Er fügte hinzu: »die heilige Katharina und die heilige Margaretha wären »zu ihren Führerinnen und Rathgeberinnen ernannt, und »sie müßte ihnen glauben und gehorchen: dieß wäre der »Wille und Befehl Gottes.« Da nun diese Erscheinungen und Aufforderungen immer dringender würden; so wolle sie jetzt nach Vaucouleurs; denn es hieße ja, Frankreich werde durch eine Frau in das Unglück kommen, und durch ein Mädchen aus den Marken Lothringens wieder gerettet werden.«

So auffallend diese Entdeckung dem Oheim erscheinen mochte, so wurde zuletzt doch die Ueberzeugung der Nichte auch die seinige. Er begleitete sie in die Stadt, und hier sagte die Jungfrau zu dem Befehlshaber Baudricourt: »Sie komme auf Befehl des Herrn zu ihm, damit er zum Dauphin sende: er sollte sich gut halten und in keine Schlacht mit seinen Feinden einlassen, weil der Herr in den Mittenfasten ihm Hülfe senden werde; es sey der bestimmte Wille des Herrn, daß der Dauphin König werde, und sie werde ihn nach Rheims zur Salbung führen.« Aber der Krieger zweifelte an den Verheißungen des Landmädchens, und schickte sie zurück. Am Anfange des Jahres 1429 begab sie sich mit ihrem Oheim wiederholt nach Vaucouleurs, und erst als sie zum dritten Male kam, ertheilte ihr Baudricourt seine Zustimmung zur Reise. Die Bewohner von Vaucouleurs rüsteten die Jungfrau aus; sie erhielt männliche Kleider, ihr Oheim und noch ein anderer Bewohner von Klein-Bury kauften ihr für 12 Franken ein

Pferd, Baudricourt gab ihr einen Degen. Und so reiste die achtzehnjährige Jungfrau, mit zwey Edelleuten, die ihrem Plane beystimmten, ihrem dritten Bruder Peter, einem königlichen Boten und mehreren Dienern am 13. Februar 1249 von Vaucouleurs ab. Eine große Menge Neugieriger und Zweifler belästigten ihre Abreise; sie erklärte aber: sie habe keine Furcht; denn Gott, ihr Herr, werde ihr Bahn machen bis zum Dauphin, ihrem Herrn. Auch ermuthigten sie »ihre Stimmen« wiederholt, und so verlor sich jede Spur der Zaghaftigkeit bey ihr. Weil die Engländer und Burgunder die Gegend besetzten, durch welche die Reise führte, so wurde diese auch die Nacht hindurch fortgesetzt, und so die 120 französischen Wegstunden, welche Chinon von Vaucouleurs trennten, zurückgelegt. Auf der Reise verbreitete sich das Gerücht von ihrer göttlichen Sendung; es drang selbst nach Orleans, wo die große Verlegenheit der Besatzung auch den kleinsten Hoffnungsstrahl freudig aufnahm.

III. Nach Verlauf von eilf Tagen kam Johanna in Chinon an. Carl VII. ließ das Mädchen nicht sogleich vor sich; und erst nachdem durch Geistliche ihr Character geprüft, und aus ihrem Geburtsorte Nachrichten über sie eingezogen worden, entschloß er sich, ihr Gehör zu geben. Er befahl, sie in den Saal zu führen. Noch ehe sie eintrat, entfernte er sich in einen Winkel und ließ andere Anwesende vor sich treten. Der Graf von Vendome führte sie ein. Bescheiden, doch festen Schrittes trat sie in den Saal. Sogleich unterschied sie den König, obschon er durch keine Kleidung ausgezeichnet war, warf sich ihm zu Füßen und sprach: »Gott gebe euch gutes Leben, bester König!« »Ich bin ja nicht der König!« erwiederte Carl, auf einen Herrn des Hofes zeigend, »hier ist er.« Johanna antwortete: »Im Namen Gottes, bester Fürst! Ihr seyd es, und kein anderer!« Der König entsagte nun der weitern Verläugnung, und ward gegen das Mädchen freundlicher. »Sehr edler Herr Dauphin!« — fuhr dieses

fort — »ich komme und bin gesendet von Seiten Gottes an Euch, dem Königreiche Beystand zu leisten. Mein Name ist Johanna, die Jungfrau, und Euch entbietet der König der Himmel durch mich, daß Ihr der wahre Erbe von Frankreich seyd, und daß Ihr werdet gesalbt und gekrönt werden in der Stadt Rheims, und werdet des Königs der Himmel Stellvertreter werden, der da König von Frankreich ist.« Der König nahm sie jetzt zur Seite, und unterhielt sich sehr lange mit ihr; dann näherte er sich wieder den Umstehenden, und sagte zu ihnen: »Dieses junge Mädchen hat mir Geheimnisse offenbart, die Niemand wissen kann, nur Gott ausgenommen; und ich habe deßhalb großes Vertrauen zu ihr gefaßt.« Dennoch wurde Johanna auf seinen Befehl auch nach Poitiers gesendet, wo damals das Parlament der treu gebliebenen Provinzen und eine berühmte Universität war. Und erst als auch dort der Beschluß gefaßt worden: »daß das Mädchen untadelhaft und eine gute Katholikinn sey, und daher der König ihre Dienste annehmen, und sie Orleans zu Hülfe senden könne!« ward sie von Poitiers nach Chinon zurückberufen, um eine Zufuhr von Lebensmitteln nach Orleans zu geleiten. Carl gab ihr nun, wie einem Kriegs-Obersten, Leute zur Begleitung und Bedienung, einer der tapfersten und redlichsten Ritter beym Heere wurde zum Schützer ihrer Person ernannt, und ein Beichtvater ihr von ihren Verwandten empfohlen, der sie seitdem nie wieder verließ. Auch bekam sie jetzt eine völlige, ihrem Körper angemessene Rüstung. Die »himmlischen Stimmen« hatten ihr gesagt: hinter dem Altare der St. Katharinenkirche zu Fierbois sey ein mit fünf Kreuzen bezeichneter Degen begraben, dessen sie sich bedienen solle. Obgleich nun Niemand etwas von dessen Daseyn wußte, so fand sich doch sogleich beym Nachgraben das Gesuchte, und ward Johanna übergeben. Gleichfalls nach dem Rathe ihrer Stimmen wollte die junge Kriegerinn eine Standarte haben. Auf einem weißen, mit Lilien übersäeten Felde sollte der Heiland abgebildet seyn,

sitzend auf seinem Richterstuhl in den Wolken des Himmels und in der rechten Hand die Erdkugel haltend; neben ihm sollten anbethende Engel dargestellt werden, deren einer eine Lilie hält, welche Gott segnet. Auf der Seite sollten die Worte stehen »Jesus« und »Maria.« Die Standarte war von weißer Leinwand mit seidenen Franzen. »Johanna führte nun das Schwert wie die Fahne als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grausamkeit oder Blutvergießen, ist zwar sie selbst mehrmals verwundet worden, hat aber nie getödtet oder Blut vergossen, noch ist andere irdische Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig, und für Frankreichs Lilien, deren Glanz zu retten sie sich in das Schlachtgewühl gestürzt hat *).«

IV. Mit vieler Mühe — die Casse des Königs und die Privatbaarschaft des Staatscassiers betrugen um diese Zeit zusammen einmal vier Thaler — ward der Transport von Lebensmitteln zusammen gebracht. Johanna begab sich nun nach Blois, wo auch bald die Befehlshaber des Zugs ankamen. Am 29. April wurden glücklich die Lebensmittel nach Orleans gebracht, und Abends um 8 Uhr zog Johanna unter freudigem Jubel der Einwohner, auf einem weißen Pferde reitend, in die Stadt, und begab sich sogleich in die Kirche, dem Höchsten für die erwiesene Gnade zu danken. Schon den folgenden Tag wollte sie die Belagerer angreifen; doch verschob sie es auf die Vorstellung der Generäle bis zur Ankunft der erwarteten Hülfstruppen. Sie sendete nun zwey Herolde in das englische Lager, um die Belagernden zum Abzug von Orleans aufzufordern; sie begab sich sogar selbst auf eine Schanze, welche sie einer englischen gegenüber hatte errichten lassen, und forderte die Gegner zum Rückzuge auf: doch waren Spott und Hohn

*) Fr. Schlegel „über die neuere Geschichte.“ Wien, 1811. S. 259.

die Antwort der feindlichen Anführer. — Am 1. May begaben sich einige französische Hauptleute nach Blois, um den Anzug des Heeres zu beschleunigen. Johanna stellte sich mit wenig Mannschaft vor der Stadt im Angesichte des feindlichen Lagers auf, um ihre Reise zu decken. Kein Feind wagte es, sie anzugreifen, nur Schimpfreden wurden ihr nachgesendet. Eben so wenig gingen sie in das freye Feld, als das französische Heer nach Orleans zurückkam. — Am 4. May, um Mittag, legte sich Johanna ein wenig auf ein Bette, um auszuruhen. Plötzlich erwachte sie unter großem Geräusch, und rief: »Im Namen Gottes! mein Rath hat mir gesagt, ich sollte gegen die Feinde gehen!« Mit der größten Hast und unter vielen Vorwürfen, daß man ihr die Gefahr ihrer Landsleute verschwiegen habe, schwingt sich Johanna bewaffnet auf das Pferd, und gallopirt mit einigen Anführern, denen bald Truppen folgten, zum Thore hinaus. In der That hatten einige französische Hauptleute, ohne die Befehlshaber davon zu benachrichtigen, einen Angriff auf eine Bastille gemacht, und waren in die Flucht geschlagen worden. Johanna eilte auf den Kampfplatz und ließ ihre Standarte wehen; beym Anblick derselben erhoben die Franzosen ein Freudengeschrey, kehrten sogleich um, und begannen wieder vorzurücken. Johanna befahl zu stürmen. Drey Stunden vertheidigten sich die Engländer muthig. Der englische General Talbot ließ aus andern Schanzen Truppen nachrücken; auch die Belagerten sendeten Hülfe. Johanna war im dichtesten Gedränge und auf den gefährlichsten Plätzen gegenwärtig, überall anordnend und ermunternd. Da wagte es Talbot nicht, länger im Felde zu bleiben, und eilte in seine Schanze zurück. Gegen Abend war die Bastille erstürmt; sie wurde sogleich zerstört. Johanna weinte Thränen über die gebliebenen Engländer, und beklagte vorzüglich, daß so viele ohne Beichte gestorben wären. Sie selbst beichtete sogleich, und ließ das ganze Heer beichten. In Orleans wurden feyerliche Danklieder gesungen: eine der festesten Redouten war gefal-

len, zur Einnahme der übrigen die Losung gegeben. — Den zweyten Tag darauf wurde ein Sturm auf eine andere Bastille beschlossen, deren Besitznahme die Franzosen zu Meistern der Loire machte. Schon bey Annäherung der Feinde wurde sie von den Engländern verlassen. Beym Rückzuge der Franzosen, deren Anführer in dem Aufgeben der Bastille eine Kriegslist erblickten, thaten die Engländer einen heftigen Ausfall, und drängten ihre Gegner zurück. Johanna hatte sich schon eingeschifft, als sie aber die drohende Gefahr sah, kehrte sie wieder zurück, und stürzte muthig auf die Feinde los, die bey ihrem Anblick sogleich die Flucht ergriffen. Nun bekamen auch die Franzosen neuen Muth, verfolgten die Feinde, und setzten sich in den Besitz der Bastille, die nun ebenfalls zerstört ward. — Am 7. May unternahm Johanna wider Willen ihrer Hauptleute, welche vielmehr erst noch Hülfe vom Könige erwarteten, einen Ausfall gegen die Tournelles, das letzte Fort, welches den Engländern auf der Südseite übrig geblieben war. Der Hofmarschall des Königs, Gaucourt, hatte das Burgunder Thor besetzt, und verweigerte der Jungfrau und den mit ihr Ziehenden den Austritt aus der Stadt. Er ward erzwungen, und Johanna sagte bestimmt vorher, sie würde heute verwundet werden, aber die Tournelles einnehmen. Man hielt dieses Werk, welches mit zahlreichem Feuergeschütz besetzt war, für unangreifbar. Die Franzosen begannen zehn Uhr Morgens den Sturm. Auf beyden Seiten ward mit ausgezeichneter Tapferkeit gestritten. Die Engländer tödteten viele Franzosen, so daß diese um Ein Uhr Mittags anfingen, verzagter zu werden und im Kampfe nachzulassen. Johanna führte sie stets von neuem gegen die Schanze, welche das Fort umgab; das feindliche Geschoß war vorzugsweise auf sie gerichtet. Als sie sah, daß ihre Landsleute nicht mehr Stand halten wollten, hörte sie nur auf ihren Muth; sie springt in den Schanzgraben, ergreift eine Sturmleiter, und legt sie gegen den Wall an. In diesem Augenblicke durchpfeift ein feindliches Geschoß die Luft, und

trifft die Heldinn zwischen dem Hals und der Schulter. Sie fällt fast besinnungslos um. Sogleich stürzt ein Haufe Engländer herbey, um den gefährlichsten Feind zu ermorden. Doch erhebt sich Johanna wieder, und vertheidigt sich mit ihrem Degen. Ein französischer Ritter sieht die Jungfrau in Gefahr, befreyt sie von den Andringenden mit seiner Schwertart, und läßt die Verwundete hinwegtragen. Diese betrachtete den Pfeil, welcher mehr als einen halben Fuß hervorragte, und konnte sich der Thränen nicht erwehren. Doch plötzlich ermuthigte sie sich wieder, und sagte zu den Umstehenden: sie sey getröstet. Man legte nun auf die Wunde eine Zusammensetzung von Speck und Olivenöl. Dann gab Johanna ihre Standarte einem ihrer Leute, schwang sich, als sey nichts vorgefallen, auf ihr Pferd, und eilte in einen entlegenen Weinberg, wo sie eine Viertelstunde bethete. Hierauf sprengte sie zurück nach der Schanze, und rief: „Zum Sturm!“ Sie nahm ihre Standarte wieder, und ging bis an den Rand des Grabens vor. Ihre Wiedererscheinung machte einen großen Eindruck; die Engländer, welche sie todt oder tödtlich verwundet glaubten, erschracken darüber und wurden zaghaft. Die Franzosen dagegen faßten frischen Muth, und begannen von neuem zu stürmen. Die Schanze und die Bastille wurde erstiegen, während die in Orleans Zurückgebliebenen, um nicht unthätig zu seyn, zu gleicher Zeit einen Angriff auf die andere Seite machten, und diese gleichfalls erstiegen. Suffolk und Talbot sahen die Niederlage, welche so nachtheilig für sie war, mit an, ohne den Bedrängten zu Hülfe zu eilen, und die Sieger zogen ungehindert über die Loirebrücke zurück. Sie wurden mit Freudenjubel und unter Glockengeläute empfangen. Johanna war, nach so viel Anstrengung, mit ihrer gewöhnlichen nüchternen Mahlzeit zufrieden; sie tauchte einige Schnitte Brod in Wein mit Wasser gemischt, und begnügte sich mit dem Bewußtseyn des Vollbrachten. Suffolk aber beschloß, die Belagerung aufzuheben. Am 8. May vor Sonnenaufgang verließen

die Engländer ihr Lager und die Baſtillen, welche ſie noch auf der Nordſeite inne hatten. Die Franzoſen vermutheten, es ſey auf einen Hauptſturm abgeſehen; doch ihre Feinde zogen ſich ruhig von dannen. Johanna verbot ſie anzugreifen, denn es war der Tag des Herrn. Im Angeſichte der zurückziehenden Engländer warf ſich die Jungfrau und das ganze Heer auf die Erde, und dankte der Vorſehung für ihre Gnade. In den Baſtillen fanden ſich viele Lebensmittel und Kriegsvorräthe, deren Erlangung den Franzoſen ſehr erwünſcht war. In Orleans ward eine feyerliche Proceſſion veranſtaltet, welche ſeitdem — mit Ausnahme der Revolutionszeit — jährlich wiederholt wurde. Die Belagerung hatte ſieben Monate gedauert, vor zehn Tagen war „die Befreyerinn" vor der Stadt erſchienen.

V. Nun ging es unaufhaltſam nach Rheims. Auf dem Wege dahin eroberte „die Jungfrau von Orleans" mehrere von den Feinden beſetzte Orte, und ſchlug ſie den 18. Juny im Treffen bey Patay, wo General Talbot gefangen ward. So wurde möglich, was vor drey Monaten noch unglaublich ſchien. Carl zog ſiegreich in Rheims ein. Bey der Salbung und Krönung, am 17. July 1420, ſtand Johanna dem Könige zur Seite. In voller Rüſtung und die Standarte in der Hand, vertrat ſie die Stelle eines Connetable, und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte ſie, nachdem ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren; aber man bewog ſie, zu bleiben. Ganz Frankreich erkannte Carln als König; der Herzog von Bedford konnte ſich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er ſchlug im September den Angriff auf Paris ab. Hier ward Johanna verwundet, und Carl zog ſich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie, nebſt allen Abkömmlingen beyderley Geſchlechts, in den Adelsſtand; ihr Wappen enthielt auf Azurgrunde zwey goldene Lilien und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt.

VI. Unterdeſſen ſammelte Bedford neue Kräfte; Bur-

gund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Die Engländer drangen daher aufs neue vor, und belagerten Compiegne. Johanna (welche bereits um die Osterwoche 1430 durch ihre Stimmen erfahren hatte, daß sie noch vor Johannis in die Hände der Feinde fallen würde), warf sich in die Stadt; aber bey einem Ausfalle, am 25. May 1430, ward sie von den Burgundern gefangen. Anfangs saß sie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir. Als sie hörte, daß sie den Engländern ausgeliefert werden sollte — Heinrich hatte für sie den Preis, wie für einen König, bezahlt, nämlich 10,000 Livres, nach jetzigem Geldwerthe soviel als 70,000 —, wollte sie durch einen Sprung sich aus dem Thurme retten. So kam sie, gefährlich beschädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eigenen Landsleute leitete der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, ein Todfeind Carls VII., ihren Proceß ein, und die Universität Paris verlangte in einer eigenen Schrift ihre Hinrichtung. Sie ward als Zauberinn und Ketzerinn gerichtet, und, nach viermonatlichem Gefängnisse, während dessen sie sich standhaft vertheidigt hatte, „ihres Umgangs mit hölliſchen Geistern und Zauberey wegen" von den Inquisitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte sie den 24. May 1431 zum Scheiterhaufen; da schien ihr Muth gebrochen. Sie unterwarf sich dem Verlangen der Richter, und erklärte ihre gehabten Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte sie darauf zu ewigem Gefängnisse bey Wasser und Brod. Allein bald fand man Vorwände, sie als eine Rückfällige zu betrachten, weßhalb sie den 30. May zu Rouen bey langsamem Feuer verbrannt, und ihre Asche in die Seine geworfen wurde.

VII. Die Engländer erlangten ihren Zweck nicht; der hohe Geist der Getödteten ging auf Frankreichs Söhne über. „Johanna die Jungfrau!" war das Losungswort, das sie in die Schlacht rief; Johanna's Fahne das Zeichen, das sie zum Sieg führte. Auch sagte sich Philipp

von Burgund (1435) los von Englands ungerechter Sache, und wenige Tage darauf ſtarb vor Verdruß hierüber der Herzog von Bedford auf demſelben Schloſſe, wo Johanna gelitten hatte. Im Jahre 1436 iſt Paris erobert, und bis 1451 mit der Eroberung von Bourdeaux die ganze Maſſe der Stammländer der franzöſiſchen Könige bis auf Calais, das den Engländern blieb, wieder vereiniget. Der Krieg ſchlief ein, ohne einen förmlich geſchloſſenen Frieden, weil in England der Kampf zwiſchen „der rothen und weißen Roſe" ausgebrochen war.

VIII. Carl VII. ließ im Jahre 1450, und dann 1452 Schritte zu einer Reviſion des über Johanna geführten Proceſſes thun. Aber erſt unter dem Papſte Calixtus III., welcher 1455 den heiligen Stuhl beſtieg, wurde auf das Verlangen der Anverwandten Johanna's dem Erzbiſchofe von Rheims, den Biſchöfen von Paris und Coutaine und einem Inquiſitor die Reviſion aufgetragen. Der neue Proceß ward in Paris begonnen. Johanna's noch lebende Mutter, begleitet von ihren zwey Söhnen (der Vater und der dritte Sohn waren bald nach dem ſchmählichen Tode der Jungfrau vor Gram geſtorben), erſchien mit kummervollem Geſichte, und beſchwerte ſich über das frühere Urtheil. In Rouen ward die Unterſuchung ſehr förmlich und regelmäßig fortgeſetzt; hundert ein und vierzig Zeugen wurden verhört, die noch lebenden Beyſitzer des früheren Gerichtes vernommen. Man beſchränkte ſich darauf, Johanna zu rechtfertigen, und nur Cauchon nebſt einigen andern anzuklagen, welche ſchon todt waren (ſie waren alle auf eine elende Weiſe um das Leben gekommen); die Lebenden wurden geſchont. Unter den Zeugen (deren Ausſagen die vollſtändigſten Aufſchlüſſe über die ganze Geſchichte des Mädchens von Orleans gaben, und welche, ſo wie die frühern Acten, jetzt noch vorhanden ſind) befanden ſich, außer vielen Bekannten und Verwandten derſelben, die erſten Fürſten und Feldherren des Reichs. Das Ergebniß dieſes Reviſionspro-

ceſſes war ein umſtändlich begründetes Urtheil vom 7. July 1456: „Der ganze frühere Proceß ſey nichtig; die Artikel, welche man als Johanna's Behauptungen zuſammengeſtellt hatte, ſeyen falſch, betrügeriſch, die Frucht der Gewalt und Hinterliſt; Johanna unſchuldig, von allen Verbrechen frey, und bis in den Tod katholiſch; ihre Verwandten aller Beſchimpfung durch ihre Hinrichtung enthoben. Das Urtheil ſolle in allen Städten des Reichs bekannt gemacht, zu Ehren Johanna's feyerliche Umgänge veranſtaltet, und auf dem Hinrichtungsplatze ein Kreuz errichtet werden.“ Von dem an feyerten mehrere Denkmale das Andenken an die Helden-Jungfrau. Carl VII. ließ ihr zu Rouen ein ſchönes Monument aufrichten, einen Brunnen mit ihrer Statue geziert; ein anderes errichteten ihr die Bewohner von Orleans 1458 auf der Loire, und als daſſelbe verfallen war, im Jahre 1804 ein neues. Auch Domremy ſtiftete der Bewohnerinn, welcher es ſeinen Ruhm verdankt, ein Denkmal, welches am 10. September 1820 eingeweiht wurde. Und ewig glänzt ihr Name in den Tafeln der Geſchichte als der Name der „zweyten Stifterinn und Retterinn des Reiches der Lilien.“

IX. Der langwierige Krieg zwiſchen Frankreich und England hatte nicht bloß auf den Geiſt und die Cultur des franzöſiſchen Volkes, ſondern auch auf ſeine Verfaſſung die wichtigſten Folgen, indem ſich die Erinnerung an die ehemaligen Rechte der einzelnen Stände faſt ganz verlor.

Dieſe Richtung der öffentlichen Meinung wußte Carls des VII. Sohn und Nachfolger, der deſpotiſche Ludwig XI. (1461—1483), zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Seine erſte öffentliche Ankündigung drückte ſogleich die großen Vaſallen. Einen Bürgerkrieg, der aus dem Bunde mehrerer Mitglieder der königlichen Familie und mächtiger Vaſallen hervorging, beendigte er durch liſtige Trennung der Häupter der Parteyen. Die Normandie ward wieder gewonnen, eben ſo Anjou und Provence, und nach dem Tode des übermächtigen Herzogs von Burgund Carls des

Kühnen, des beständigen Gegners Ludwigs, das Herzogthum Burgund als ein eröffnetes Reichslehen von Ludwig mit Frankreich verbunden. Sein Haß gegen diesen Herzog verhinderte größtentheils die Vermählung des Dauphins mit Maria, der Erbinn von Burgund, wodurch diese herrlichen Länder, die bis herab auf den Lüneviller Frieden die Veranlassung zu beständig erneuerten Kriegen zwischen Frankreich, Spanien und Oesterreich wurden, ohne Schwertschlag durch das Recht der Erbschaft mit Frankreich vereiniget worden wären.

Zwar regte sich bey Carls VIII. (1483—1498) Regierungsantritte der Geist der unter der vorigen Regierung gewaltsam unterdrückten Stände; aber größere Staatsangelegenheiten beschäftigten bald die allgemeine Aufmerksamkeit. Der Tod des Herzogs Franz von Bretagne (1488) machte seine Tochter Anna, die versprochene Braut des verwittweten römischen Königs Maximilian, zur Erbinn von Bretagne. Doch Carl vermählte sich selbst mit Anna, und bereitete dadurch die Vereinigung des Herzogthums Bretagne mit den Kronlanden vor, obgleich ein Krieg mit Oesterreich über die occupirten Theile des burgundischen Nachlasses ausbrach, der aber im Frieden zu Senlis (23. May 1493), in welchem Carl an Maximilians Sohn die Grafschaften Burgund und Artois herausgab, beendiget ward.

VII.

Britannien und Irland.

1.

England.

I. Nach dem Wunsche Heinrichs I. (1100—1135), der in einem von ihm ausgestellten Freyheitsbriefe die strengen Lehensverhältnisse etwas milderte, sollte ihm seine

Tochter Mathilde succediren, welche anfangs mit dem deutschen Kaiser Heinrich V., und nach dessen Tode mit Gottfried Plantagenet, dem ältesten Grafen Fulco von Anjou, vermählt war. Da aber, nach dem normännischen Lehenssysteme, kein Weib den Thron besteigen durfte: so gelangte Heinrichs I. Schwestersohn, Stephan von Blois (1135—1154), zur Regierung, doch nicht ohne einen langwierigen Krieg mit Mathilde. Dieser Krieg ward endlich, nach dem Tode des einzigen Sohnes Stephans, durch den Vergleich geendiget, daß Mathildens Sohn, Heinrich von Anjou, von Stephan adoptirt ward, und ihm im Jahre 1154 folgte.

II. Heinrich II. (1154—1189), der die Reihe der Könige aus dem Hause Plantagenet-Anjou auf dem englischen Throne eröffnete, war ein unternehmender und kriegerischer Mann, und der Besitzer schöner Länder. Außer England besaß er von seinem Vater die Grafschaften Anjou, Touraine und Maine, von seiner Mutter die Normandie und von seiner Gemahlinn Eleonore (der geschiedenen Frau Königs Ludwig VII. von Frankreich) Guienne und Poitou, mithin ein Drittheil von Frankreich. Seit 1172 eroberte er auch Irland und Wales, die er beyde, der innern Unruhen und Kriege in England ungeachtet, durch englische Colonisten zu entwildern suchte. — Sein Sohn, Richard Löwenherz (1189—1199), den der Rittergeist seines Zeitalters nach Palästina trieb, gab dem Lehensysteme neue Kraft. Bereits in Palästina zerfiel er mit dem Könige von Frankreich, Philipp August, der früher, als Richard, nach Europa zurückkehrte, und die Normandie angriff. Richard hatte das Unglück, bey der Rückkehr nach Europa an die italienische Küste verschlagen, und der Gefangene des deutschen Kaisers Heinrichs VI. zu werden, der nur gegen eine Summe von 150,000 Mark Silber, welche die Engländer bezahlen mußten, den Gefangenen in Freyheit setzte. In diesen unruhvollen Zeiten griffen die mächtigen Vasallen immer weiter

um sich; ja selbst sein Bruder Johann hatte sich die Regierung angemaßt.

III. Dieser Johann ohne Land (1199—1216) folgte auf Richard. Er war, bey aller individuellen Schwäche, ein grausamer und launenhafter Regent. Eine allgemeine Unzufriedenheit der großen Vasallen und der höhern Geistlichkeit veranlaßte ihn, sein Reich vom Papste zu Lehen zu nehmen, um diesen dadurch als seinen Vertheidiger zu gewinnen. Ein solcher Schritt mußte aber alle Stände des Reiches gegen Johann empören, und der Primas der englischen Geistlichkeit, der Erzbischof von Canterbury, Stephan Langton, stand selbst an der Spitze der kräftigen Opposition. Der König mußte (1215) mit seinen Ständen zusammentreten, und ihnen in der Unterschreibung des großen Freyheitsbriefes — der Magna Charta Libertatum — große Rechte zusichern; eines Freyheitsbriefes, der, aller spätern Modificationen ungeachtet, immer als die Basis der englischen Nationalfreyheit angesehen wurde. Durch ihn erhielt die Geistlichkeit die Befreyung vom weltlichen Gerichtszwang, die Ausschließung der Laien bey der Wahl der Bischöfe und Aebte, ungehinderte Appellation nach Rom, und das Recht, ohne Vorwissen des Königs aus dem Reiche zu gehen. (Doch schon unter der nächsten Regierung wurden diese dem Clerus gegebenen Vorrechte wieder zernichtet.) Den Adel überhob die Charte aller willkührlichen Taxation des königlichen Commissarius bey Lehensveränderungen durch Festsetzung einer bestimmten Taxe, und schützte die unmündigen Vasallen gegen eine erschöpfende Nutznießung ihres Lehens von dem Lehensherrn bis zu ihrer Mündigkeit, sowie die Untervasallen gegen Auflegung willkührlicher Abgaben und Steuern von ihren Lehensherren ohne Verwilligung der Reichsstände. Allen Freyen, folglich auch dem Bürgerstande, ward völlige Personalfreyheit, so lange sie ihnen nicht durch ein Gericht von Ihres Gleichen abgesprochen worden, und völlig freyer Verkehr mit dem Auslande, dann

ein fester Sitz für das Oberappellationsgericht des Königs, Bestimmung der Gerichts-Sporteln, Bezahlung aller Lieferungen an den Hof u. dgl. zugesichert. Die unmittelbare Vollziehung des Inhalts dieses Freyheitsbriefes betrieb eine eigene Commission des Adels; die Geistlichkeit drohte dem den Bann, der dagegen handeln würde, übersetzte den Brief in die Landessprache, und las ihn jährlich von den Kanzeln ab. — Dennoch blieben die Barone des Reichs dabey nicht stehen, sondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp August's von Frankreich, nach England, und krönten ihn am 20. May 1216 zu London zum Könige. Johann mußte von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumirren, und starb vor Kummer am 16. October 1216.

IV. Ihm folgte (nachdem Ludwig dem Throne entsagt hatte) sein Sohn Heinrich III. (1216—1272), dessen Bruder Richard von Cornwallis, nach dem Abgange der Hohenstaufen in Deutschland, zum deutschen Könige gewählt wurde. Heinrichs Verschwendung bewirkte einen innern Krieg, in welchem er mit seinem Bruder und dem Kronprinzen Eduard gefangen genommen wurde. Das Haupt der Opposition, der Graf von Leicester, berief 1265 ein Parlament zusammen, in welches auch die freyen Gutsbesitzer jeder Grafschaft zwey Ritter, und alle Städte und Flecken zwey Deputirte schicken sollten (eine Einrichtung, die nach 18 Jahren vom Könige Eduard nachgeahmt wurde). Eduard entfloh aus der Gefangenschaft der Aristocraten, und befreyte auch seinen Vater aus derselben durch die Schlacht bey Evesham (1265), in welcher Leicester fiel.

Eduard I. bestieg den Thron im Jahre 1272; ein Fürst von unternehmendem, kriegerischem Character, welchem aber Züge von Härte und Grausamkeit nicht fremd waren. Ihm gelang (1284) die völlige Besiegung des in beständigen Empörungen wogenden Wales; die gerichtliche Verfassung des Reiches wurde verbessert, und die Wissenschaften erhielten durch den Franciscanermönch Roger

Bacon, der während dieser Regierung lebte, einen neuen und höhern Aufschwung. — Eine willkührliche und traurige Regierung unter Eduard II. (1307—1327) trat zwischen die kraftvolle Administration Eduard's I. und Eduards III. (1327—1377), bis der letztere das Reich von neuem hob, ob er gleich mit Frankreich und Schottland in lang anhaltende Kriege verwickelt ward. Unter ihm erhielt das Unterhaus im Parlamente durch die Vereinigung der Repräsentanten des niedern Land-Adels und der Städte-Deputirten seine selbstständige Form und bestimmtere Ausbildung. — Unter seinem Enkel und Nachfolger, Richard II. (1377—1399), entstanden neue innere Unruhen, weil der König ein Werkzeug des Geitzes und der Ungerechtigkeit seiner Lieblinge war, bis er endlich gefangen genommen und abgesetzt ward.

V. Richards eigner Vetter, der Herzog von Lancaster, Heinrich IV. (1399—1414), war sein Gegner, und brachte das Haus Lancaster auf den Thron. Durch die Ermordung seines Vorgängers im Gefängnisse glaubte er sich auf demselben am sichersten zu behaupten. — Sein Sohn Heinrich V. (1414—1421) erneuerte, bey der innern Zerrüttung Frankreichs während Carls VI. Wahnsinn, die alten Ansprüche seiner Vorfahren auf die französische Krone. Seine Waffen waren siegreich, und nach dem Bündnisse mit dem Herzoge von Burgund ward die Normandie wieder erobert. Um seiner Eroberung desto mehr Kraft zu geben, vermählte er sich mit Carls VI. Tochter, und erhielt in dem Vertrage von Troyes die Succession von Frankreich bestätigt. Der Tod übereilte ihn aber im 35ten Jahre, bevor noch sein Schwiegervater starb. — Nach seinem Tode gingen unter dem unmündigen Heinrich VI. (1421—1461) die bedeutenden Eroberungen der Engländer in Frankreich, und die Aussicht auf die Vereinigung beyder Kronen verloren. Nur Calais blieb den Engländern von allen ehemaligen französischen Besitzungen.

VI. Kurz darauf brach in England selbst der lange, verwüstende Krieg (1453—1486) zwischen „der rothen und weißen Rose" aus, oder zwischen dem regierenden Hause Lancaster und dem von der Regierung seit Richards II. Entsetzung verdrängten Hause York, die beyde von Eduard III. in der dritten und vierten Mannslinie abstammten. Der Herzog Richard von York glaubte, durch seine auf Heirath gegründete Verwandtschaft mit der zweyten von Eduard abstammenden Mannslinie ein näheres Recht zur Krone zu haben, als das Haus Lancaster. Er stürzte Heinrichs VI. alles geltenden Minister, den Grafen Suffolk, und erklärte sich zum Protector des Reichs (1460). Er fiel zwar bald darauf in dem Treffen bey Wakefield; allein seinem Sohne Eduard IV. (1461—1483) gelang es, Heinrich VI. vom Throne zu verdrängen, und zum Gefangenen zu machen. Doch dieser kam 1470 von neuem zur Regierung, ward aber schon im nächsten Jahre sammt seinem einzigen Sohne getödtet. Auf Eduard IV. folgte (1483) sein minderjähriger Sohn Eduard V., der nebst seinem Bruder von ihrem Onkel, Richard III. von Glocester (1483—1485), ermordet ward. Dieser Wütherich ließ seine Gemahlinn heimlich hinrichten, um sich mit Elisabetha von York, der Schwester der beyden im Tower erstickten Prinzen, zu vermählen; doch das ernste Schicksal stürzte ihn bald von dem mit Blut gefärbten Throne. Der Graf Heinrich von Richmond aus dem Hause Lancaster-Tudor, der sich nach Bretagne geflüchtet hatte, besiegte ihn in der Schlacht bey Bösworth, in welcher Richard fiel, und bestieg als Heinrich VII. (1485—1509) den Thron. Durch Heirath mit Elisabetha von York vereinigte er beyde Rosen (1486), und beendigte den öffentlichen Kampf, obgleich die inneren Unruhen noch während seiner ganzen Regierung fortdauerten.

2.

Schottland.

I. Die Gaels, vom celtischen Stamme, die ältesten Einwohner von Schottland, werden von den Römern unter

dem Namen der Caledonier noch als wahre Wilde beschrieben. Sie theilten sich in zwey Hauptstämme, in Picten und Scoten oder Schotten, wovon jeder seinen eigenen König an der Spitze hatte, und beunruhigten die Römer während ihrer Herrschaft auf Britannien durch unaufhörliche Streifereyen; und nach ihrem Abzug verheerten sie Südbritannien, so weit die römischen Anlagen gingen, unaufhörlich, bis ihnen endlich die gegen sie gerufenen Sachsen unter Hengist und Horst Ruhe geboten, und durch ihren Widerstand ihre wilden Einfälle etwas seltener machten. Ihre folgende Geschichte ist ein beständiger Kampf, bald unter sich selbst, bald mit den Sachsen und Dänen. Doch haftete in dieser Zeit schon in einigen Gegenden das Christenthum, das ihnen die Irländer seit dem sechsten Jahrhunderte predigten.

II. Im Jahre 838 überwand der König der Schotten, Kenneth II., die Picten, nachdem der Mannsstamm ihrer Könige erloschen war, und vereinigte beyde Reiche unter dem Namen Schottland. Seitdem faßte man die beyden Stämme unter dem gemeinschaftlichen Namen der Schotten zusammen. Das Haus Kenneth beherrschte sie bis 1289. Ganz Schottland ward in diesem Zeitraum christlich, und lebte in beständigen, nur pausenweise unterbrochenen Kriegen mit England, welche nicht bloß die Wildheit der Nation und die Nachbarschaft, sondern auch das Lehensverhältniß zwischen Schottland und England unterhielt. Denn der englische König Edmund gab 945 Cumberland an Malcolm I. in Schottland als ein Lehen ab, und der Kronerbe von Schottland war seitdem immer Fürst von Cumberland, und hatte daselbst seine Residenz. Doch zog sich auch über Cumberland mancher Theil der Cultur aus England nach Schottland.

III. Im Jahre 1289 starb der männliche Stamm der regierenden Familie mit Alexander III. (1249—1289) aus. Zwar sollte seine Enkelinn Margaretha, Tochter seines Schwiegersohns, des Königs Erich von Norwegen,

die Krone von Schottland erben, und mit dem Prinzen des Königs Eduard I. in England vermählt werden. Aber sie starb noch vor der Vermählung auf der Reise von Norwegen nach Schottland (1290). Der schottische Thron ward nun ein Gegenstand des Streits zweyer edler inländischer Häuser, Balliol und Bruce, die beyde weiblicherseits von der bisherigen königlichen Familie abstammten. Johann Balliol gelangte zwar (1292) durch Eduards I. Beystand und unter seiner Oberhoheit auf den Thron; aber bald darauf suchte er durch französische Hülfe dieser Abhängigkeit los zu werden. Eduard nimmt daher den Johann gefangen, läßt sich von ihm das Reich abtreten, und die Schotten huldigen (1296). Unzufrieden mit der englischen Herrschaft verhalfen diese jetzt selbst dem Robert Bruce auf ihren Thron (1306—1329); und dieser erhält sich durch seine Tapferkeit gegen Eduard II., und befestiget sich unter Eduards III. Minderjährigkeit noch mehr auf demselben. Aber seinen Sohn David (1328—1332), der bey seiner Erhebung auf den Thron noch ein Kind von fünf Jahren war, vertreibt 1332 Eduard Balliol, der Sohn des Königs Johann Balliol. Doch 1344 verhilft Frankreich dem Könige David wieder zum Besitz des Reichs, und er behauptete sich in demselben bis an seinen Tod; nur brachte er eilf Jahre in englischer Gefangenschaft hin, in die er in einem Kriege mit Eduard III. gerathen war. Sein Reich vererbte er (1370) an Robert, den Sohn seiner Schwester Majoria, die mit Walther Stuart vermählt war.

IV. Unglücklicher war nicht bald eine Familie, als die Stuartische. Auf Robert II. (1371—1390) folgte Robert III., der während eines schweren Kriegs mit England, in welchem sein Sohn Jacob zum Gefangenen gemacht ward, vor Gram über das Unglück seines Kindes starb (1406). Bis Jacob aus der Gefangenschaft entlassen wurde, blieb der Thron unbesetzt; Jacob I. regierte von nun an 13 Jahre (1424—1437), und starb durch Meuchelmord. Sein Sohn Jacob II. (1437—1460) wird

im englischen Kriege vor Roxburg erschossen; Jacob III. (1460—1488) von seinen eigenen Unterthanen im Aufruhr erschlagen; Jacob IV. (1488—1513) bleibt in der Schlacht gegen die Engländer bey Flowdonshill; Jacob V. (1513—1542), den seine Neigung für Frankreich in höchst unglückliche Kriege mit England verwickelt, stirbt vor Kummer; seine Tochter Maria (1542—1567), die Erbinn dieser Krone, wird auf den Befehl ihrer Freundinn, der Königinn Elisabeth, zu London enthauptet. Und dasselbe Schicksal eines unnatürlichen Todes verfolgte die unglückliche Familie auch auf den Thron von England, den Jacob VI. 1603 bestieg.

3.

Irland.

Irlands Einwohnern wurde im fünften Jahrhunderte vom heil. Patritius der christliche Glaube gepredigt; und Christenthum und Klosterschulen hafteten auf der Insel so glücklich, daß sie sogar einiges Licht in die Finsternisse Englands, Frankreichs und Deutschlands durch christliche Missionäre werfen konnte. Aber seit 975, wo die Normänner ihre zerstörenden Landungen anfingen, und viertehalbhundert Jahre fortsetzten, erlosch auch hier wieder fast alles Licht der Cultur, und die Insel versank aufs neue in Rohheit. Als sie Heinrich II. eroberte, ließen sich fünf Hauptherrschaften auf derselben unterscheiden, deren Namen heutzutage noch bestehen: Münster, Leinster, Meath, Ulster und Connaught. Die Geschichte Irlands bleibt von dem an mit der Geschichte Englands verbunden.

VIII.

Scandinavien.

I. Dänemark, dessen kleine Staaten Gorm der Alte, Oberkönig von Seeland, im 9ten Jahrhunderte in Ein Reich vereinigt, und dessen in die Ferne ziehende

Horden zu wiederholten Malen die englische Verfassung geändert hatten, erhielt erst unter Canut II. (1015—1036) eine festere Staatsform, als dieser das Christenthum zur herrschenden Religion erhob, und zugleich über England und Norwegen herrschte. Doch schon bey seinen Lebzeiten ging Norwegen, und England nach seinem Tode verloren; ja Dänemark selbst kam 1042 an Norwegen, bis es 1047 durch Swen Magnus Estrison III. wieder seine Selbstständigkeit erhielt, und 328 Jahre bey dessen Familie blieb. Unter seinen Nachfolgern traten aber die großen Kämpfe ein, die bey jedem Volke den schweren Uebergang von der ersten rohen Verfassung zum bessern bürgerlichen Leben bezeichnen. Eroberer wie Waldemar I. (1148—1182), Canut VI. (1182—1203) und Waldemar II. (1203—1242), die ihre Macht an den Küsten des baltischen Meeres, in Holstein, Meklenburg und überhaupt im Slavenlande ausbreiteten, beförderten wenigstens nicht die schnellere Cultur des Reichs. Mit Waldemars Gefangennehmung durch den Grafen Heinrich von Schwerin gingen aber alle Eroberungen wieder verloren; und da er (1242) das geschwächte Reich unter seine Söhne theilte, so entstanden neue innere Zerrüttungen und Kriege mit den Nachbarn. Erst Waldemar III. (1340—1375) brachte das Reich wieder zur Ordnung und Festigkeit. Mit ihm starb der Mannsstamm der bisherigen Könige aus. Waldemar's Tochter, Margaretha, die mit dem Könige von Norwegen Haquin VI. vermählt war, auf den Thron zu rufen, wäre gegen das bisherige Herkommen im Norden gewesen, das keine weibliche Regierung kannte; lieber wählte man ihren noch unmündigen Sohn Olav unter der Vormundschaft seiner Mutter. Nach wenigen Jahren starb sein Vater, dessen Thron er auch erbte, wodurch Dänemark und Norwegen verbunden wurden. Erst nach Olav's Tode (1387) folgte ihm seine Mutter Margaretha, die bisherige Reichsregentinn, das erste sichere Beyspiel einer weiblichen Regierung im Norden.

II. Norwegen, von den spätern Römern Nerigon genannt, wurde erst seit der Einführung der christlichen Religion in den nördlichen Gegenden näher bekannt. Der Hordengeist war hier länger, als in Dänemark geblieben; doch glückte es gegen 875 dem Ynglinger Harald, der von seinem schönen Haarwuchs den Namen Haarfager trägt, die verschiedenen Stämme unter seine Herrschaft zu bringen, womit eigentlich das norwegische Reich seinen Anfang nimmt. Harald vergrößerte sein Reich durch die Eroberung mehrerer Inseln. Unter dem König Olav I. c. 1000 wurde das Christenthum eingeführt, gleich darauf Norwegen aber von den Schweden erobert. Olav II., der Heilige, (1015—1030) riß Norwegen wieder von Schweden ab, fiel aber um 1030 gegen die Dänen. Magnus I. (1034—1047) brachte auch Dänemark auf einige Zeit zu Norwegen. Allein bis zu dem Erlöschen des Haarfager'schen Mannsstammes mit Haquin VII. (1319) brachen oft wegen Theilungen des Reichs blutige Auftritte aus. Im Jahre 1319 wählten die Norweger einen Verwandten des Verstorbenen von weiblicher Seite, Magnus Smek, ein Kind von 3 Jahren, das so eben von den Schweden auf den Thron gesetzt worden, ebenfalls zu ihrem Könige (1319—1363). Schon 1344 hatte Magnus seinem Sohne Haquin VIII. (1344—1381) die Krone von Norwegen abgetreten; von ihm kam sie auf seinen Sohn Olav V., und von diesem, zugleich mit der Krone von Dänemark, 1387 auf dessen Mutter Margaretha.

III. Die Bewohner Schwedens bestanden früher, wie in den beyden andern nordischen Reichen, aus mehreren Stämmen, welche von Fürsten regiert wurden, die einen Oberkönig erkannt haben sollen. Die ersten bekannten Oberkönige, die Ynglinger (Nachkommen Ynge's, des Sohns Odin's), sollen seit dem 5ten Jahrhunderte den Titel „Könige von Upsala" geführt haben. Nach dem Ausgange des Hauptstammes der Ynglinger erscheint

um 780 als Oberkönig Ivar Vidfathmi mit mehreren Nachfolgern, die zum Theil auch über Dänemark geherrscht haben sollen. Obschon der Same des Christenthums durch Veranstaltung Ludwigs des Frommen von dem Benedictiner Ansgarius aus Corwey schon 830 und 856 in Schweden ausgestreut worden, so erhielt es doch erst unter und durch Olav Skautkonung (Schooskönig, weil er noch als Kind auf dem Schoos die Krone erhielt) um 1008 den völligen Sieg. Mit Edmund dem Alten erstarb der letzte Zweig des yglingischen Hauses. Hierauf besaß Stenkil's Haus den Thron 74 Jahre lang. Nach dessen Ausgang (1134) wurden abwechselnd aus den Häusern Suerker und Bonde (jenes ein gothisches, dieses ein schwedisches Geschlecht) die Könige gewählt. Solche Einsetzung war zwar der Freyheit der Nation, wenigstens dem Einfluß der Vornehmen, günstig; aber nach der Natur der Dinge mußte sie fast unausbleiblich zur Zwietracht und zu Verbrechen führen. Mit Entsetzen liest man die Reihe der Gräuelthaten, von der leidigen Herrschsucht erzeugt, welche die Geschichte Schwedens in der Zeit jener Häuser, und nach ihrem Untergang noch unter der Herrschaft der durch Waldemar I. (1250) erhobenen Folkunger schänden. Der letzte Folkunger in Schweden war Magnus II. Smek (der Verminderer). Er ward 1319 noch als Kind auf den Thron gehoben, und regierte lange, aber unglücklich. Das Mißvergnügen der Stände mit ihm stieg bey seinem fortwährenden Kriegsunglück. Man nahm ihn gefangen, und erklärte seinen Sohn Haquin VIII., der schon seit 1344 König von Norwegen war, zum Nachfolger (1363). Dieser dachte seines Vaters Gewalt wieder herzustellen; da riefen die Schweden des Magnus Schwestersohn, Albrecht von Meklenburg (1363—1388), aus Deutschland herbey. Magnus starb 1375. Aber bald waren die Aristocraten auch mit Albrechten unzufrieden, weil er den Deutschen sein Vertrauen schenkte, und ihnen die wichtigsten Aemter anver-

traute. Um diese Zeit sprach das Gerücht laut von der Wittwe eines Schweden, deren Geschlecht sogar aus Schweden stamme, von der Königinn Margaretha, welche, was bisher noch nie geschehen, eine Krone, ja sogar die Krone von zwey Reichen, von Dänemark und Norwegen, trage. Die mißvergnügte Partey gefällt sich in dem Gedanken, der neuen Semiramis im Norden noch eine dritte Krone, die schwedische, aufzusetzen, und tritt mit ihr in Unterhandlung. Bis 1388 ist alles reif zum Aufstande gegen Albrecht, und die Schlacht bey Falköping, in der dieser gefangen wurde, sicherte ihr den Besitz derselben. So sind Schweden, Dänemark und Norwegen durch den Namen Einer Königinn gebunden.

IV. Im Jahre 1397 rief Margaretha, im Vertrauen auf die gewonnene Zuneigung ihrer Unterthanen, aus ihren drey Reichen Gesandte nach Calmar, und schlug eine ewige Union derselben vor; „doch sollte das vereinigte Reich ein Wahlreich bleiben, und jeder Staat seine bisherige Verfassung behalten.“ Die Deputirten willigten ein (12. July 1397). Margaretha starb 1412. Die Unionskönige, welche auf sie folgten, waren: Erich VII. aus Pommern, Margarethens Schwesterenkel, und noch von ihr dazu vorgeschlagen (1412—1439); seiner Schwester Sohn Christoph III. von Bayern (1439—1448); Christian I. aus dem Hause Oldenburg, mit einer harten Capitulation (1448—1481); Johannes mit einer noch härtern (1481—1513), und endlich Christian II. oder der Böse (1513—1523). Der letztere wollte dem Uebermuthe der Aristocraten ein Ende machen, aber auch unumschränkt nach bloßer Willkühr herrschen. Desto leichter wurde er vom Throne geworfen, und Friedrich (1523) darauf gesetzt, mit welchem die schleswig-holsteinische Linie an die Regierung kam.

V. In Schweden gährte es auch nach der calmarischen Union; und ob sie gleich bis 1524 nicht aufgelöst wurde, so dauerte sie doch in vielen Perioden nur

im Schatten fort. Mit Margaretha's Nachfolger, dem Unionskönige Erich, bereits unzufrieden, setzten die Schweden schon 1439 Carl Cnutson zu ihrem Reichsvorsteher. Den Unionskönig Christoph von Bayern nahmen sie wieder an; aber nach seinem Tode (1448) riefen sie sammt den Norwegern ihren Carl Cnutson zu ihrem besondern König aus. Nach seinem Tode ward seiner Schwester Sohn, Sten Sture (1470—1504), zum Reichsvorsteher gewählt, der sich durch seine Fürsorge für Schwedens Wohlstand und innere Organisation auszeichnete, und das Band, welches Schweden an Dänemark knüpfte, zwar nicht völlig auflösete, aber doch sehr locker machte. Ihm folgten noch zwey andere Sture bis 1520 in der Reichsadministration und in denselben Verhältnissen gegen Dänemark; die völlige Trennung Schwedens von Dänemark unter Gustav Wasa gehört in die neuere Geschichte.

VI. Kurz vor der calmarischen Union und während ihrer Dauer ward der scandinavische Norden tyrannisirt durch die Hansa, oder jenen Bund, in welchen nach und nach gegen 100 Städte, an ihrer Spitze Hamburg und Lübeck, zur höhern Betreibung und zum bewaffneten Schutze des Handels seit dem Jahre 1241 zusammen getreten waren. Der Bund war in vier große Kreise oder Quartiere getheilt, deren Hauptorte Lübeck, Danzig, Braunschweig und Cöln waren. Vier große Stappelstädte, London, Brügge (nachher Antwerpen), Bergen und Novgorod, dienten als Hauptstützen des äußern Handels. Dieser Bund hielt Scandinavien nicht nur unter dem härtesten Handelsdrucke, und sperrte daher den Niederländern die Ostsee, sondern mischte sich auch unaufhörlich in seine innere Regierung, mit desto größerem Nachdrucke, da Dänemark und Schweden ihrer Seemacht und Herrschaft auf der Ostsee zu aller Zeit zum Einfall offen standen. Ihm mußte Dänemark 1370 unter Waldemar III. zur Vergütung der Kosten, die sie auf den mit ihm geführten Krieg gewandt hatte, Schonen auf 16 Jahre über-

lassen, und Schweden 1395 zur Sicherung des Helsingburgischen Friedens seine Hauptstadt zum Unterpfand einsetzen. Erst nach der Auflösung der calmarischen Union zerbrachen Dänemark und Schweden das Joch, unter welchem sie die Hansa hielt, und von dem an sank die Uebermacht dieser unaufhaltbar.

IX.

Rußland.

I. Nach Wladimir's I. Willen sollte das Reich unter die jedesmal gleichzeitigen Fürsten getheilt, durch einen Großfürsten an der Spitze regiert, und durch Conferenzen auf gemeinschaftlichen Fürstentagen zusammengehalten werden. Nach diesem aufgestellten allgemeinen Grundsatz sollte sich alles Uebrige von selbst ordnen, ohne daß auch nur bestimmt war, nach welcher Regel die Großfürsten auf einander folgen sollten; und so entspannen sich endlose Brüder- und Familienkriege. Schon unter den Söhnen Wladimir's brachen Zwiste aus: Suiatopolk I. ließ drey seiner Brüder ermorden, und wurde 1019 selbst von seinem jüngsten Bruder Jaroslav I. vertrieben. Einige Städte bildeten eine Art Freystaaten. Alles lag in Verwirrung, obgleich Jaroslav gute Gesetze gab, und viele Bücher aus dem Griechischen in das Slavische übersetzen ließ, auch zu Novgorod eine Schule anlegte. Im Jahre 1147 wurde unter Iziaslav II. der Grund zu Moskau gelegt, und 1158 das Großfürstenthum Wladimir gestiftet. Vierzehn Großfürsten — alle, bis auf Einen, Nachkommen Jaroslavs — folgten hier auf einander, bis 1224 die Mongolen einbrachen, und in 4 Jahren ganz Rußland eroberten.

II. Der Name Mongolen, der mit Nomaden gleichbedeutend seyn soll, bezeichnet einen eigenen Volksstamm in Mittelasien, der sich von den übrigen asiatischen

Volksstämmen characteristisch unterscheidet. Die eigenthümliche mongolische Bildung zeichnet sich aus durch die gegen die Nase zu etwas abwärts laufenden und flach ausgebildeten Augenwinkel, durch schmale, schwarze, wenig gebogene Augenbraunen, durch die besondere Gestalt der kleinen und platten Nase, durch die erhaben stehenden Backenknochen, das runde Gesicht, die schwarzbraunen Augensterne, die breiten fleischigten Lippen, das kurze Kinn, durch weiße und feste Zähne, große, weit vom Kopf abstehende Ohren, schwarzes Haar, wenigen Bart, und krumme Beine, die vielleicht eine Folge einer frühern Gewöhnung und der Lebensart sind. — Wenn es einzelnen Oberhäuptern unter den Mongolen gelang, die verschiedenen Zweige zu vereinigen: so sind von ihnen Umwälzungen veranlaßt worden, die durch ihren Umfang in Erstaunen setzen, aber auch in kurzer Frist wieder spurlos untergegangen sind.

Gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts stand unter den Mongolen ein Eroberer auf, Jesukai, der an den Ufern des Onon oder Amur nomadisirte. Er brachte 40,000 mongolische Familien unter seinen Befehl. Doch nach seinem Tode rissen sich die unterworfenen Horden wieder los, und sein Sohn Temudschin mußte zu einem benachbarten tatarischen Fürsten flüchten, dem Togrul Ungchan, der am Jenisay umherzog. Hier fand er Gelegenheit, sich durch Kriegsthaten auszuzeichnen. Allein das gute Vernehmen ward bald gestört; Temudschin zog mehrere Horden an sich, der Ungchan wurde geschlagen und kam auf der Flucht um. Dieser Sieg vermehrte die Unterthanen Temudschin's. Auf einer großen Volksversammlung an den Quellen des Onon 1206 rief ein mongolischer Priester aus: „Die Götter hätten dem Temudschin und seinen Kindern das Land gegeben," und legte ihm den Namen Dschingis Chan (der große Chan) bey. Der Götterspruch bewog auch die übrigen Stämme, ihn anzuerkennen.

III. Die Eroberungen Dschingis-Chans erstreckten sich innerhalb zwanzig Jahren bis nach Vorderasien und bis zum Dnjepr. Seine ersten Unternehmungen trafen das nördliche Sina und die in der Nähe wohnenden Völker; hierauf griff er die Chowaresmiden an. Während der Oberchan seine Eroberungen über die benachbarten Länder Mavaralnahar, Turkestan und Chorasan ausbreitete, drang sein ältester Sohn Dschudschi in Kaptschak, d. h., in die Länder nördlich vom caspischen Meer zwischen dem Jaik und der Wolga ein, überfiel die Polovzer, denen russische Fürsten zu Hülfe eilten, und der Sieg an der Kalka (unweit vom Don) im Jahre 1224 machte die Mongolen zu Herren des südlichen Rußlands. Nach dem Tode Dschingis-Chans (1227) entstanden fünf mongolische Chanate: in Sina unter dem Namen der Dynastie Juen; in Turan, das von Tobolk aus Sibirien umschloß; in Persien, das vom Indus bis an den Euphrat reichte*); dann das dschagatai'sche Chanat im Norden des Ganges und Indus an der Ostseite des caspischen Meeres, und das Chanat von Kaptschak an der Nordseite des caspischen Meeres. Der Chan des letztern, Dschudschi's Sohn, Batu fiel 1237 in Nord-Rußland ein, und drang über Moskau bis nach Novgorod. Im folgenden Jahre setzte er seine Einfälle fort, bis er auch Herr von Kiew und allem Land vom Dnjepr bis an die Weichsel war. So ward ganz Rußland eine mongolische Provinz. Doch ernannte Batu den Jaruslav II. (1238—1247) zum Großfürsten gegen einen jährlichen Tribut; und in dieser Verfassung unter einheimischen Großfürsten, die von den mongolischen Chanen von Kaptschak bestätigt

*) Der Chan von Persien Hulagu, Dschingis Chans Enkel, zerstörte auch 1258 das Chalifat zu Bagdad. Der letzte Nachkömmling der Abassiden floh nach Aegypten zu den Mameluken, belehnte den Sultan derselben im Namen des Propheten mit Aegypten, und lebte mit seinen Nachkommen, bis ihr Geschlecht erlosch, von den Wohlthaten der Mameluken.

wurden, und diesen als obersten Richter erkannten, blieb Rußland über zwey Jahrhunderte. Im Lande cantonnirten mongolische Horden, deren Chef zu Wladimir, im Palaste des Großfürsten, residirte, und den Tribut durch seine Mongolen einholen ließ. Neben dem Drucke der Mongolen litt Rußland häufige Zerstörungen und Bedrückungen von seinen mächtigen Nachbarn, den Schwertbrüdern in Liefland, die mit den deutschen Ordensrittern in Preußen in Verbindung waren; und dieses Landeselend vermehrten noch die inneren Unruhen über die Succession der Großfürsten, die einander in unglaublicher Schnelle verdrängten.

IV. Der tapfere Fürst Alexander, der nach einem Siege über die Schweden an der Newa 1240 den Beynamen Newsky erhielt, besiegte 1242 auch die Schwertbrüder, und bekam 1252 von Batu das Großfürstenthum. Unter seinen Nachfolgern blieb dasselbe bis in den Anfang des 14ten Jahrhunderts in seiner ursprünglichen Ausdehnung. Aber im Jahre 1319 nahm der Großherzog Gedimin von Litthauen Volhynien weg, und im folgenden Jahre Kiew; und was er von diesem an der Südseite des Dnjeprs noch übrig ließ, das zogen 1340 die Polen ein. Im Jahre 1328 ward der Sitz des russischen Großfürsten nach Moskau verlegt.

Wenige Jahre später wurde der Großfürst von Moskau von dem Fürsten von Twer mit dem Verluste seines Großfürstenthums, selbst unter dem Beystande des Chans von Kaptschak, bedroht. Als der Fürst von Twer 1378 besiegt war, ergriff der Chan selbst gegen den Großfürsten die Waffen. Es erfolgte ein Wechsel von Siegen und neuen Angriffen, bis dem Chanate selber von einer andern Seite her der Untergang drohte.

V. Das große Reich Dschingis-Chan's und seiner Nachfolger bestand nicht lange. Die verschiedenen Chan's machten sich unabhängig, und bekriegten einander selbst. Da erhob sich ein gemeiner Mongole, der den Namen

derselben der Welt aufs neue furchtbar machte. Er hieß Timur Lenk oder Tamerlan, und war geboren im Lande Kesch um 1325. Er vereinigte alle Eigenschaften eines Eroberers: Scharfsinn, große List, rasche Entschlossenheit, Kenntniß der Menschen, besonders derer, die ihn umgaben, eine wilde Grausamkeit, und Gleichgültigkeit gegen jede Empfindung, selbst gegen die Todesfurcht. Er schwang sich zum Fürsten von Kesch empor, und überschwemmte von Samarcand aus (seit 1369) die Besitzungen des dschagatai'schen Chanats, Persien und Indien. Dann wendete er sich gegen Westen, machte auf das Chanat von Kaptschak fürchterliche Angriffe, und war schon bis Jelez in Rußland vorgedrungen. Als er eben im Begriff stand, ganz Rußland zu erobern, rief ihn sein Schicksal nach Syrien und Kleinasien, von wo aus er zur Eroberung China's aufbrach, auf dem Zuge dahin aber an einem Fieber starb (1405).

VI. Der Chan von Kaptschak war hiedurch wohl von seiner völligen Vernichtung befreyt; aber durch die starken Angriffe geschwächt, konnte er sich doch nie wieder erholen. Sein Reich theilte sich, und zerfiel. Schon waren in der Krimm, in Kasan, in Astrakan und am Irtisch neue Reiche entstanden, als Iwan Wasiliewitsch der Große (1462—1505) das mongolische Joch seit 1477 gänzlich abwarf, und in seinem Reiche eine unumschränkte Regierung einführte. In kurzem hatte er die kleinen russischen Fürsten sich unterworfen; und nur gegen Novgorod, das eine Art republicanischer Verfassung hatte, und durch Handlung reich und mächtig war, dauerte der Kampf länger und hartnäckiger. Er endigte ihn aber mit völliger Unterjochung; und da sich mehrmals der alte Freyheitssinn in seinen Einwohnern regen wollte, so verpflanzte er endlich die reichsten und angesehensten unter ihnen in andere Gegenden: zwar ein Mittel der Verzweiflung, das aber die Ruhe herstellte. Er nannte sich „Großfürst aller Reussen," d. i. aller Rußlande, nämlich Groß-, Klein-, Roth-

und Weiß-Rußland. — Noch einmal mußte sein Nachfolger Wasily seit 1524 auf kurze Zeit Tribut an die Mongolen bezahlen; aber nach dieser Zeit erlosch er auf immer.

X.

Polen.

I. Der Piaste Boleslav I. starb kurz nach angenommener Königswürde (1025). Mit ihm sank die polnische Macht auf lange Zeit. Sein Sohn Miecislav II. (1025—1034) führte zwar den königlichen Titel fort, und verdrängte seine Brüder von der Mitregierung des Reiches; aber besiegt von dem deutschen Könige Conrad II., mußte er sich mit Polen und dem herzoglichen Titel begnügen: die Lausitz ging verloren. Da Miecislav, seiner Rohheit wegen, von seiner Gemahlinn Richenza, aus dem ottonischen Kaiserhause, verlassen worden war, und diese ihren Sohn Casimir nach Deutschland mitgenommen hatte: so ward Polen, nach Miecislav's Tode, durch Anarchie zerrüttet, und der Herzog Bretislav von Böhmen verbreitete sich siegreich und verheerend über das Land. Doch Casimir kam, unterstützt vom Kaiser Heinrich III., nach Polen, vertrieb die Böhmen, zahlte an Deutschland den festgesetzten Tribut von 500 Mark, und regierte als Herzog bis 1059. Sein Sohn Boleslav II. nahm, während der Unruhen in Deutschland unter Heinrichs IV. Regierung, von neuem den königlichen Titel an. Als er aber den Bischof Stanislaus von Cracau, der ihn mit der Kirchendisciplin belegt hatte, am Altare der Kirche zu Cracau tödtete (1079): ward er von Gregor VII. in den Bann gethan, und über Polen das Interdict ausgesprochen. Boleslav floh mit seinem Sohne Mieceslav nach Ungarn, und starb 1081, ohne Polen je wieder gesehen zu haben. Sein Bruder Wladislav I. unterzog sich der Regierung (1081—1102),

aber ohne den königlichen Titel. Er mußte mit den Böhmen kämpfen, und sich zu einem Tribute an dieselben verstehen, weil der Kaiser den Herzog von Böhmen zum „Könige von Böhmen und Polen" erklärt hatte. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Boleslav III. (1103—1138) in Schlesien, Cracau und Sendomir; das Uebrige erhielt Sbignev, ein natürlicher Sohn Wladislavs, welcher aber bald von Boleslav vertrieben ward. Unter seiner Regierung scheinen Niederländer und Schlesier sich in Polen angesiedelt zu haben; auch brachte er die Pommern zum Christenthume. Vor seinem Tode theilte er, mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen des Reichs, sein Land unter seine vier Söhne: Boleslav erhielt Masovien, Wladislav Schlesien und Cracau, Miecislav das Uebrige von Großpolen, und Heinrich Lublin und Sendomir. Seit dieser Zeit sind Schlesien und Polen nicht wieder vereinigt worden. Masovien aber blieb von Polen bis 1526 getrennt. — Die mongolische Invasion (1240), die bis Schlesien und Mähren reichte, war zwar verheerend, hatte aber auf die innere Staatsform keinen bleibenden Einfluß.

II. Nach langen innern Kämpfen zwischen den Nachkommen der einzelnen piastischen Linien in Polen, gab König Casimir der Große (1333—1370) dem Reiche eine neue Organisation und ein eigenes Landrecht. Er suchte den Bürgerstand in Polen, wie in den gleichzeitigen germanischen Reichen, zu begründen. Der Adel und die Juden, in deren Händen sich der Handel ausschließend befand, verhinderten aber die Errichtung von Gilten und Innungen. Casimir erhielt den für ihn so ehrenvollen Namen eines „Bauernkönigs," weil seine Menschlichkeit das Loos der Bauern verbessern, und denselben Erbrecht in ihren Gütern, Schutz ihrer Person und ihres Eigenthums gegen den Druck der Gutsherrn und Befreyung von ungemessenen Diensten verschaffen wollte. Gegen Erlaßscheine konnten sie ihre Söhne den Handwerken, Kün-

sten und Wissenschaften bestimmen, und selbst bedeutende Landgüter nach deutschem Rechte besitzen. Die übrigen Gesetze bestimmten die Unveräußerlichkeit der Krongüter, untersagten die Selbsthülfe, führten gleiches Maaß und gleiche Münze ein, und setzten die Summen fest, mit welchen ein begangener Mord bestraft werden sollte.

III. So große Verdienste sich Casimir um Polen erwarb, so groß war das Unglück für das Reich, daß mit ihm der piastische Mannsstamm in Polen (1370) erlosch, und mit Uebergehung der Piasten in Schlesien und Masovien, sein Schwiegersohn, der König Ludwig von Ungarn, sein Nachfolger ward (1370—1382), und zwar nur durch eine Urkunde, in welcher er dem polnischen Adel große Vorrechte bewilligen, und versprechen mußte, sich mit dem Einkommen der Krongüter und Regalien zu begnügen, bloß die vor 50 Jahren üblichen Auflagen zu erheben, den Adel nicht zu Kriegen außerhalb des Landes aufzufordern, und im Nothfalle bloß Steuern von seinen Städten einzutreiben. Da aber Ludwig Polen von Ungarn aus als Nebenland regierte, worüber die Polen unzufrieden waren; so mußte er denselben zu Kaschau 1374 neue Vorrechte zusichern, besonders weil er bloß Töchter hatte, und von den Polen nur den Söhnen die Succession versprochen worden war.

IV. Nach Ludwig's Tode wurden Ungarn und Polen getrennt, ob er gleich seiner ältesten Tochter Maria und ihrem Gemahle Sigismund die Succession in beyden Ländern, mit Zusage der Polen, bestimmt hatte. Die Polen haßten Sigismund als einen Deutschen; sie wählten also Ludwigs jüngere Tochter Hedwig zur Königinn, welche sich aber von ihrem Verlobten, dem österreichischen Prinzen Wilhelm, trennen, und mit dem Großfürsten von Litthauen, Jagello, vermählen mußte. Dieser, welcher bisher die Polen als Feind behandelt hatte, gewann sie durch das Versprechen, das Wahlrecht der Stände anzuerkennen, mit seinen Litthauern das Christenthum nach der Lehre der

römisch-katholischen Kirche anzunehmen, alle polnische Gefangene und die gemachte Beute zurückzugeben, die von Polen in Anspruch genommenen Länder auf seine Kosten wieder zu erobern, und neue Freyheiten zu ertheilen. Wie hätte der polnische Adel diesen Versuchungen und Jagello's Bestechungen widerstehen können? Unter dem Namen Wladislav ward Jagello, nach seiner Taufe, Hedwigs Gemahl und König von Polen (1386 — 1434). Unter ihm ward Rothreußen dem Königreiche Ungarn entrissen, und blieb von 1390 bis 1772 mit Polen vereinigt; der Plan aber, die Moldau zu erwerben, mißlang. Durch Hedwigs Vermählung mit Jagello ward zwar die Vereinigung Litthauens mit Polen vorbereitet; die wirkliche Vereinigung erfolgte aber erst im Jahre 1569. Denn Jagello gab Litthauen seinem Vetter Witold, doch so, daß er die Oberhoheit behielt, und das Christenthum daselbst einführte.

V. Jagello's Sohn, Wladislav VI., folgte dem Vater (1434 — 1444), und verschaffte seinem Bruder Casimir Litthauen. Nach dem Tode des deutschen Königs Albrechts II. 1443 zum Könige von Ungarn gewählt, eröffnete er den Krieg gegen die Osmanen, und fiel 1444 in der Schlacht bey Varna. — Ihm folgte sein Bruder, Casimir IV. (1444 — 1492), welchem sich auch die Preußen wegen der Bedrückung der deutschen Ritter freywillig unterwarfen. Zwar verlor er gegen den Orden die Schlacht bey Conitz (1454); deßungeachtet mußte ihm derselbe im Frieden zu Thorn 1466 Westpreußen abtreten, und Ostpreußen, oder das übrig gebliebene Ordensland, als polnisches Lehen anerkennen. Doch gingen Severien und Smolensk während seiner Regierung (1478) an den russischen Czar Iwan Wasiljewitsch verloren; und die Macht der Landboten, oder der adelichen Nationalrepräsentanten in Polen, stieg unter ihm so hoch, daß seit dieser Zeit ohne dieselben nichts beschlossen und ausgeführt werden konnte, und der Adel allein, in Verbindung mit den Erzbischöfen und Bischöfen, die polnische Nation bildete. Von einem dritten Stande

war keine Rede. Der Städte waren zu wenige; auch waren sie zu unbedeutend, um in die Repräsentation aufgenommen zu werden. Der Bauer sank in die tiefste Sclaverey. — Dem Wladislav IV. folgte durch die Wahl der Nation sein Sohn Johann I. (1492 — 1501), und diesem sein Bruder Alexander, der bisherige Großherzog von Litthauen, seit welcher Zeit Polen und Litthauen unter Einem Regenten standen. Das Jagellonische Haus erlosch in Polen erst im Jahre 1572.

XI.

Ungarn.

I. Ungarn blieb nach Ladislaus oder Wladislav I. (1077—1095) unter Regenten aus dem arpadischen Stamme, der mit ihm auf den Thron gekommen, ein eingeschränktes Wahlreich, wurde aber durch innere Unruhen immer schwächer. Unter seinen Nachfolgern sind anzuführen: Stephan II. (1114—1131), unter welchem Cumanen aus Bulgarien einwanderten, und sich an der Theiß niederließen; Geysa II. (1141 — 1161), unter welchem, vielleicht durch die Kreuzzüge veranlaßt, viele Tausende aus Niederdeutschland und Flandern nach Siebenbürgen zogen, und, mit Beybehaltung ihrer deutschen Verfassung, das Land anbauten; Andreas II. (1205—1235), welcher die erste schriftliche Urkunde der ungarischen Freyheit ausstellte, und sich Galizien und Lodomirien unterwarf; und endlich Bela IV. (1235—1270), unter welchem die Mongolen von der einen und die Oesterreicher von der andern Seite einfielen, und das Land so verheerten, daß es fast eine Wüste wurde, und ohne neue Colonisten aus Deutschland und Italien sich lange nicht erholt haben würde.

II. Im Jahre 1301 erlosch mit Andreas III. der arpadische Mannsstamm auf dem ungarischen Throne.

Seit dieser Zeit kam das Reich unter Könige aus verschiedenen Häusern. Unter mehreren böhmischen und bayerischen Kroncompetenten siegte endlich 1308, durch Unterstützung des Papstes, Carl Robert aus dem Hause Anjou-Neapel, der in weiblicher Linie von dem arpadischen Hause abstammte (1308 — 1342). Er vergrößerte die königliche Macht im Innern, ließ die Reichstage eingehen, und hielt durch fremde Miethstruppen, besonders Cumaner und Johanniter, die Magnaten im Zaume. Er besteuerte selbst die Prälaten, und untersagte die Veräußerung ihrer Güter. — Ihm folgte sein Sohn Ludwig der Große (1342 — 1382), einer der kräftigsten Regenten dieses Zeitalters, der dreymal Venedig bekriegte, und es zu einem Tribute von 7000 Ducaten nöthigte, die Sachsen in Siebenbürgen und die Wallachen wieder zur Unterwerfung brachte, die Moldau zum Tribute und das Königreich Bosnien zur Anerkennung der ungarischen Oberhoheit zwang. Dem Staate gab er eine neue Richtung zur Cultur durch die vornehmen ungarischen Jünglinge, die sich in Neapel bildeten, durch die höhere Blüthe des Acker- und Weinbaues, und durch das Ansehen, das er den Gesetzen verschaffte. Erbschaft und Wahl führten ihn, nach dem Tode seines Oheims, des Königs Casimir, (1370) auf den Thron von Polen, und seine Siege zum Erwerbe Dalmatiens von den Venetianern (1381).

III. Ludwig hinterließ zwey Töchter, Maria und Hedwig. Die jüngere erhielt Polen, und vermählte sich mit dem zum Christenthume übergegangenen Herzog Jagello von Litthauen. Die ältere, Maria, welche in Ungarn succedirte, vermählte sich 1385 mit dem luxemburgischen Prinzen Sigismund, dem damaligen Markgrafen von Brandenburg und nachherigen Kaiser. Doch diese Regierung ward sogleich im Anfange von wilden Stürmen erschüttert. Der König Carl von Durazzo von Neapel machte Ansprüche auf Ungarn, kam dahin, und schwang sich (Dec. 1385) auf den Thron, ward aber nach einem Monate ermordet. Ob nun

gleich Sigismund 1387 durch die Wahl der Nation den Thron bestieg: so wirkte doch immer eine mächtige Partey gegen ihn, die nach Mariens Tode (1393) um so bedeutender wurde, je weniger man Ursache hatte, mit Sigismunds Lebensweise und Regierungsart zufrieden zu seyn, und je mehr die Türken seit 1396 das Reich beunruhigten. Die Nation rief den Sohn des ermordeten Carl, Ladislav von Neapel, zum Könige aus; dieser fühlte aber keine Neigung nach Ungarn zu gehen. Doch wurde Sigismund fast ein halbes Jahr (1399) von den unzufriedenen Ungarn eingesperrt; und nur ihre Uneinigkeit über die Wahl seines Nachfolgers verschaffte ihm die Freyheit wieder. In diesen Zeiten der Unordnung kam von Ungarn Rothreußen, Podolien und die Walachey an Polen; die Venetianer brachten Dalmatien wieder an sich; auch mußte Sigismund 13 Städte an Polen verpfänden. In Hinsicht auf die innere Verfassung bestand der Reichstag aus den Prälaten, den Baronen, dem Adel und den Städten. Die ersten beyden führten den gemeinschaftlichen Namen Magnaten, die letztern beyden den Namen Stände *).

IV. Auf Sigismund folgte (1437) seine Tochter Elisabeth, die mit dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, dem nachmaligen König Albrecht II., vermählt war, und ihren Gemahl zum Mitregenten annahm. Als aber dieser frühzeitig (1439) starb, gebar sie zwar (1440) einen Sohn, Ladislav, dessen Erziehung sein Oheim, der Kaiser Friedrich III., leitete; allein der Wunsch der Nation bewirkte ihre zweyte Vermählung mit dem Könige von Polen, Wladislav (1440), um mit der vereinigten Macht zweyer Nationen den Osmanen kräftigen Widerstand leisten zu können. Doch Elisabeth starb schon 1442, und Wladislav blieb gegen den Sultan Murad II. (1444) in der Schlacht

*) Unter Sigismund erhielt die leichte ungarische Reiterey den Namen Husaren, von Hußz, d. i. der 20te Mann.

bey Varna. Da ward, während Ladislavs Minderjährigkeit, der Statthalter von Siebenbürgen, Johann Hunyad, ein natürlicher Sohn Sigismunds, Administrator des Reichs, der den Türken die Kraft der Ungarn mit Nachdruck empfinden ließ. Selbst als Ladislav 1453 die Regierung übernahm, stand ihm Hunyad bis an seinen Tod (1456) zur Seite. Nun aber überließ sich der launenhafte und grausame Ladislav dem Einflusse der elendesten Rathgeber, die ihn bewogen, Hunyads Familie zu vertilgen. Er ließ dessen ältesten Sohn enthaupten, und bewahrte den jüngern, Mathias Corvinus, im Gefängnisse zu Prag, starb aber noch im nämlichen Jahre (1457) als Jüngling und ohne Erben.

V. Da ward der muthvolle sechszehnjährige Mathias Corvinus aus dem Gefängnisse zur Administrationswürde gerufen, und bestieg (24. Januar 1458) nach dem Willen des Volkes den Thron. Zwar mußte er eine harte Capitulation unterschreiben; er folgte aber nicht ihr, sondern der Kraft seines eigenen Willens, und die Nation, deren goldenes Zeitalter in seine Tage fiel, schwieg dazu. Mathias war Held; er vergrößerte das Reich, und hielt seine gefährlichen Nachbarn, die Türken, den deutschen Kaiser, Polen und Böhmen, in Furcht vor seiner Ueberlegenheit, die durch ein stehendes Heer gesichert wurde. Er besetzte Steyermark, Krain, Kärnthen, und bemächtigte sich selbst der Stadt Wien. Der Woiwode in der Moldau wurde gedemüthiget, und Bosnien den Türken entrissen. Lang kämpfte er gegen Podiebrad von Böhmen, und gewann im Frieden mit dessen Nachfolger Wladislav, einem gebornen polnischen Prinzen, den größten Theil von Schlesien und Mähren auf Lebenszeit. Auf den Todesfall wurde bestimmt, daß, wenn Wladislav vor Mathias sterbe, Böhmen an Ungarn fallen solle; sterbe aber Mathias vor Wladislav, so sollen Schlesien und Mähren wieder an Böhmen zurückkommen. Bey allen diesen Kämpfen war doch Mathias auch für die Wissenschaften thätig. Er stiftete eine Universität, legte eine bedeutende

Bibliothek an, und rief Gelehrte, Künstler und Buchdrucker aus Italien, um in literärischer und ästhetischer Hinsicht sein Volk zur höhern Cultur zu führen. Nur bilden einzelne Züge von Härte und Grausamkeit, sein Hang zur Willkühr, und seine Eroberungskriege die Schattenseite in dem sonst hellen Gemälde seiner Regierung.

VI. Zu früh für Ungarn starb Mathias (6. April 1490) ohne legitime Erben. Unter drückenden Bedingungen ward Wladislav von Böhmen König von Ungarn (1490 — 1516). Oesterreich setzte sich wieder in den Besitz von Wien und der von Mathias eroberten Besitzungen in Steyermark, Krain und Kärnthen. Selbst Oesterreichs Aussichten auf die Succession in Ungarn wurde von der Nation begünstigt, und der schwache Wladislav schwieg dazu, so wie er bey der immer höher steigenden Macht der geistlichen und weltlichen Großen unthätig blieb. Mähren und Lausitz trennten sich in diesen Zeiten der Gährung vom ungarischen Reiche; Venedig brachte mehrere dalmatische Städte an sich; die Moldau kam unter polnischen Schutz. — Ihm folgte 1516 sein Sohn Ludwig II., nach welchem das Haus Oesterreich zur Succession gelangte.

XII.

Das griechische Reich.

I. Am 25. July 1261 hatte der Feldherr des griechisch-nicänischen Kaisers Michael VIII. Palãologus mit wenigen Truppen Constantinopel den Lateinern entrissen, und die Sieger waren von den griechischen Einwohnern als Befreyer und Landsleute begrüßt worden. Den Kaiser überraschte die Nachricht von einem Erfolg, den er sich weder so nah, noch so leicht gedacht hatte. Schon nach 20 Tagen (den 15. August) hielt er seinen feyerlichen Einzug, und ließ sich, da das griechische Reich durch ihn gewissermaßen

neu gegründet worden, zum zweyten Male krönen. Nun bemühte er sich eifrig, die durch die lange Trennung einander fremd gewordenen, durch einheimische Zerrüttung, auswärtigen Einfluß und kühne Anmaßungen vielfältig zersplitterten Theile des ehemaligen Reiches wieder zu einem Ganzen zu sammeln. Aber das Werk ging über seine Kräfte; und obschon er im Einzelnen viel Gutes durch Klugheit und Muth bewirkte, so vermochte er doch nicht, der im allgemeinen fortschreitenden Auflösung zu steuern, und sein Versuch, durch Wiedervereinigung der Griechen mit der römisch-katholischen Kirche das Abendland sich zu versöhnen, vermehrte nur das Uebel, indem er die Gemüther des fanatischen Volkes von sich abwandte und zu den Bedrängnissen der bürgerlichen Zwietracht auch noch jene der kirchlichen gesellte. Auch fühlten jetzt, da der Thron wieder in Constantinopel stand, die entferntern asiatischen Provinzen eine für sie verderbliche Erschlaffung der Regierungs-Thätigkeit.

II. Unter Michaels Sohn und Nachfolger, Andronicus II. dem Aeltern (1282 — 1328), wurden ringsum die Wolken noch trüber. Durch Rückkehr zum griechischen Schisma beschwor er den aufgeregten kirchlichen Hader nicht. Durch Aufnahme fremder Soldtruppen vermehrte er nur die Zahl der Reichsfeinde. Eine unabgebrochene Reihe innerer Fehden, zügelloser Räubereyen und anarchischer Gräuel bezeichnen die unglückliche Regierung dieses werthlosen Fürsten. Dazu kamen noch von aussen die Schrecken der türkischen Waffen, indem einer der Emirn, welche nach der Zertrümmerung der seldschukischen Macht durch die Mongolen, dieselbe wieder zu heben unternahmen, Namens Osman oder Othman (1299 — 1326), um 1300 von den Bergen des trojanischen Landes in die Flüren Bithyniens herabstürzte, und dem Kaiserreiche einen großen Theil dieser kostbaren Provinz entriß. Der eigene Enkel des Kaisers, Andronicus III. oder der Jüngere, nicht ohne Grund den Gesinnungen des Großvaters mißtrauend, empörte sich

wider ihn, und erpreßte anfangs (1322) eine Theilung, und dann (1328) die völlige Abtretung des Reiches. Der ältere Andronicus verkümmerte in einem Kloster; er starb den 12. Februar 1332.

III. Andronicus dem III. fehlte es nicht an Muth und Entschlossenheit; doch konnte er den Türken nicht widerstehen, die unter der Anführung Orchan's, des Sohnes Osman's, Nicäa, Nicomedia und andere Länder Kleinasiens eroberten, und selbst die Küsten Europa's plünderten. Prusa war seit 1327 die Residenz des neuen osmanisch-türkischen Sultans.

IV. Als Andronicus III. mit Hinterlassung eines dreyjährigen Sohnes, Johannes V., im Jahre 1341 gestorben war, und Johannes Cantacucenus dem Willen des Verstorbenen gemäß die vormundschaftliche Verwaltung übernahm; so erhob sich wider ihn der Arm neidischer Bewerber und gefährlicher Hof-Cabale, wodurch er genöthigt ward, bey dem Sultane Orchan Beystand zu suchen. So behauptete er wohl das Reich, aber bluttriefend; und er überließ es 1355 freywillig an Johannes V., um es vor weiterer Zerrüttung zu bewahren. Orchan, welchem Cantacucen die eigene Tochter Theodora vermählt hatte, forderte für sie ein angemessenes Erbtheil, und Suleiman, sein Sohn, ging über den Hellespont, nahm Gallipolis, welches durch ein Erdbeben zerstört war, stellte es stärker wieder her, und setzte also den ersten Fuß auf europäische Erde (1358). Was so Orchan tapfer und klug begonnen hatte, setzte sein Sohn und Nachfolger Murad I. (1360—1389) fort. Er eroberte das feste und prächtige Adrianopel, das er zur Residenz erhob, auch Philippopel, den größten Theil von Thracien und Macedonien, und durchzog oder schreckte alles Land von der Donau bis zur adriatischen Küste. Die gefangenen Christen-Kinder und Jünglinge (welche alle zum Islam übertreten mußten), erzog er sich zu Soldaten, und aus den schönsten derselben bildete er eine neue Heerschaar (Jen-Ytschiery, Janitscharen) von 12,000 Mann, die mit religiösem Ge-

pränge zu seinem Dienste eingeweiht wurde. Sein letzter Sieg war bey Cassova, wo er die Servier entscheidend schlug, aber selbst, im Augenblicke des Triumphs, durch den Arm eines serviſchen Jünglings fiel. — Johannes V. machte währenddem neue Versuche zur Vereinigung der Griechen mit der katholischen Kirche, und erbath sich dafür vom Papst Innocenz VI. Hülfe von Kriegsschiffen und Mannschaft. Ja er ging selbst nach Rom, und schwor die griechische Spaltung ab; aber die Hülfe, die er sich versprach, blieb aus. Er starb 1391.

V. Sein Sohn und Nachfolger, Manuel II. (1391 — 1424) hatte mit Johannes, seinem Neffen, einen langen und verderblichen Kampf um den Thron von Constantinopel zu bestehen. Der türkische Sultan Bajazet I., zugenannt Ilderim, der Blitz, (1389 — 1403) nahm sich des Johannes an, und belagerte Constantinopel. Da sammelten sich wider den furchtbaren Krieger, dessen schwellende Macht die ganze Christenheit zu bedrohen schien, unter Sigismunds, des Königs von Ungarn, Fahne die abendländischen Heerschaaren zum schweren Streit. Hunderttausend wohlbewaffnete Krieger zogen aus von Ofen: Sigismund selbst an der Spitze der Ungarn; nach ihm unter Herzog Johann die Mannschaft von Burgund, dann die gedrängten Schaaren der Deutschen und der Böhmen, mit ihnen die Hülfsmannschaft der Franzosen und Engländer. Bey Nicopolis (Sept. 1396) trafen sie zusammen mit Bajazets Macht, welche in mehr als gedoppelter Anzahl mit den Hörnern ihres weiten Halbmonds sie zu umzingeln drohte. Der Ungestüm der Franzosen eröffnete unzeitig die Schlacht, und brachte Verderben über das Heer der Christen. Viele Tausende der letztern bedeckten die Wahlstatt, die edelsten Häupter, unter ihnen der Prinz von Burgund, der Graf von Artois, waren gefangen, Sigismund flüchtete mit Noth an die Donau, und über Constantinopel auf weiten Umwegen zurück in sein Reich. Hierauf setzte Bajazet seine Eroberungen fort; vom griechischen Kaiser erpreßte er schwe-

res Gold für unsichern Stillstand. Da rief dieser den furchtbaren mongolischen Eroberer Timur zu Hülfe gegen das Schwert Bajazets. Es trafen sich die Heere der beyden Gewaltigen bey Ancyra in Galatien: 400,000 Türken gegen 800,000 Mongolen. Nach mörderischem Kampfe entschied der Abfall der Krimm'schen Tartaren, welche von Bajazet zu Timur übergingen, für des letztern Sieg (1402). Bajazet wird gefangen, und in einen eisernen Käfig gesperrt, an dessen Stäben er verzweifelnd sein Haupt zerschellte. Wilde Anarchie herrschte jetzt im türkischen Reiche. Die mongolischen Statthalter, die Söhne Bajazets, die alten Emirn des Landes stritten sich um die Bruchstücke desselben. Musa (der Genosse von des Vaters Gefangenschaft), welchen Timur zum Sultan ernannt hatte, tödtete (1410) seinen ältern Bruder Solyman, und ward gestürzt durch den jüngern, Mohammed, welcher noch zwey andere Brüder überwältigte, und, begünstigt durch den Verfall der mongolischen Macht nach Timurs Tod, die Herrlichkeit der Osmanen wieder herstellte.

Mit der Thronbesteigung Mohammeds I. (1413—1421) erneuerten sich die Bedrängnisse der Christen. Zwar mit dem Kaiser Manuel, welchen Bajazet so sehr geängstigt hatte, hielt er Frieden. Er ehrte die Weisheit dieses Fürsten, welcher während der mongolischen Verwirrung einiges Land wieder gewonnen hatte, und in der freundschaftlichen Verbindung mit den Fürsten des Abendlandes (er hatte 1400 selbst eine Reise bis nach Frankreich gemacht) eine wichtige Hülfsquelle besaß. Aber die donauischen Länder durchzog er mit siegreichen Waffen; er unterwarf sich die Walachey, drängte die Venetianer, und schreckte Deutschland bis nach Bayern.

Nach ihm hat Murad II., sein Sohn, dreyßig Jahre regiert (1421—1451). Die Hülfeleistung, welche der wahre oder falsche Prinz Mustapha vom Kaiser Manuel erhalten hatte, veranlaßte den Sultan zu einem Angriffe auf Constantinopel. Kümmerlich erwehrte sich diese Stadt seiner

Waffen; aber fast Alles, was noch jenseits ihrer Mauern zum Reiche gehörte, fiel in der Türken Gewalt.

VI. Nach Manuels Tode wurde der älteste seiner Söhne, Johannes VI. (1424 — 1448), als Kaiser der Griechen anerkannt. Mit ihm schloß Murad 1425 Frieden, gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs. Vergebens bemühte sich der Kaiser, für seinen wankenden Thron den Beystand des Abendlandes zu erhalten. Nach dem Beyspiele seines Vaters und Großvaters reisete er persönlich dahin, um der Unterhandlung Nachdruck zu geben, und unterzeichnete sammt seinen Begleitern auf dem allgemeinen Concilium zu Florenz, nach einer höchst merkwürdigen Unterhandlung, die Urkunde der Vereinigung der griechischen und römischen Kirche (16. July 1439). Aber die Hülfeleistung der Abendländer war karg und unhinreichend; und laut mißbilligten die von den schismatisch-gesinnten Mönchen aufgeregten Griechen den Act der Vereinigung. Mehrere der heimgekehrten Bischöfe und Priester widerriefen ihre Einwilligung, und — eine kleine Heerde ausgenommen, die der römischen Kirche treu blieb und seitdem den Namen „unirte Griechen" führt, — trat überall erhöhte Feindseligkeit an die Stelle des Friedens.

Indessen setzte Murad II. seine Eroberungen wider die Christen fort. Die Völker und ihre Häupter zitterten. Vor allem wurden die Ungarn bedrängt. Kein König wagte den Kampf wider den übermächtigen Sultan. Aber zwey Fürsten von geringerem Range retteten die Christenheit. Georg Castriota, welchen die Türken Iskander Beg (Fürst Alexander) nennen, Despot von Epirus, und Johann Hunyad, Woiwode von Siebenbürgen, waren diese Helden. Jener, von seinem Vater als Geißel dem Sultan überlassen, dann im türkischen Kriegsdienst groß geworden, erhielt durch List die Bestallung als osmanischer Gewaltsträger in seinem väterlichen Fürstenthume, und behauptete sofort die Selbstständigkeit glorreich gegen die Macht zweyer großer Sultane,

welche wider den „Abtrünnigen und Verräther" rachedürstend ihre ganze Kraft aufboten. Hunyad zeichnete sich durch glänzende Waffenthaten wider die Türken aus, beförderte durch sein Ansehen die Erhebung des polnischen Wladislav auf den ungarischen Thron, und erhielt zum Dank die Woiwodschaft Siebenbürgen. Fortan blieb er der gefährlichste Feind der Türken, eine unerschütterliche Vormauer Ungarns, ja ganz Europens.

Papst Eugen IV., dem Bunde mit dem griechischen Kaiser getreu, suchte einen allgemeinen Kreuzzug wider die osmanische Macht zu erregen. Aber gerade jetzt, da es Noth that, war Europa unempfänglich für die gerechte Aufforderung. Nur einige italische Staaten, als näher bedroht durch der Türken Schwert, dann die Rhodiser Ritter, endlich der junge König von Ungarn und Polen, Wladislav VI., unternahmen den Krieg. Sie zogen längs der Donau, dann über den Strom durch Bulgarien bis in die Gefilde von Varna, an den Ufern des schwarzen Meeres. Hier trafen sie auf die türkische Macht, und es geschah die entscheidende Schlacht (10. Nov. 1444), worin, nach anfänglichem Glück und heldenmüthigem Kampf, das christliche Heer durch die überlegenen Schaaren eines wohlgeführten Feindes die kläglichste Niederlage erfuhr, der König aber seinen Tod fand. — Murad II. starb 1451 und hinterließ das Reich dem gleich tapfern und klugen Sohne Mohammed II. (1451 — 1481). Dieser eröffnete seine, durch den Mord der Brüder befestigte, Herrschaft mit der Zerstörung des griechischen Reiches.

VII. Nach Johann's VI. Tode hatte Constantin XI. (1448 — 1453), sein Bruder, den morschen Thron bestieden. Nur Constantinopel mit den paar Hufen Landes nächst seinen Thoren ward dem Kaiser zu Theil. Um den Peloponnes, der noch den Paläologen gehörte, stritten sich Thomas und Demetrius, seine jüngeren Brüder. Indessen enthüllte Mohammed sein feindseliges Gemüth, und nicht achtend der Friedensverträge seines Vaters, unbewegt durch

Constantin's nachgiebige, selbst demüthige Sprache, rückte er vor bis an die Mauern der Stadt, in deren Nähe er die drohende Feste, Rumili Hisari, baute. Da beschloß der Kaiser, nachdem er alle mit der Ehre verträglichen Mittel des Friedens erschöpft hatte, mit männlichem Sinne den hoffnungslosen Kampf.

Die Belagerung Constantinopels begann den 6. April 1453. Das Heer Mohammeds zählte mehr Streiter, als Menschen in der Kaiserstadt waren. Constantin hatte kaum 10,000, worunter die Hälfte Ausländer, zumal 2000 Genuesen unter dem tapfern Giustiniani. Am drey und fünfzigsten Tage der Belagerung (29. May) wurde gestürmt. Der Kaiser und seine Freunde hatten in der Nacht zuvor sich zugeschworen, rühmlich zu sterben. Constantin, so fromm als tapfer, empfing in der Sophienkirche die heiligen Sacramente der Buße und des Abendmahls, und eilte dann zum Streit. Glorreich, der Lobpreisung aller Zeiten werth, kämpften die letzten Vertheidiger des ehrwürdigen Reichs. Viele Tausende der Stürmenden fielen. Aber die Ueberzahl entschied. Die ermattenden Griechen wurden gedrängt. Giustiniani, verwundet, floh in die Stadt durch eine Oeffnung der Mauer; die Türken, ihm nach, drangen ein. Constantinus, nach dem heldenmüthigsten Widerstande, ward unerkannt getödtet. Die Kaiserstadt fiel, mit ihr das Reich.

Ueber die eroberte Stadt aber ergingen alle Schrecken barbarischer Feindeswuth. Mohammed, zur Ermunterung seiner Streiter, hatte ihnen die Plünderung verheissen. Dürstend nach Blut und nach Beute stürzten die Türken in die Strassen, in die Häuser, in die Kirchen; keine Zufluchtsstätte war für die zitternden Bürger. Weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand wurden geschont. Ueberall floß das Blut, große Schaaren der Einwohner schleppte man fort in ferne Sclaverey, alles bewegliche Gut wurde zerstört oder geraubt, unermeßliche Schätze kamen in der Siegtrunkenen Hand.

Am dritten Tag endlich verlobte der Sturm, und hielt Mohammed seinen feyerlichen Einzug, eine eiserne Keule in der Faust, mit wildem Blick die Verwüstungs-Scene überschauend. Hierauf wurde Gnade verkündet für den Rest des Griechenvolkes, die Stadt Constantins zum Herrschersitz des Sultans bestimmt und die herrliche Sophienkirche in eine Moschee umgewandelt, die kleinen Reste der paläologischen Herrschaft ohne Mühe gewonnen, auch das Kaiserthum Trapezunt (1461) durch die demuthvolle Unterwerfung des David Comnenus geendet.

XIII.

Die europäische Türkey.

I. Ungesättigt durch so glänzende Erwerbungen, streckte Mohammed seine jetzt noch furchtbarere Hand nach neuem Raub aus. Unter den Gewaltigen Europas war keiner — nach den Verhältnissen oder Gesinnungen — fähig oder geneigt, Retter des Welttheils zu werden. Auch die religiöse Begeisterung flammte wenig mehr in den Gemüthern. Vergebens waren die Bittschreiben des Papstes, vergebens die Predigten des heil. Johannes von Capistran, die Europäer zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Feinde der Christenheit zu bewegen. Nur Hunyad und Scanderbeg behaupteten ihren alten Ruhm. Der erste schlug drey Jahre nach dem Falle Constantinopels (1456) die Osmanen, welche Belgrad belagerten, glorreich zurück, und rettete die wichtige Feste. Der zweyte, zum Erstaunen der Welt, behauptete noch viele Jahre seine albanischen Berge wider die furchtbarste Uebermacht, ward jedoch endlich überwältigt, und starb als Flüchtling auf venetianischem Gebiet (1465).

Desto rascher schritt nun Mohammed voran. Er eroberte Bosnien, entriß den Venetianern viele Inseln und Küstenländer, vertrieb die Genuesen aus der Krimm, schreckte

Italien und alle Abendlande. Außer den zwey Kaiserthümern hat er — nach dem prahlenden orientalischen Style — zwölf Königreiche gestürzt, und zweytausend Städte erobert. Gewiß ist, daß er auf Italien den verlangenden Blick gerichtet, und Alt-Rom mit Neu-Rom zu vereinigen sich vermessen. Schon war Otranto gefallen. Die Christenheit zitterte, vernahm jedoch bald die frohe Kunde von des Räubers Tod. Auf einem Feldzuge gegen Usum Hassan, den turkomanischen Eroberer Persiens, war er (1481) gestorben, mit dem Blick seiner Seele gegen die Abendländer gewandt, und für sich selbst noch die Grabschrift anordnend: „Ich war im Begriff, Rhodus und das stolze Italien zu erobern."

II. Ihm folgte sein Sohn, Bajazet II. (1481—1512), dessen geringere Thatkraft den Christen einige Erholung gewährte. Auch hielt ihn einheimische Gefahr von äußern Unternehmungen ab. Er verlor das Reich durch Empörung seines eigenen Sohnes, Selim I. Dieser eroberte Aegypten und dessen Nebenländer, schleppte den Chalifen gefangen nach Constantinopel, und eignete sich selbst dessen Würde zu. Seit dieser Zeit gelten die osmanischen Sultane bey den Sunniten als Chalifen.

XIV.

Wiederaufleben der Wissenschaften.

I. Als die Türken über die schutzlosen Länder der griechischen Zunge hereinstürzten, flohen deren edelste Bewohner, das Joch der Ungläubigen scheuend, nach dem gastfreundlichen, christlichen Abendlande. Bey zunehmender Bedrängniß häuften sich solche Auswanderer, und endlich nach der Eroberung Constantinopels, kamen auch viele griechische Gelehrte, meistens Philologen, nach Italien und andern westlichen Ländern, und verbreiteten allda durch Umgang

und Unterricht, durch Mittheilung und Ueberſetzung claſſiſcher Schriften auf vielen Wegen Geſchmack und philologiſche Kenntniſſe. Beſonders wurde durch ſie die Liebe zur griechiſchen Sprache und zu den in derſelben erhaltenen Schätzen im Abendlande rege; man ſammelte ſofort die Werke der alten Griechen, vervielfältigte die Exemplarien durch Abſchrift (und ſpäter durch Druck), und ordnete ſorgſam das Studium der griechiſchen Sprache. Nicht minder angelegen wurden die lateiniſche Sprache und Literatur betrieben, zum Theil ſchon früher, als die griechiſche, nachmals mit der letztern wetteifernd, oder auch wechſelſeitig ſich unterſtützend. Nach dem Muſter der großen Claſſiker ſuchte man nun den eigenen Styl zu bilden, und dem Flug ihres Genies mit eigenen Schwingen nachzuſtreben.

II. Obſchon die Wiſſenſchaft eine Tochter des freyen Geiſtes und wenig folgſam dem Machtworte der Gewaltigen iſt, mag ſie dennoch leichter emporkommen durch deren freundliche Pflege; ja ſie bedarf derſelben zum Gedeihen vieler ihrer Zweige. In der eiſernen Zeit des Fauſtrechts erhob ſich nur ſelten ein Gewaltiger zur Achtung des friedlichen Talents und der geiſtigen Kraft. Jetzt aber, in Folge der geänderten Verhältniſſe, und als edelſter Ausdruck einer zum Beſſern gewandten Zeit, erſchienen liberale Fürſten, mächtige Beförderer der Wiſſenſchaft und Kunſt, durch Gründung von Unterrichtsanſtalten, Herbeyſchaffung reicher Hülfsmittel, und freundliche Ermunterung des Genies. Vor allen andern erwarb durch ſolches edles Wirken das Haus der Mediceer großen Ruhm. Man nennt von ihnen das Jahrhundert, worin Cosmus, der Stifter ihrer Größe, und ſein vortrefflicher Enkel, Lorenzo, lebten. Auch die ſpätern Mediceer waren meiſtens den Wiſſenſchaften hold, viele perſönlich ausgezeichnet in denſelben. Andere Fürſten Italiens eiferten den Mediceern nach, und theilten ihren Ruhm. So in Ferrara Lionell von Eſte, und Borſo ſein Bruder; in Mailand Philipp Maria Visconti, ſeines Hauſes der letzte, nicht minder Franz Sforza und ſein

Sohn Ludwig Moro; in Neapel Alphonsus V., in Mantua mehrere Gonzaga's; in Rom aber vor allen Papst Nicolaus V., der Gründer der großen vaticanischen Bibliothek, und sein würdiger Nacheiferer Pius II. (Aeneas Sylvius). — Außerhalb Italien machten zumal Carl V. von Frankreich und Mathias Corvinus von Ungarn sich um die Wissenschaft verdient durch treue und fruchtbringende Pflege.

III. Die kostbarsten Denkmale solchen edlen Eifers sind die vielen neu gegründeten oder befestigten, oder emporgebrachten Schulen gewesen, besonders die hohen Schulen oder Universitäten, deren seit den Zeiten der Kreuzzüge eine ansehnliche Zahl, und zum Theil zu großem Glanz sich erhob. Dahin gehören: im zwölften Jahrhunderte: Bologna für die Jurisprudenz, Salerno für die Arzneygelehrtheit, Paris und Oxford anfangs für Philosophie und Theologie, nachher für alle vier Facultäten; im dreyzehnten Jahrhunderte größtentheils nach dem Muster von Paris: Neapel (gestiftet im Jahre 1224), Toulouse (1228), Salamanca (1240), Padua (1250), Montpellier (1289), Lissabon (1290); im vierzehnten Jahrhunderte: Cambridge (1302), Rom (1313), Pisa (1338), Prag (1348), Pavia (1361), Wien (1365), Heidelberg (1386), Cöln (1388), Erfurt (1392), Cracau (1400); im fünfzehnten Jahrhunderte: Würzburg (1402), Leipzig (1409), Valencia (1410), Cremona (1413), Rostock (1419), Löwen (1426), Florenz (1438), Bourdeaux (1441), Trier (1450), Glasgow (1454), Greifswalde (1456), Freyburg (1457), Basel (1459), Presburg (1467), Ingolstadt (1472), Saragossa (1474), Upsala (1476), Tübingen (1477), Mainz (1477), Kopenhagen (1479) — überall mit Bewilligung, ja unter feyerlich erklärter Autorität des Papstes. — Unter den Academieen der Wissenschaften, welche allererst in Italien aufkamen, wurde jene zu Florenz, welche die Mediceer stifteten, die des Cardinals Bessarion zu Rom, beyde vorzüglich für die platonische Philosophie, dann jene, welche durch

des Jovianus Pontanus Bemühungen zu Neapel für die schönen Wissenschaften, und zu Venedig durch Aldus Manutius für Kritik und Bücher-Ausgabe entstanden, berühmt; in Deutschland aber besonders diejenigen, welche Conrad Celtes an verschiedenen Orten, sowohl für die schönen als für die ernsten Disciplinen, zu Stande brachte. — An den meisten Universitäten, auch an einigen Höfen großer Fürsten, wurden allmählig ansehnliche öffentliche Büchersammlungen angelegt; auch zeichneten mehrere Privatgelehrte durch Sammlung von Bücherschätzen sich aus.

IV. Die Wirkung von allem dem wäre jedoch nur beschränkt und vorübergehend, wenigstens abhängig von der Gunst nachfolgender Zufälle, ja Personen gewesen, hätte nicht die Erfindung der Buchdruckerkunst sie ins Unermeßliche erweitert und für immer befestigt. Diese große Erfindung trat ein in dem glücklichsten Zeitpuncte der jugendlich kräftigen, freudig aufstrebenden Geistesthätigkeit der europäischen Völker; eben als es galt, die kostbarsten schon errungenen Schätze in Sicherheit zu bringen, und den Grund zu weitern entscheidenden Fortschritten zu legen. Der deutschen Nation gehört der Ruhm einer so herrlichen Erfindung. Es waren derselben zwey andere, wie den Weg bahnend, vorangegangen: die Erfindung des Linnenpapiers, welches allmählig an die Stelle des älteren baumwollenen Papiers mit unermeßlichem Vortheil getreten, und jene der Holzschneidekunst, die wir schon am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts finden. Man gebrauchte diese theils für Spielkarten, theils für Heiligenbilder, bald auch für Abbildungen naturhistorischer, anatomischer und anderer Dinge, oft mit beygefügten bezeichnenden oder erläuternden Worten. Der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst ist Johann Guttenberg, auch Gänsefleisch genannt, aus dem Rittergeschlechte von Sorgenloch (geb. 1397, gest. 1465), welcher den ersten Gedanken dazu vielleicht in Straßburg faßte, jedoch nicht allda, sondern in Mainz ausführte, unter Beystand Johann

Fauſt's, eines reichen Goldſchmieds daſelbſt (ſeit 1450), und unter ſpäterer Mitwirkung Peter Schöffer's aus Gernsheim (ſeit 1453), welcher die Erfindung vervollkommnete. Seit der Erfindung dieſer Kunſt iſt kein völliger Rückfall in die alte Barbarey möglich. Sie hat die Ueberreſte der gebildeten Vorzeit gerettet und überall verbreitet; kein Brand zu Alexandrien oder zu Pergamus kann mehr die Quellen der literariſchen Cultur mit Einem Schlage vernichten. Sie knüpft durch das Band der Publicität die entfernteſten Völker zuſammen, und macht die Schätze der Weisheit zum Gemeingut aller Nationen.

Ob nun alle dieſe Hülfsmittel der wiſſenſchaftlichen Bildung, und ob die dadurch errungene wiſſenſchaftliche Bildung ſelbſt überall zum Beſten der Menſchheit, oder theilweiſe auch zu ihrem Schaden und Verderben angewendet worden, das lehrt „die Geſchichte neuerer Zeiten.“

Zeittafel

der mittlern Geschichte.

1	Geburt unsers Herrn und Heilands Jesus Christus.
9	Hermann schlägt die Legionen des Varus.
14	Kaiser Augustus stirbt. Ihm folgt Tiberius.
33	Jesu Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt.
37	Kaiser Caligula.
40	Kaiser Claudius.
54	Kaiser Nero. Seneca.
66	Erste Christenverfolgung. Petrus und Paulus sterben in Rom den Martertod.
69	Kaiser Vespasian.
70	Zerstörung Jerusalems.
79	Kaiser Titus. Der ältere Plinius. Pompeji und Herculanum verschüttet.
96	Kaiser Nerva.
98	Kaiser Trajan. Plutarch. Tacitus. Der jüngere Plinius.
100	Tod des Apostels und Evangelisten Johannes.
117	Kaiser Hadrian.
138	Kaiser Antoninus Pius.
161	Kaiser Marcus Aurelius. Der marcomannische Krieg.
180	Kaiser Commodus, Sohn Marc Aurel's.
193	Die Soldaten fangen an, Kaiser zu machen. Didius Julianus.
200	Fingal und Ossian.
211	Innere Zerrüttung im römischen Reiche, und Feinde von aussen: die Perser im Osten, und die deutschen Völkerbünde im Norden und Westen.

226 Neu-Persien, oder die Herrschaft der Sassaniden bis 651.
235 Kaiser Alexander Severus ſt.
270 Kaiser Aurelian. Zenobia, Königinn von Palmyra.
276 Kaiser Probus.
284 Kaiser Diocletian. Er nimmt noch einen Mitregenten und zwey Cäsarn als Regierungsgehülfen an gegen die Angriffe der Feinde von allen Seiten.
306 Sechs Regenten: Galerius, Severus, Maximin, Constantin der Große, Maximian, Maxentius.
307 An die Stelle des hingerichteten Severus tritt Licinius.
324 Constantin der Große allein Kaiser. Das Christenthum Staatsreligion. Allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa gegen Arius (325). Verlegung der Residenz nach Constantinopel (330).
361 Kaiser Julianus Apostata.
370 Athanasius, Basilius, Johannes Chrysostomus, Kirchenlehrer.
375 Einfall der Hunnen in Europa. Anfang der großen Völkerwanderung.
379 Kaiser Theodosius der Große, seit 394 allein. Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Kirchenlehrer.
395 Theilung des Reichs unter die Söhne des Theodosius, Honorius und Arcadius, jener im Occident, dieser im Orient.
406 Burgunder, Sueven u. a. dringen ins weström. Reich.
410 Der Westgothe Alarich erobert Rom. Westgothisches Reich in Gallien (419). Sueviſches Reich in Spanien.
429 Vandaliſches Reich in Afrika. Franken in Gallien.
445 Attila, König der Hunnen. Venedig.
449 Angeln und Sachsen unter Hengist und Horst stiften in Britannien sieben Königreiche.
476 Umsturz des weström. Kaiserthums. Romulus Augustulus. Odoacer.
481 Der Merowinger Chlodwig König der Franken (ſt. 511).

493	Ostgothisches Reich unter Theodorich in Italien.
496	Der Frankenkönig Chlodwig wird Christ.
527	Kaiser Justinian I., groß durch seine Feldherren und Gelehrten: Belisar, Narses, Tribonian.
529	Orden des heiligen Benedict von Nursia zu Monte Cassino.
531	Coshru I. Anuschirvan, König von Persien.
553	Sturz des ostgothischen Reiches in Italien.
565	Kaiser Justin II.
568	Longobardisches Reich in Italien. Alboin.
590	Papst Gregor der Große (st. 604).
609	Mohammed aus dem arabischen Stamme der Koreischiten.
622	(15. July) Mohammeds Flucht (Hedschra) von Mecca nach Medina. Anfang der arabischen Zeitrechnung.
632	Mohammed st. Abu Bekr der erste Chalife.
640	Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek auf des Chalifen Omar Befehl.
651	Jzdescherd II., letzter König von Persien, verliert an die Araber Thron und Leben.
661	Chalifen aus dem Hause der Ommaijaden (bis 750).
700	Pipin von Heristall, erblicher Majordomus des Frankenreichs.
711	Die Araber in Spanien (bis 1492). Schlacht bey Xeres de la Frondera. Pelayo.
718	Winfried oder Bonifacius, Apostel der Deutschen (bis 755).
732	Carl Martell schlägt die Araber bey Tours. Chalifat in Spanien (Cordova) durch Abdorrhaman.
750	Chalifen aus dem Hause der Abbasiden.
752	Pipin der Kleine, König der Franken. Carolinger (in Deutschland bis 911, in Frankreich bis 987). Anfang des Kirchenstaats.
768	Carl der Große (seit 771 allein), Gründer des großen fränkischen Reichs vom Ebro bis an die Raab in Ungarn, und von der Tiber bis an die Eider. Alcuin. Eginhard.
786	Harun al Raschid (bis 809).
800	Carl der Große, durch Papst Leo III. römischer Kaiser.

814 Carl der Große st. Ludwig der Fromme (bis 840). Streifereyen der Normänner zur See.
827 Egbert, König von ganz England.
842 Piast, erster Herzog der Polen.
843 Theilung des fränkischen Reiches durch den Vertrag von Verdün unter Kaiser Lothar (Italien nebst Burgund und Provence), Carl den Kahlen (Frankreich), und Ludwig (Deutschland).
861 Island von Normännern besetzt.
865 Rurik in Rußland.
871 Alfred, König in England.
876 Ludwig der Deutsche st. Carlmann (bis 880), Ludwig der Jüngere (bis 882), und Carl der Dicke (bis 887), der letztere in Frankreich, Italien und Deutschland.
887 Arnulph in Deutschland. Ankunft der Ungarn oder Magyaren an der Donau.
899 Ludwig das Kind in Deutschland.
900 Die Ungarn erobern Pannonien; Ursprung ihres Reichs.
911 Conrad I., der Franke, in Deutschland.
912 Der Normann Robert I., Herzog von der Normandie.
919 Heinrich I., der Sachse, in Deutschland.
933 Niederlage der Ungarn bey Merseburg.
936 Otto I. in Deutschland und (seit 951) in Italien, erneuert (962) die kaiserliche Würde.
955 Hauptniederlage der Ungarn auf dem Lechfelde.
964 Miecislav in Polen.
973 Otto II. in Deutschland und Italien.
981 Wladimir der Große in Rußland.
983 Otto III. in Deutschland und Italien.
987 Ludwig der Faule, der letzte Carolinger, st. Die Capetinger auf dem französischen Throne (bis 1328).
997 Stephan der Heilige in Ungarn.
1002 Heinrich II. in Deutschland und Italien.
1016 Canut der Große von Dänemark, König in England.
1024 Conrad II., der Salier, in Deutschland und Italien.
1037 Anfang des seldschukischen Reichs durch Togrul-Beg.
1039 Heinrich III. in Deutschland und Italien.

1042	Trennung der Griechen von der römischen Kirche durch den Patriarchen Michael Cerularius zu Constantinopel.
1056	Heinrich IV. in Deutschland und Italien.
1059	Robert Guiscard, der Normann, Herzog in Apulien und Calabrien, Vasall des Papstes.
1066	Wilhelm, Herzog von der Normandie, erobert England.
1073	Hildebrand als Gregor VII. Papst (bis 1085).
1096	Erster Kreuzzug. Gottfried von Bouillon.
1099	Jerusalem erobert.
1106	Heinrich V. in Deutschland und Italien. Aufblühen und Freyheit der italienischen Städte.
1125	Lothar II., der Sachse, in Deutschland und Italien.
1130	Roger II., erster König beyder Sicilien.
1138	Conrad III., der Hohenstaufe, in Deutschland und Italien.
1147	Zweyter Kreuzzug. Der heil. Bernhard.
1152	Friedrich I., der Hohenstaufe, in Deutschland und Italien.
1154	Das Haus Plantagenet-Anjou auf dem englischen Thron.
1187	Saladin erobert Jerusalem.
1189	Dritter Kreuzzug. Richard Löwenherz.
1190	Heinrich VI., der Hohenstaufe, in Deutschland und Italien.
1197	Philipp und Otto IV. in Deutschland und Italien.
1198	Papst Innocenz III.
1200	Ursprung der Universitäten.
1202	Vierter Kreuzzug. 1204 Constantinopel erobert. Lateinisches Kaiserthum daselbst.
1206	Dschingis-Chan, der Mongole.
1215	Friedrich II., der Hohenstaufe, in Deutschland und Italien. Magna Charta in England.
1217	Fünfter Kreuzzug.
1226	Ludwig der Heilige, König von Frankreich.
1241	Ursprung des hanseatischen Bundes.
1248	Sechster Kreuzzug.
1250	Conrad IV., der Hohenstaufe, in Deutschland (bis 1254). Faustrecht in Deutschland.

1261 Ende des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel. Paläologen.
1268 Conradin, der letzte Hohenstaufe, in Neapel enthauptet.
1270 Siebenter und letzter Kreuzzug.
1273 Rudolph von Habsburg, deutscher Kaiser.
1282 Sicilianische Vesper. Sicilien kommt an das Haus Aragonien, Neapel bleibt bei Anjou.
1292 Adolph von Nassau, deutscher König.
1298 Albrecht I. von Oesterreich, deutscher König. Osman.
1308 Helvetische Eidgenossenschaft. Wilhelm Teil. Heinrich VII. von Luxemburg, deutscher König.
1310 Haus Visconti in Mailand.
1313 Ludwig der Bayer, deutscher Kaiser.
1328 Das Haus Valois auf dem Throne von Frankreich (bis 1589).
1337 Hundertjähriger Krieg zwischen Frankreich und England.
1347 Carl IV. von Böhmen, deutscher Kaiser (goldene Bulle). Große Pest in Europa. Verfolgung der Juden.
1354 Erfindung des Schießpulvers durch Berthold Schwarz?
1369 Timur, mongolischer Eroberer.
1371 Die Stuarts auf dem schottischen Throne.
1378 Wenceslaus von Böhmen, deutscher König.
1397 Calmarische Union durch die Königinn Margaretha in Scandinavien.
1400 Ruprecht von der Pfalz, deutscher König.
1401 Haus Medici in Florenz.
1410 Sigismund von Ungarn, deutscher Kaiser.
1414 Concilium zu Constanz. Hussiten.
1429 Johanna, die Jungfrau von Orleans.
1436 Joh. Guttenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst.
1437 Albrecht II. von Oesterreich, deutscher König.
1440 Friedrich III. von Oesterreich, deutscher Kaiser.
1450 Franz Sforza, Herzog von Mailand und Genua.
1453 Einnahme von Constantinopel durch den osmanischen Türken Mohammed II. Gelehrte Griechen fliehen nach Italien.

1457	Mathias Corvinus in Ungarn.
1462	Iwan Wasiljewitsch in Rußland.
1476	Ferdinand der Katholische und Isabella vereinigen Aragonien und Castilien.
1485	Das Haus Tudor auf dem englischen Throne.
1486	Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung durch Diaz.
1492	Entdeckung von Amerika durch Columbus.

Regententafel

der mittlern Geschichte.

I.

Römische Päpste.

Erstes Jahrhundert.

H. Petrus . . . 42—66.
H. Linus . . . . 66—78.
H. Cletus oder Anacletus . . . 78—91.
H. Clemens I. . . 91—100.

Zweytes Jahrhundert.

H. Evaristus . . 100—109.
H. Alexander I. . 109—119.
H. Sixtus I. . . 119—127.
H. Telesphorus . 127—139.
H. Higynus . . 139—142.
H. Pius I. . . . 142—157.
H. Anicetus . . 157—168.
H. Soter . . . 168—177.
H. Eleutherius . 177—192.
H. Victor . . . 193—202.

Drittes Jahrhundert.

H. Zephyrinus . 202—219.
H. Calixtus I. . 219—222.
H. Urbanus I. . 223—230.
H. Pontianus . . 230—235.
H. Anterus . . 235—236.
H. Fabianus . . 236—250.
H. Cornelius . . 251—252.
H. Lucius I. . . 252—253.
H. Stephanus I. . 253—257.
H. Sixtus II. . 257—258.
H. Dionysius . . 259—269.
H. Felix I. . . . 269—274.
H. Eutychianus . 275—283.
H. Cajus . . . 283—296.
H. Marcellinus . 296—304.

Viertes Jahrhundert.

H. Marcellus I. . 308—310.
H. Eusebius . . . . 310.
H. Melchiades . 311—314.
H. Sylvester I. . 314—335.
H. Marcus . . . . 336.
H. Julius I. . . 337—352.
Liberius . . . 352—366.
(H. Felix II. 3 Jahre anstatt Liberius.)
H. Damasus I. . 366—384.
H. Siricius . . 384—398.
H. Anastasius . 398—401.

Fünftes Jahrhundert.

H. Innocentius I. 401—417.
H. Zosimus . . 417—418.
H. Bonifacius I. . 418—421.
H. Cölestinus I. . 422—432.

H. Sixtus III. . 432—440.
H. Leo I. der Große 440—461.
H. Hilarius . . 461—467.
H. Simplicius . 467—482.
H. Felix III. . . 482—492.
H. Gelasius I. . . 492—496.
H. Anastasius II. . 496—498.
H. Symmachus . 498—514.

Sechstes Jahrhundert.

H. Hormisdas . . 514—523.
H. Johannes I. . 523—525.
H. Felix IV. . . 525—530.
H. Bonifacius II. . 530—532.
Johannes II. . . 532—535.
H. Agapetus . . 535—536.
H. Silverius . . 536—538.
Vigilius . . . 538—555.
Pelagius I. . . 555—560.
Johannes III. . . 560—573.
Benedictus I. . 574—578.
Pelagius II. . . 578—590.
H. Gregorius I. der Große . . 590—604.

Siebentes Jahrhundert.

Sabinianus . . 604—606.
Bonifacius III. . . . 607.
H. Bonifacius IV. 608—615.
H. Deusdedit . . 615—618.
H. Bonifacius V. 619—625.
Honorius I. . . 625—638.
Severinus . . . . . 640.
Johannes IV. . 640—642.
Theodorus I. . . 642—649.
H. Martinus I. . 649—654.
Eugenius I. . . 654—657.
H. Vitalianus . . 657—672.
Adeodatus . . . 672—676.
Donus I. . . . 676—678.
H. Agatho . . . 678—682.
H. Leo II. . . . 682—683.
H. Benedictus II. 684—685.
Johannes V. . . 685—686.
Conon . . . . . 687.
H. Sergius I. . . 687—701.

Achtes Jahrhundert.

Johannes VI. . . 701—705.
Johannes VII. . 705—707.
Sisinnius . . . . . 708.
Constantinus . . 708—715.
H. Gregorius II. . 715—731.
H. Gregorius III. 731—741.
H. Zacharias . . 741—752.
Stephanus II. . . . 752.
Stephanus III. . 752—757.
H. Paulus I. . . . 757—767.
Stephanus IV. . 768—772.
Hadrianus I. . . 772—795.
H. Leo III. . . . 795—816.

Neuntes Jahrhundert.

Stephanus V. . . 816—817.
H. Paschalis I. . 817—824.
Eugenius II. . . 824—827.
Valentinus . . . . 827.
Gregorius IV. . 827—844.
Sergius II. . . 844—847.
H. Leo IV. . . 847—855.
Benedictus III. . 855—858.
H. Nicolaus I. . 858—867.
H. Hadrianus II. . 867—872.
Johannes VIII. . 872—882.
Martinus II. . . 882—884.
Stephanus VI. . 885—891.
Formosus . . . 891—896.
Bonifacius VI. . . . 896.
Stephanus VII. . 896—897.
Romanus . . . . . 897.

Theodorus II. . . 897—898.
Johannes IX. . . . 898.
Benedictus IV. . 900—903.

Zehntes Jahrhundert.

Leo V. . . . . 903.
Chriſtophorius . 903—904.
Sergius III. . . 904—911.
Anaſtaſius III. . . 911—913.
Lando . . . . 913—914.
Johannes X. . . 914—928.
Leo VI. . . . . 928—929.
Stephanus VIII. . 929—931.
Johannes XI. . 931—936.
Leo VII. . . . . 936—939.
Stephanus IX. . 939—942.
Martinus III. . 943—946.
Agapetus II. . . 946—956.
Johannes XII. . 956—964.
(Leo VIII. Gegenpapſt 964—965.)
Benedictus V. . 964—965.
Johannes XIII. . 965—972.
Benedictus VI. . 972—974.
Donus II. . . . . 974.
Benedictus VII. . 975—983.
Johannes XIV. . 983—984.
(Bonifacius VII. Geg. 984.)
Johannes XV. . . . 985.
Johannes XVI. . 985—996.
Gregorius V. . . 996—999.
(Johannes XVII. Geg. 997—998.)
Sylveſter II. . 999—1003.

Eilftes Jahrhundert.

Johannes XVIII. . . 1003.
Johannes XIX. 1003—1009.
Sergius IV. . 1009—1012.
Benedictus VIII. 1012—1024.
Johannes XX. 1024—1033.
Benedictus IX. 1033—1044.
Gregorius VI. . 1044—1046.
Clemens II. . 1046—1047.
Damaſus II. . . . 1048.
H. Leo IX. . . 1049—1054.
Victor II. . . 1055—1057.
Stephanus X. . 1057—1058.
(Benedictus X. Geg. . 1058.)
Nicolaus II. . 1058—1061.
Alexander II. . 1061—1073.
H. Gregorius VII. 1073—1085.
Victor III. . . 1086—1088.
Urbanus II. . 1088—1099.
Paſchalis II. . 1099—1118.

Zwölftes Jahrhundert.

Gelaſius II. . 1118—1119.
Calixtus II. . 1119—1124.
Honorius II. . 1124—1130.
Innocentius II. 1130—1143.
Cöleſtinus II. . 1143—1144.
Lucius II. . . 1144—1145.
Eugenius III. . 1145—1153.
Anaſtaſius IV. 1153—1154.
Hadrianus IV. 1154—1159.
Alexander III. . 1159—1181.
Lucius III. . . 1181—1185.
Urbanus III. . 1185—1187.
Gregorius VIII. . . 1187.
Clemens III. . 1187—1191.
Cöleſtinus III. 1191—1198.
Innocentius III. 1198—1216.

Dreyzehntes Jahrhundert.

Honorius III. . 1216—1227.
Gregorius IX. 1227—1241.
Cöleſtinus IV. . . . 1241.
Innocentius IV. 1243—1254.
Alexander IV. . 1254—1261.

Urbanus IV. . 1261—1264.
Clemens IV. . 1264—1268.
Sel. Gregorius X. 1271—1276.
Innocentius V. . . 1276.
Hadrianus V. . . . 1276.
Johannes XXI. 1276—1277.
Nicolaus III. . 1277—1280.
Martinus IV. . 1281—1285.
Honorius IV. . 1285—1287.
Nicolaus IV. . 1288—1294.
H. Cöleſtinus V. . . 1294.
Bonifacius VIII. 1294—1303.

Vierzehntes Jahrhundert.

Benedictus XI. 1303—1304.
Clemens V. . 1305—1314.
Johannes XXII. 1316—1334.
Benedictus XII. 1334—1342.
Clemens VI. . 1342—1352.
Innocentius VI. 1352—1362.
Urban V. . . 1362—1370.
Gregorius XI. . 1370—1378.
Urban VI. . . 1378—1389.
Bonifacius IX. 1389—1404.

Fünfzehntes Jahrhundert.

Innocentius VII. 1404—1406.
Gregorius XII. 1406—1409.
Alexander V. . 1409—1410.
Johannes XXIII. 1410—1415.
Martinus V. . 1417—1431.
Eugenius IV. . 1431—1447.
Nicolaus V. . 1447—1455.
Calixtus III. . 1455—1458.
Pius II. . . . 1458—1464.
Paulus II. . . 1464—1471.
Sixtus IV. . . 1471—1484.
Innocentius VIII. 1484—1492.
Alexander VI. . 1492—1503.

II.

A. Römiſche Kaiſer.

Erſtes Jahrhundert.

Auguſt 30 v. — 14 n. Chr.
Tiberius . . . . 14—37.
Caligula . . . . 37—41.
Claudius . . . . 41—54.
Nero. . . . . 54—68.
Galba . . . . . 68—69.
Otho . . . . . 69.
Vitellius . . . . . 69.
Veſpaſianus . . . 69—79.
Titus . . . . . 79—81.
Domitianus . . . 81—96.
Nerva . . . . . 96—98.
Trajanus . . . . 98—117.

Zweytes Jahrhundert.

Hadrianus . . . 117—138.
Antoninus Pius . 138—161.
Marcus Aurelius 161—180.
Lucius Verus . 161—169.
Commodus . . 180—192.
Pertinax . . . . . 193.
Didius Julianus . . 193.
Severus . . . . 193—211.

Drittes Jahrhundert.

Caracalla . . . 211—217.
Macrinus . . . 217—218.
Heliogabalus . . 218—222.
Alexander Severus 222—235.
Verus Maximinus 235—238.
Pupienus und Balbinus 238.
Gordianus . . . 238—244.
Philippus . . . 244—249.
Decius . . . . 249—251.
Gallus . . . . 251—253.
Aemilianus . . . 253.

Valerianus . . . 253—259.
Gallienus . . . 259—268.
Claudius . . . 268—270.
Aurelianus . . . 270—275.
Tacitus . . . . 275—276.
Probus . . . . 276—282.
Carus . . . . 282—283.
Carinus . . . 283—285.
Numerianus . . 283—284.
Diocletianus . 284—305.
Maximianus . . 286—305.

Viertes Jahrhundert.

Galerius . . . 305—306.
Constantius I.
Chlorus . . . 305—306.
Galerius . . . 306—311.
Constantin der Große 306—324.
Severus . . . 306—307.
Maximianus . . 306—310.
Maxentius . . 306—312.
Licinius . . . 307—324.
Maximinus . . 307—313.
Constantin der Große allein 324—337.
Constantin II. . 337—340.
Constantius II. . 337—361.
Constans . . . 337—350.
Julianus . . . 361—363.
Jovianus . . . 363—364.
Valentinianus I. 364—375.
Valens . . . 364—375.
Gratianus . . 375—378.
Valens . . . 375—378.
Gratianus . . 378—383.
Theodosius der Große 379—383.
Theodosius der Große 383—392.
Valentinianus II. 383—392.
Maximus . . . 383—388.
Theodosius d. Gr. 392—394.
Eugenius . . . 392—394.
Theodosius d. Gr. allein 394—395.

Fünftes Jahrhundert.

B. Weströmische Kaiser.

Honorius . . . 395—423.
Valentinianus III. 425—455.
Petronius Maximus . 455.
Avitus . . . . 455—456.
Majorianus . . 456—461.
Libius Severus . 461—465.
Anthemius . . . 467—472.
Olybrius . . . 472—473.
Glycerius . . . 473—474.
Julius Nepos . . 474—475.
Romulus Augustulus 475—476.

C. Oströmische oder constantinopolitanische Kaiser.

Arcadius . . . 395—408.
Theodosius II. . . 408—450.
Marcianus . . . 450—457.
Leo I. . . . . 457—474.
Leo II. . . . . 474.
Zeno . . . . 474—491.
Anastasius . . . 491—518.

Sechstes Jahrhundert.

Justinus I. . . 518—527.
Justinianus I. . 527—565.
Justinus II. . . 565—574.
Tiberius II. . . 574—582.
Mauritius . . . 582—602.

Siebentes Jahrhundert.

Phocas . . . . 603—610.
Heraclius . . . 611—641.

Constantin III. . . . 641.
Heracleonas . . . . 641.
Constans II. . . 641—668.
Constantin IV. . 668—685.
Justinian II. . . 685—695.
Leontius . . . . 695—698.
Tiberius III. . . 698—705.

Achtes Jahrhundert.

Justinian II. wiederholt 705—710.
Philippicus . . . 710—713.
Anastasius II. . . 713—715.
Theodosius III. . 715—716.
Leo III. . . . . 716—741.
Constantin V. . . 741—775.
Leo IV. . . . . 775—780.
Constantin VI. . 780—796.
Irene . . . . 796—802.

Neuntes Jahrhundert.

Nicephorus I. . 802—811.
Stauratius . . . . 811.
Michael I. . . 811—813.
Leo V. . . . . 813—820.
Michael II. . . . 820—829.
Theophilus . . . 830—842.
Michael III. . . 842—867.
Basilius I. . . . 867—886.
Leo VI. . . . . 886—911.

Zehntes Jahrhundert.

Alexander . . . 911—912.
Constantin VII. . 912—959.
Romanus I. . . 944—963.
Nicephorus Phocas 963—969.
Johannes I. . . 969—976.
Basilius II. . . 976—1025.
Constantin VIII. 976—1028.

Eilftes Jahrhundert.

Romanus II. . 1028—1034.
Michael IV. . . 1034—1041.
Michael V. . . . . 1041.
Constantin IX. . 1041—1054.
Theodora . . . 1054—1056.
Michael VI. . . 1056—1057.
Isaac Comnenus 1057—1059.
Canstantin X. Ducas 1059—1067.
Romanus III. . 1067—1071.
Michael VII. . 1071—1078.
Constantin XI. Ducas . 1078.
Nicephorus Botoniates 1078—1081.
Alexius I. Comnenus 1081—1118.

Zwölftes Jahrhundert.

Johannes II. Comnenus 1118—1143.
Manuel Comn. . 1143—1180.
Alexius II. Comn. 1180—1183.
Andronicus Comn. 1183—1185.
Isaac Angelus . 1185—1195.
Alexius III. Ang. 1195—1203.

Dreyzehntes Jahrhundert.

Isaac Angelus 1203—1204.
Alexius IV. Angelus 1203—1204.
Alexius V. Ducas . . 1204.

(Lateinische Kaiser zu Constantinopel.)

Balduin I. . . 1204—1206.
Heinrich v. Anjou 1206—1215.
Petrus v. Courtenay . 1217.
Robert von Courtenay 1221—1228.
Balduin II. . . 1228—1261.

(Griechische Kaiser zu Nicäa.)

Theodor Lascaris 1204—1222.
Johannes IV. Vatatzes 1222—1255.
Theodor Lasc. II. 1256—1258.
Johannes IV. Lasc. . 1259.
Michael VIII. Paläologus 1260—1261.

(Griechische Kaiser zu Constantinopel.)

Michael VIII. Paläologus 1261—1282.
Andronicus II. . 1282—1328.

Vierzehntes Jahrhundert.

Andronicus III. 1322—1341.
Johannes V. . 1341—1391.
Cantacuzenus 1347—1355.
Manuel II. . . 1391—1424.

Fünfzehntes Jahrhundert.

Johannes VI. . 1424—1448.
Constantin XI. . 1448—1453.

III.

Neu-Persische Könige oder Sassaniden.

Artaxerxes I. . . 226—241.
Sapores I. . . . 241—272.
Hormisdas I. . . . . 272.
Vararanes I. . . 273—276.
Vararanes II. . . 276—293.
Vararanes III. . . . 293.
Narses . . . . 294—301.
Hormisdas II. . . 301—309.
Sapores II. . . 309—380.
Artaxerxes II. . . 380—383.
Sapores III. . . 383—388.
Vararanes IV. . 388—399.
Izdescherd I. . . 399—420.
Vararanes V. . . 420—440.
Vararanes VI. . 440—457.
Hormisdas III. . . . 457.
Pheroses . . . . 457—488.
Balasch . . . . 488—491.
Kobad . . . . 491—531.
Coshru I. Anushirvan 531—579.
Hormisdas IV. . 579—591.
Coshru II. . . . 591—628.
Siroes . . . . . 628.
Artaxerxes III. . . . 629.
Sarbas und Baharanes 629—631.
Izdescherd II. . . 632—651.

IV.

Arabische Chalifen.

(Mohammed . 622—632.)
Abu Bekr . . . 632—634.
Omar . . . . . 634—641.
Othman . . . . 644—656.
Ali . . . . . 656—661.
Hassan . . . . . 661.

Ommaijaden.

Moawijah . . . 661—680.
Jesid I. . . . . 680—683.
Merwan I. . . . 683—684.
Abdol Malec . . 684—705.
Walid . . . . 705—714.
Soliman . . . 714—717.
Omar . . . . 717—720.
Jesid II. . . . 720—724.
Hescham . . . . 724—743.
Walid II. . . . . 744.
Jesid III. . . . . 744.

Ibrahim . . . . . 744.
Mervan II. . . . 744—750.

Abbaſiden.

Abul Abbas . . 750—754.
Al Manſor . . . 754—775.
Al Modhi . . . 775—785.
Al Hadi . . . . 785—786.
Al Raſchid . . . 786—809.
Al Amin . . . 809—813.
Al Mamun . . . 813—833.
Al Motaſem . . 833—842.
Al Wathek . . . 842—847.
Al Motawakkel . 847—861.
Al Montaſer . . 861—862.
Al Moſtain . . 862—866.
Al Motaz . . . 866—869.
Al Mohtadi . . 869—870.
Al Motamed . . 870—892.
Al Motadhed . . 892—902.
Al Moktafi . . . 902—908.
Al Moktader . . 908—932.
Al Caher . . . 932—934.
Al Radhi . . . 934—940.
Al Mottaki . . . 940—944.
Al Moſtakfi . . 944—946.
Al Mothii . . . 946—974.
Thaii . . . . 974—991.
Al Kader . . . 991—1031.
Kaim . . . . 1031—1075.
Moktadi . . . 1075—1094.
Al Moſtadher . 1094—1118.
Al Moſtarſched 1118—1135.
Raſched . . . 1136—1136.
Al Moktafi . . 1136—1160.
Al Moſtandſched 1160—1170.
Al Moſthadi . 1170—1180.
Al Naſer . . 1180—1225.
Al Dhaher . . 1225—1226.
Al Moſtanſer . 1226—1242.
Al Moſtaſem . 1242—1258.

V.

Könige von Jeruſalem.

Gottfried von Bouillon 1099—1100.
Balduin I. . . 1100—1118.
Balduin II. . . 1118—1131.
Fulco . . . . 1131—1141.
Balduin III. . 1141—1163.
Almerich I. . . 1163—1173.
Balduin IV. . 1173—1185.
Balduin V. . 1182—1185.
Guido von Luſignan 1186—1196.
Almerich II. . . 1196—1205.
Johann von Brienne 1210—1225.
Friedrich II. von Hohenſtaufen . . 1225—1247.

VI.

Könige von Cypern.

Guido v. Luſignan 1191—1196.
Almerich II. von Jeruſalem 1196—1205.
Hugo I. . . . 1205—1219.
Heinrich I. . . 1219—1253.
Hugo II. . . . 1253—1267.
Hugo III. . . 1267—1284.
Johann . . . 1284—1285.
Heinrich II. . . 1285—1324.
Hugo IV. . . 1324—1361.
Peter I. . . . 1461—1369.
Peter II. . . . 1369—1382.
Jacob I. . . . 1382—1388.
Janus . . . 1388—1432.
Johann II. . . 1432—1458.
Charlotte . . 1458—1464.
Jacob II. . . . 1464—1473.
Jacob III. . . 1473—1475.

Catharina Cornaro
1475—1489.

VII.

Vandalische Könige in Afrika.

Genserich	428—477.
Hunerich	478—484.
Gundamund	484—496.
Trasimund	496—523.
Hilderich	523—530.
Gilimer	530—531.

VIII.

Westgothische Könige in Gallien und Spanien.

Wallia	—416.
Theodorich I.	416—451.
Thorimund	451—453.
Theodorich II.	453—466.
Eurich	466—483.
Alarich	485—507.
Gesalrich	507—511.
Theodorich III.	511—525.
Amalarich	525—531.
Theudes	531—548.
Theudegisil	548—549.
Agila	549—553.
Athanagild	553—567.
Liuva I.	567—572.
Leovigild	567—586.
Reccared I.	586—601.
Liuva II.	601—602.
Witerich	602—608.
Gundemar	608—611.
Sisebut	611—619.
Reccared II.	619—620.
Suintilla	621—631.
Sisenand	631—636.
Chintilla	636—640.
Tulga	640—642.
Chindasvinth	642—649.
Recesvinth	649—671.
Wamba	672—680.
Erwig	680—696.
Egiza	696—701.
Witiza	701—710.
Roderich	710—711.

IX.

Ostgothische Könige in Italien.

Theodorich	493—526.
Athalarich	526—534.
Theodat	534—536.
Vitiges	536—540.
Theutobald	540—541.
Totilas	541—553.
Tejas	553—554.

X.

Longobardische Könige in Italien.

Alboin	571—573.
Clephus	574—575.
Autharis	586—591.
Agilulf	592—616.
Adalvald	616—626.
Ariovald	626—638.
Rotharith	638—653.
Rodoald	653—656.
Aripert I.	656—662.
Pentharit	662—663.
Grimvald	663—673.
Pentharit	673—689.
Cunipert	689—701.
Luitpert	701.
Ragunipert	701.
Aripert II.	701—712.

Asprand . . . . . 712.
Luitprand . . . 712—744.
Childeprand . . . . 744.
Rachisius . . . 744—750.
Aistulph . . . . 750—756.
Desiderius . . . 756—774.

XI.

Könige der Franken.

Merovingen.

Meroväus . . . 447—456.
Childerich . . . 456—481.
Chlodwig I. . . . 481—511.
Theodorich I. . 511—534.
Theudebert . . 534—547.
Theobald . . . 547—554.
Chlodomir . . 511—524.
Childepert . . 511—558.
Chlotar I. . . . 511—561.
Siegbert I. . . 561—575.
Childebert II. . 575—596.
Theudebert II. . 596—612.
Guntram . . . 561—593.
Theodorich II. . 596—613.
Siegbert II. . . . . 613.
Charibert . . . 561—572.
Chilperich I. . . 561—584.
Chlotar II. . . 584—628.
Charibert . . . 628—631.
Dagobert . . . 628—638.
Siegbert III. . 638—655.
Chlodwig II. . . 638—656.
Chlotar III. . . 656—670.
Childerich II. . 660—673.
Theodorich III. . 670—691.
Clodwig III. . . 691—695.
Childebert III. . 695—711.
Dagobert II. . . 711—715.
Chilperich II. . . 715—720.
Theodorich IV. . 720—737.
Childerich III. . . 742—752.

Carolingen.

Pipin . . . . . 752—768.
Carlmann . . . 768—771.
Carl der Große, I. römisch. Kaiser 768—814.
Ludwig der Fromme 814—840.
Lothar . . . . 840—843.
Ludwig der Deutsche 840—845.
Carl der Kahle . 840—843.

XII.

Kaiser und Könige im deutschen Reiche.

Ludwig der Deutsche 843—876.
Carlmann . . . 876—880.
Ludwig d. Jüngere 876—882.
Carl der Dicke . 876—887.
Arnulph . . . . 887—899.
Ludwig das Kind . 899—911.
Conrad I. aus Franken 911—919.
Heinrich I. der Sachse 919—936.
Otto I. . . . . 936—973.
Otto II. . . . . 973—983.
Otto III. . . . . 983—1002.
Heinrich II. . . 1002—1024.
Conrad II. d. Salier 1024—1039.
Heinrich III. . 1039—1056.
Heinrich IV. . . 1056—1106.
Heinrich V. . . 1106—1125.
Lothar d. Sachse 1125—1137.
Conrad III. der Hohenstaufe 1138—1152.

Friedrich I. . . 1152—1190.
Heinrich VI. . 1190—1197.
Philipp von Schwaben 1197—1208.
Otto IV. von Braunschweig 1197—1215.
Friedrich II. d. Hohenstaufe. 1215—1250.
Conrad IV. . . 1250—1254.
(Wilhelm Graf v. Holland) 1247—1256.
(Richard von Cornwallis) 1257—1271.
(Alphons v. Castilien) 1257—1273.
Rudolph von Habsburg 1273—1291.
Adolph v. Nassau 1292—1298.
Albrecht I. v. Oesterreich 1298—1308.
Heinrich VII. v. Luxemburg 1308—1313.
Ludwig d. Bayer 1313—1347.
(Friedrich von Oesterreich) 1313—1330.
Carl IV. von Böhmen 1347—1378.
Wenceslaus von Böhmen 1378—1400.
Ruprecht von der Pfalz 1400—1410.
Sigismund von Ungarn 1410—1437.
Albrecht II. v. Oesterreich 1438—1439.
Friedrich III. . 1440—1493.

XIII.

Könige von Frankreich.

Carl der Kahle . 843—877.
Ludwig II. . . . 877—879.
(Ludwig III. . . 879—882.
(Carlmann . . . 879—884.
Carl der Dicke . 884—888.
Odo, Graf v. Paris 888—898.
Carl der Einfältige 898—929.
Rudolph von Burgund 929—936.
Ludwig IV. . . 936—954.
Lothar . . . . 954—986.
Ludwig V. . . . 986—987.
Hugo Capet . . 987—997.
Robert . . . . 997—1031.
Heinrich I. . . 1031—1060.
Philipp I. . . 1060—1108.
Ludwig VI. . . 1108—1137.
Ludwig VII. . 1137—1180.
Philipp August . 1180—1223.
Ludwig VIII. . 1223—1226.
Ludwig IX. der Heilige 1226—1270.
Philipp III. . . 1270—1285.
Philipp IV. . . 1285—1314.
Ludwig X. . . 1314—1316.
Philipp V. . . 1316—1322.
Carl IV. . . . 1322—1328.
Philipp VI. von Valois 1328—1350.
Johann II. . . 1350—1364.
Carl V. . . . 1364—1380.
Carl VI. . . . 1380—1422.
Carl VII. . . 1422—1461.
Ludwig XI. . . 1461—1483.
Carl VIII. . . 1483—1498.

XIV.

Könige von Oberitalien.

Carl der Große . 774—814.
Pipin . . . . 781—812.

Bernhard . . . 812—818.
Ludwig der Fromme 818—840.
Lothar I. . . . 840—855.
Ludwig II. . . . 855—875.
Carl der Kahle . 875—877.
Carlmann . . . 877—880.
Carl der Dicke . 880—888.
Arnulph . . . 893—901.
Ludwig von der Provence 901—915.
Berengar I. . . 915—921.
Rudolph v. Burgund 921—926.
Hugo . . . . . 926—940.
Lothar II. . . . 940—950.
Otto I. . . . 951—973.
Berengar III. . 950—964.
Adelbert . . . 964—966.
Otto II. . . . 973—983.
Otto III. . . . 989—1002.
Heinrich I. . 1002—1024.
Harduin . . 1002—1015.
Conrad II. . . 1024—1039.
Heinrich III. . 1039—1056.
Heinrich IV. . 1056—1106.
Heinrich V. . . 1106—1125.
Lothar III. . . 1125—1137.
Conrad III. . . 1138—1152.
Friedrich I. . . 1152—1190.
Heinrich VI. . 1190—1197.
Otto IV. . . 1197—1215.
Friedrich II. . 1212—1250.

XV.

Könige von Neapel und Sicilien.

A. Von beyden.

Roger, der Normann 1101—1154.
Wilhelm I. . . 1154—1166.
Wilhelm II. . 1166—1189.
Tancred . . . 1189—1192.
Wilhelm III. . 1192—1193.
Heinrich (VI.) der Hohenstaufe . . . 1193—1197.
Friedrich (II.) — 1198—1250.
Conrad (IV.) — 1250—1254.
Conradin — 1255—1258.
Manfred — 1258—1266.
Carl I. v. Anjou 1265—1282.

B. Von Neapel allein.

Carl I. v. Anjou 1282—1285.
Carl II. . . . 1285—1309.
Robert . . . 1309—1343.
Johanna I. . . 1343—1382.
Carl III. . . 1382—1386.
Ladislaus . . 1386—1414.
Johanna II. . . 1414—1435.
Alphons (V.) von Aragonien 1442—1458.
Ferdinand I. . 1458—1494.
Alphons II. . 1494—1495.
Ferdinand II. . 1495—1496.
Friedrich . . 1496—1501.

C. Von Sicilien allein.

Peter I. (III.) von Aragonien 1282—1285.
Jacob II. . . 1285—1296.
Friedrich II. . 1296—1337.
Peter II. . . 1337—1343.
Ludwig . . . 1343—1355.
Friedrich III. . 1355—1377.
Marie . . . 1377—1378.
Martin der Jüngere 1378—1409.
Martin der Aeltere 1409—1410.
Ferdinand . . 1412—1416.
Alphons (V.) von Aragonien 1416—1458.

Johann II. . . 1458—1479.
Ferdinand der Katholiſche 1479—1516.

XVI.

Könige von Spanien.

A. Von Leon.

Pelayo . . . . 718—732.
Favila . . . . 732—738.
Alphons I. . . 738—757.
Froila I. . . . 757—769.
Aurelius . . . 769—775.
Silo . . . . 775—783.
Maurogatus . . 783—789.
Bermudes I. . . 789—791.
Alphons II. . . 791—824.
Ramirus I. . . 824—850.
Ordonius I. . . 850—862.
Alphons III. . . 862—910.
Garſias . . . . 910—913.
Ordonius II. . . 913—923.
Froila II. . . . 923—924.
Alphons IV. . . 924—929.
Ramirus II. . . 929—950.
Ordonius III. . 950—958.
Sanctius . . . 955—967.
Ramirus III. . . 967—982.
Bermudes II. . 982—999.
Alphons V. . . 999—1027.
Bermudes III. 1027—1037.

B. Von Caſtilien und Leon.

Sanctius Major in Caſtillien 1028—1035.
Ferdinand I. — 1035—1065.
Sanctius II. — 1065—1072.
Alphons VI. in Leon 1065—1072.
dann in beyden 1072—1109.
Urraca . . . 1109—1122.
Alphons VII. . 1122—1157.
Sanctius III. in Caſtilien 1157—1158.
Alphons VIII. — 1158—1214.
Heinrich I. — . 1214—1217.
Ferdinand II. in Leon 1157—1188.
Alphons IX. — 1188—1230.
Ferdinand III. in Caſtilien 1217—1230.
dann in beyden 1230—1252.
Alphons X. . . 1252—1284.
Sanctius IV. . 1284—1295.
Ferdinand IV. . 1295—1312.
Alphons XI. . 1312—1350.
Peter . . . 1350—1369.
Heinrich II. . 1369—1379.
Johann I. . . 1379—1390.
Heinrich III. . 1390—1406.
Johann II. . . 1406—1454.
Heinrich IV. . 1454—1474.
Iſabella . . . 1474—1504.

C. Von Aragonien und Navarra.

Garſias Ariſta . . 851—876.
Fortunius . . . 876—905.
Sanctius I. . . 905—926.
Garſias I. . . . 926—976.
Sanctius II. . . 976—995.
Garſias II. . . 996—1000.
Sanctius III. Major 1000—1035.

D. Von Aragonien allein.

Ramirus I. . . 1035—1067.
Sanctius IV. . 1067—1094.
Peter I. . . . 1094—1104.
Alphons I. . . 1104—1134.

Ramirus II. . 1134—1137.
Petronella . . 1137—1150.
Raymund . . 1150—1162.
Alphons II. . 1162—1196.
Peter II. . . 1196—1213.
Jacob I. . . . 1213—1276.
Peter III. . . 1376—1285.
Alphons III. . 1285—1291.
Jacob II. von Sicilien
1291—1327.
Alphons IV. . 1327—1336.
Peter IV. . . 1336—1387.
Johann I. . . 1388—1395.
Martin . . . 1395—1410.
Ferdinand I. . 1412—1416.
Alphons V. . . 1416—1458.
Johann II. . . 1458—1479.
Ferdinand II. der Katholische
1479—1516.

E. Von Navarra allein.

Garsias III. . 1035—1054.
Sanctius IV. . 1054—1076.
Sanctius V. (IV. v. Arag.)
1076—1094.
Peter I. v. Arag. 1094—1104.
Alphons I. — 1104—1134.
Garsias IV. . 1134—1150.
Sanctius VI. . 1150—1194.
Sanctius VII. . 1194—1234.
Theobald I. . 1234—1253.
Theobald II. . 1253—1270.
Heinrich I. . . 1270—1274.
Johanna . . 1274—1284.
Philipp I. (IV. v. Frankreich)
1284—1314.
Ludwig (X.—) . 1314—1316.
Philipp II. (V.—) 1316—1322.
Carl I. (IV.—) 1322—1327.
Philipp III. . . 1428—1343.
Carl II. . . . 1343—1386.
Carl III. . . 1386—1425.
Johann I. . . 1425—1479.
Eleonore . . . . 1479.
Franz Phöbus . 1479—1483.
Catharina . . . 1483.
Johann II. . . 1484—1516.

XVII.

Könige von Portugal.

Alphons I. von Burgund
1112—1185.
Sanctius I. . 1185—1212.
Alphons II. . 1212—1223.
Sanctius II. . 1223—1244.
Alphons III. . 1244—1279.
Dionysius . . 1279—1325.
Alphons IV. . 1325—1357.
Peter der Grausame
1357—1367.
Ferdinand . . 1367—1383.
Johann I. der Unächte
1385—1433.
Eduard . . . 1433—1438.
Alphons V. . 1438—1481.
Johann II. . . 1481—1495.
Emanuel der Große
1495—1521.

XVIII.

Könige von England.

Sächsischer Stamm.

Egbert . . . . 827—838.
Ethelwolf . . . 838—857.
Ethelbald . . . 857—860.
Ethelbert . . . 860—866.
Ethelred . . . 866—871.
Alfred . . . . 871—901.

Eduard I.	901—925.
Athelstan	925—941.
Edmund I.	941—946.
Edred	946—955.
Edwy	955—959.
Edgar	959—975.
Eduard II.	975—978.
Ethelred	979—1016.

Dänischer und sächsischer Stamm.

Swen D.	1012—1016.
Edmund S.	1016—1017.
Canut d. Große D.	1017—1036.
Harald D.	1036—1039.
Hardecanut D.	1039—1041.
Eduard S.	1041—1066.

Normännischer Stamm.

Wilhelm I.	1066—1087.
Wilhelm II.	1087—1100.
Heinrich I.	1100—1135.
Stephan v. Blois	1135—1154.

Haus Anjou.

Heinrich II.	1154—1189.
Richard I. Löwenherz	1189—1199.
Johann ohne Land	1199—1216.
Heinrich III.	1216—1272.
Eduard I.	1272—1307.
Eduard II.	1307—1327.
Eduard III.	1327—1377.
Richard II.	1377—1399.

Haus Lancaster.

Heinrich IV.	1399—1414.
Heinrich V.	1413—1421.
Heinrich VI.	1421—1461.
und	1470—1471.

Haus York.

Eduard IV.	1461—1483.
Eduard V.	1483.
Richard III.	1483—1485.

Haus Tudor.

Heinrich VII.	1485—1509.

XIX.

Könige von Schottland.

Haus Kenneth.

Kenneth II.	833—853.
Donald I.	853—858.
Constantin I.	858—874.
Eth	874—875.
Gregor	875—892.
Donald II.	892—903.
Constantin II.	903—943.
Malcolm I.	943—958.
Indulph	958—967.
Duff	967—972.
Culen	972—976.
Kenneth III.	976—994.
Constantin III.	994—995.
Grim	995—1003.
Malcolm II.	1003—1033.
Donald III.	1033—1040.
Macbet	1040—1057.
Malcolm III.	1057—1093.
Donald IV.	1093.
Duncan	1093—1094.
Edgar	1094—1105.
Alexander I.	1105—1124.
David I.	1124—1153.
Malcolm IV.	1153—1165.
Wilhelm	1165—1214.
Alexander II.	1214—1249.
Alexander III.	1249—1289.

Häuser Balliol und Bruce.

Johann Balliol . 1292—1296.
Eduard I. von England 1296—1306.
Robert Bruce . 1306—1329.
David Bruce . 1329—1332.
Eduard Balliol . 1332—1344.
David Bruce . 1344—1370.

Haus Stuart.

Robert II. . . 1371—1390.
Robert III. . . 1390—1406.
Jacob I. . . . 1424—1437.
Jacob II. . . 1437—1460.
Jacob III. . . 1460—1488.
Jacob IV. . . 1488—1513.

XX.

Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden.

A. Von Dänemark.

Gorm . . . . . c. 863.
Harald II. . . . 948—981.
Sven II. . . . 981—1015.
Canut II. d. Große 1015—1036.
Canut III. . . 1036—1042.
Magnus d. Gute 1042—1047.
Sven III. Eſtritſohn 1047—1074.
Harald III. . . 1057—1080.
Canut IV. der Heilige 1080—1086.
Olav V. . . . 1086—1095.
Erich III. . . 1095—1105.
Nicolaus . . . 1107—1135.
Erich IV. . . 1135—1139.
Erich V. . . . 1139—1147.
Sven IV. . . 1148—1157.
Canut V. . . 1148—1157.
Waldemar I. . 1148—1182.
Canut VI. . . 1182—1203.
Waldemar II. . 1203—1242.
Erich VI. . . 1242—1250.
Abel . . . . 1250—1253.
Chriſtoph I. . . 1253—1259.
Erich VII. . . 1259—1286.
Erich VIII. . . 1286—1319.
Chriſtoph II. . 1319—1334.
Waldemar III. . 1340—1375.
Olav VI. . . . 1376—1387.
Margaretha . . 1387—1388.

B. Von Norwegen.

Harald I. . . . 868—931.
Erich I. . . . 929—936.
Haquin I. . . . 936—961.
Harald II. . . . 961—976.
Haquin II. . . . 976—996.
Olav I. . . . 996—1000.
Sven I. (II. von Dänemark) 1000—1015.
Olav II. . . . 1015—1030.
Sven II. . . . 1031—1034.
Magnus I. der Gute 1034—1047.
Harald III. . . 1048—1067.
Olav III. . . 1067—1093.
Magnus II. . 1067—1069.
Haquin III. . 1093—1094.
Magnus III. . 1093—1103.
Oſten . . . 1103—1123.
Sivard I. . . 1103—1131.
Olav IV. . . 1103—1117.
Magnus IV. . 1131—1136.
Harald IV. . 1131—1137.
Sivard II. . . 1137—1155.
Ingo . . . 1137—1162.
Oſten . . . 1137—1157.
Haquin IV. . . . . 1162.
Magnus V. . . 1162—1178.

Sverus . . . 1178—1202.
Haquin V. . . 1202—1204.
Ingo II. . . 1205—1217.
Gutrom . . . . . 1205.
Haquin VI. . . 1217—1262.
Magnus VI. . 1262—1281.
Erich II. . . . 1281—1299.
Haquin VII. . 1299—1319.
Magnus VII. . 1319—1344.
Haquin VIII. . 1344—1581.
Olav V. . . . 1381—1387.
Margaretha . . 1387—1588.

C. Von Schweden.

Olav getauft . . c. 1008.
Edmund . . . . 1060.
Stenkil . . . 1060—1066.
Inge I. . . . 1066—1112.
Philipp . . . 1112—1118.
Inge II. . . . 1118—1134.
Suerker I. . . 1134—1155.
Erich der Heilige 1155—1160.
Carl I. . . . 1160—1168.
Canut . . . . 1168—1192.
Suerker II. . . 1192—1200.
Erich X. . . . 1210—1216.
Johann I. . . 1216—1222.
Erich XI. . . 1225—1250.
Waldemar I. . 1250—1276.
Magnus I. . . 1276—1290.
Birger II. . . 1290—1319.
Magnus II. . . 1319—1365.
Albert von Meklenburg 1363—1389.

D. Von allen drey Reichen vereinigt.

Margaretha . . 1389—1412.
Erich VII. von Pommern 1412—1439.
Christoph III. von Bayern 1439—1448.
Christian I. von Oldenburg 1448—1481.
Johann . . . 1481—1513.

XXI.

Groß-Fürsten von Rußland.

Rurik . . . . 862—879.
Jahor . . . . 879—945.
Suiatoslav I. . . 945—972.
Jaropolk I. . . . 973—980.
Wladimir I. . . 981—1015.
Suiatopolk I. . 1015—1019.
Jaroslav I. . . 1019—1054.
Iziaslav I. . . 1054—1078.
Usevold I. . . 1078—1093.
Suiatopolk II. . 1093—1113.
Wladimir II. . 1113—1125.
Mstislav I. . . 1125—1132.
Jaropolk II. . . 1132—1139.
Usevold II. . . 1139—1146.
Iziaslav II. . . 1146—1154.
Georgij I. . . 1154—1157.
Andreas . . . 1157—1161.
Rostislav . . 1161—1168.
Mstislav II. . . 1168—1171.
Glieb . . . . 1171—1173.
Roman . . . 1175—1177.
Suiatoslav II. . 1177—1194.
Rurik II. . . . 1194—1211.
Usevold III. . . 1211—1214.
Mstislav III. . 1214—1224.
Wladimir IV. . 1224—1236.
Iziaslav IV. . 1236—1240.
Jaroslav II. . 1238—1247.
Suiatoslav III. 1247—1249.
Andrej I. . . . 1249—1252.
Alexander I. . 1252—1264.
Jaroslav III. . 1263—1271.
Wasilij I. . . 1271—1276.
Dimitrij I. . . 1276—1294.
Andrejj II. . . 1294—1304.
Michael . . . 1304—1318.
Georgij III. . . 1318—1324.
Dimitrij II. . 1324—1326.
Alexander II. . 1326—1328.
Iwan I. . . . 1328—1341.
Simeon I. . . 1341—1351.
Iwan II. . . 1353—1359.
Dimitrij III. . 1359—1362.
Dimitrij IV. . 1362—1389.
Wasilij II. . . 1389—1425.
Wasilij III. . . 1425—1462.
Iwan Wasiliewitsch I. 1462—1505.

XXII.

Herzoge und Könige von Polen.

Piast . . . . . 840—861.
Ziemovit . . . 861—892.

Lesko . . . . . 892—913.
Szemomysl . . 913—964.
Miecislav I. . . 964—999.
Boleslav I. König 999—1025.
Miecislav II. . 1025—1034.
Casimir I. . . 1041—1059.
Boleslav II. . 1059—1081.
Wladislav I. . 1081—1102.
Boleslav III. . 1103—1138.
Wladislav II. . 1138—1156.
Boleslav IV. . 1138—1173.
Miecislav III. 1138—1203.
Heinrich . . 1138—1176.
Casimir II. . . 1178—1194.
Lesko d. Weiße 1195—1226.
Wladislav III. . 1203—1205.
Boleslav V. . 1226—1279.
Lesko . . . . 1279—1289.
Primislav . . 1295—1296.
Wladislav IV. . 1296—1300.
Wenceslav IV. von Böhmen 1300—1305.
Wladislav IV. w. 1305—1333.
Casimir III. . . 1333—1370.
Ludwig v. Ungarn 1370—1382.
Hedwig . . . 1382—1386.
Wladislav V. Jagello 1386—1434.
Wladislav VI. . 1434—1444.
Casimir IV. . . 1444—1492.
Johann I. . . 1492—1501.

XXIII.

Herzoge und Könige von Ungarn.

Almus . . . . 884—890.
Arpad . . . . 890—907.
Zoltan . . . . 907—947.
Torls . . . . . 947—972.
Geysa . . . . 972—997.
Stephan I. König 997—1038.
Peter . . . . 1038—1041.
Samuel . . . 1041—1044.
Peter wiederholt 1044—1046.
Andreas I. . . 1046—1061.
Bela I. . . . 1061—1063.
Salomon . . . 1063—1074.
Geysa I. . . . 1074—1077.
Ladislav I. . . 1077—1095.
Colomann . . 1095—1114.
Stephan II. . . 1114—1131.
Bela II. . . . 1131—1141.
Geysa II. . . 1141—1161.
Stephan III. . . . 1161.
Ladislav II. . . . . 1162.
Stephan IV. . . . 1162.
Stephan III. wiederholt 1162—1173.
Bela III. . . 1173—1196.
Emerich . . . 1196—1204.
Ladislav III. . 1204—1205.
Andreas II. . . 1205—1235.
Bela IV. . . 1235—1270.
Stephan V. . . 1270—1272.
Ladislav VI. . 1272—1290.
Andreas III. . 1290—1301.
Wenzeslav . . 1301—1304.
Otto der Bayer 1305—1308.
Carl I. Robert . 1308—1342.
Ludwig I. d. Große 1342—1382.
Maria . . . 1382—1385.
Sigismund . . 1387—1437.
Albrecht II. von Oesterreich 1437—1439.
Ladislav IV. . 1440—1444.
(Johann Hunyad, Statthalter) . . 1445—1453.
Ladislav VII. . 1453—1457.
Mathias Corvin Hunyad 1458—1490.
Wladislav von Böhmen 1490—1516.

XXIV.

Osmanisch-türkische Sultane.

Osman I. . . 1299—1326.
Orchan . . . 1326—1360.
Murad I. . . 1360—1389.
Bajazet I. . . 1389—1402.
Solyman I. . 1402—1410.
Musa . . . 1402—1413.
Mohammed I. . 1413—1421.
Murad II. . . 1421—1451.
Mohammed II. 1451—1481.
Bajazet II. . . 1481—1512.

554.20